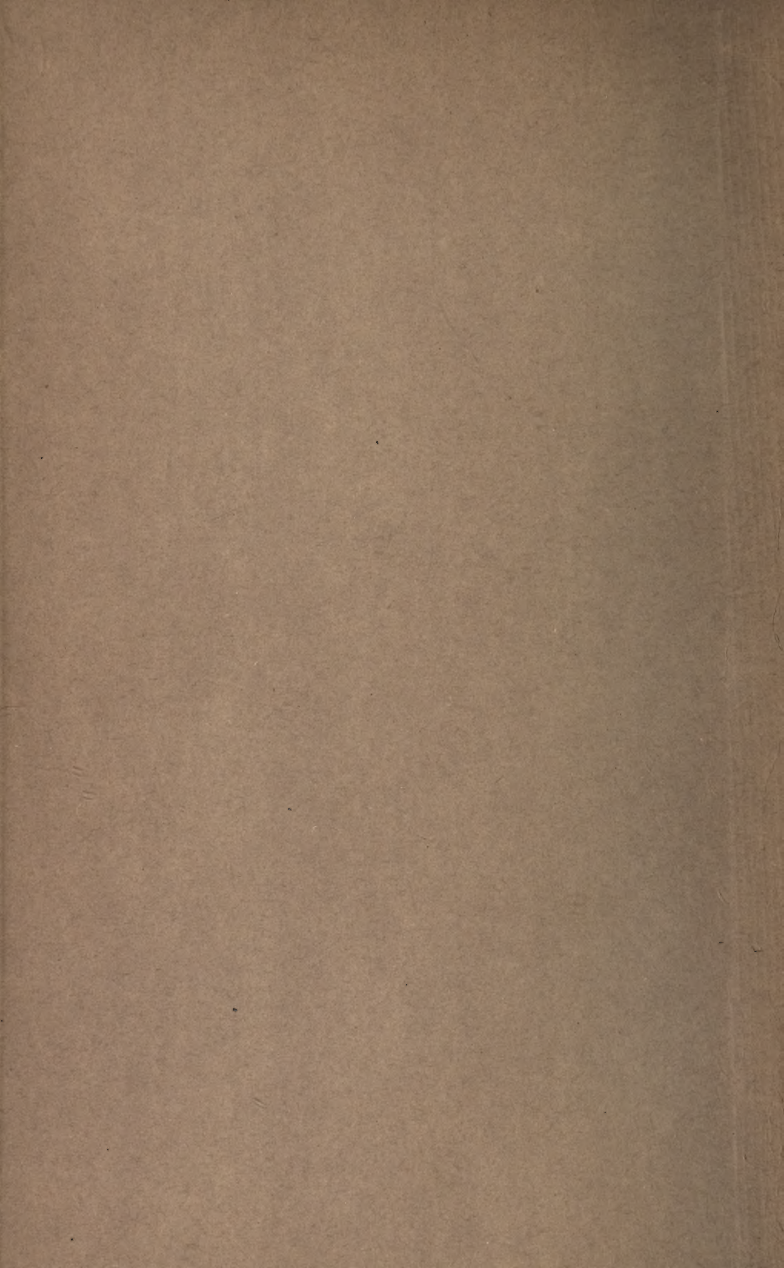
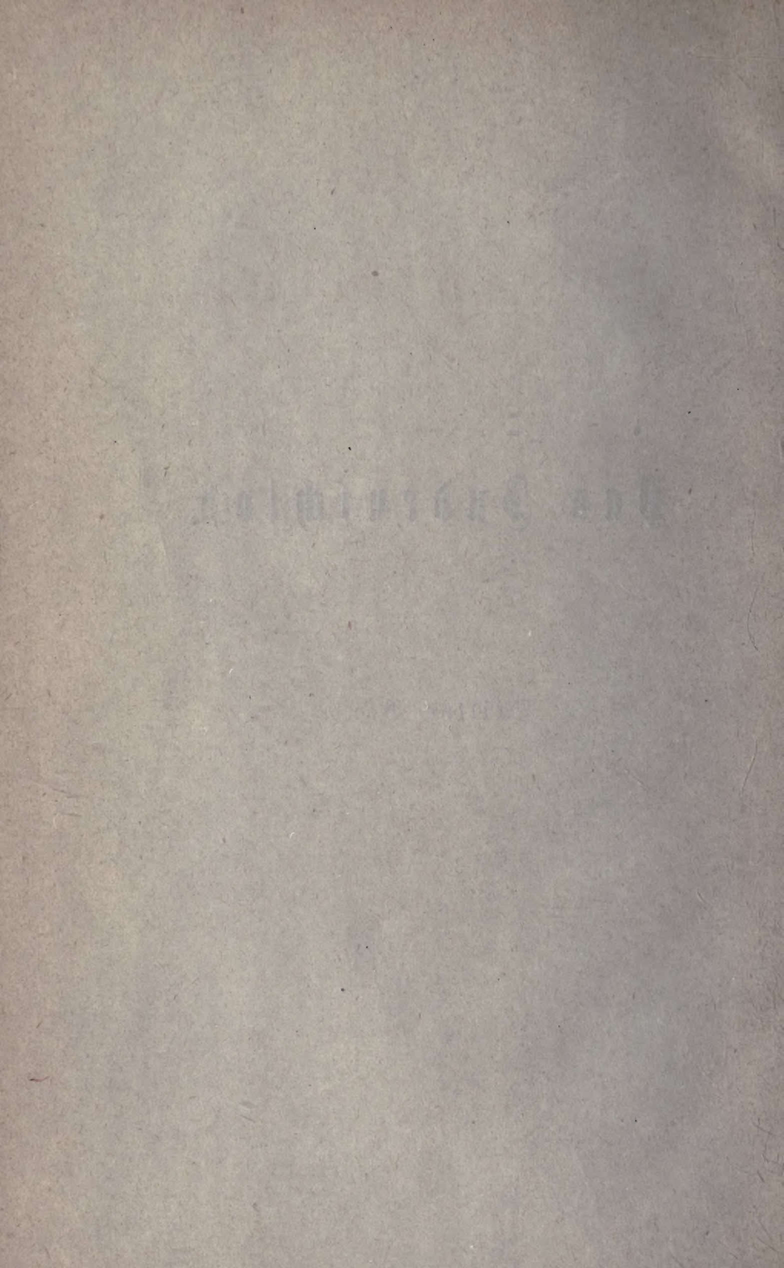






Das Judenschloß.

Dritter Band.



Das

Judenschloß.

Roman

von

Erwin Schlieben.

Dritter Band.

Pressburg und Leipzig
Verlag von Gustav Heckenast.
1876.

I.

Heilige, geheimnißvolle Weihnachtszeit mit deinen lauschigen Abendstunden und bitterkalten, flimmernden Morgenlichtern, mit den kindischen und kindlichen Erwartungen und selbstlosen Sorgen um die Freude geliebter Menschen, mit der liebevollen Wahl und Qual in dem Reichthume, den das Jahr sammelte, den festlichen Vorbereitungen und den behaglichen Schauern der Christnacht! Holde, herzbildende Weihnachtszeit! Unsre Jugend verdankt dir die besten Stunden, und unser Alter die lieblichsten Erinnerungen. Du hast unsre Kindheit mit weihevollen Lichtern durchflimmert und wirst unser grämliches Greisenthum zum lächelnden Kindesalter zurückführen. Du läuterst unsre Familie und veredelst unser Volk.

Heilige Zeit, lichtes, liebliches Fest der Geburt des göttlichen Menschen und des göttlichen Weltalls,

wie sehr hat man dich mißbraucht, wie tief entwürdigt! —

Als einen Engel malen sie dich, der, Gaben im Gewande, zu den strahlenden Fenstern eines schneebeladenen Dörfchens herabschwebt. Sie besingen dein heimatliches Tannengrün, den knisternden Schnee unter den Füßen heimkehrender Mütter, die Kinderaugen, die andächtig zu den kleinen Lichtern, den Sinnbildern himmlischer Lichtgewalten, empor, und schüchtern selbst auf ärmliches Spielzeug und Zuckerbrot hinab schauen, das ihnen in jenem Lichte wie Reichthum blinkt.

Wohl ihnen, die dich nie anders kennen lernten, als im zarten Schneegewande, heilige Weihnacht, mit der Krone von Wachskerzen auf dem blonden Haar, und die dich niemals erkannten, wenn du dich in die Menge drängtest, mit zerrissenem, beflecktem Kleide, und in den zerfahrenen Locken Papierblumen und Rauschgold!

Denn du hast zwei Gestalten. In der einen erscheinst du den Guten, deren Seele in den Heiligthümern der Väter und des Volkes wandelt, in der andern den Argen, die ihre Tempel besudelt und Krämertische nicht bloß im Vorhofe, sondern im Allerheiligsten aufgestellt haben. Vielleicht gar ist dein erstes Bild schon zur Dichtung geworden, dein andres ist Wirklichkeit! — —

Dort zieht er hin durch die Gassen von Berlin,

der weihnachtsgierige Schwarm, regentriefend und die Schleppe des Gewandes im Rinnsal der Gosse. Nach den tandgefüllten Schaufenstern äugeln die Köpfe, und die Körper prallen hart auf einander. Lange Zeit vor dem Feste hat der massenhafte Anreiz begonnen, das betäubende Marktgeschrei, die gleißende Verblendung. Das Gemüth, von den Schaustellungen verlockt, vom Verlangen gepeinigt, oft von Gier gestachelt, verliert die Freude an dem zufallenden Theil, und selbst reiche Gaben erscheinen unter dem Christbaum ärmlich. Oder der mächtigere Strom des Goldes reißt von der prahlenden Weihnachtsfülle heran, was Tändelei, Genußsucht, Eitelkeit nur immer begehren. Dann entweiht Ueppigkeit und Habestolz das Fest, das nur bescheidene Herzen und einfache Gemüther beglückt, und der kindlichen Einbildung auch die schlichte Gabe zum Kleinod zaubert.

Entwürdigt ist das Fest! Es erhöht nicht mehr das Glück der Kindheit, noch erquickt es das Alter mit kindlicher Erinnerung, sondern es erfüllt Kinder mit der Gier der Alten und macht Greisenhäupter zu Kinderköpfen. Nur die Guten bewahren das Fest in seiner Reinheit, dessen Formen, Glanz und Genuß wir als Geschenke von unseren vorchristlichen Altvordern, dessen Andacht und Weihe wir als Gaben der christgewordenen Menschheit schätzen sollen,

Das Verlangen, aus dem Wust und Wirrsal unseres Lebens die erquickende Einfachheit wenigstens für dieses Fest zu retten, ist bei den Edlen des Volkes gewiß lebendig. Der Kaisersohn, der in seinem Reichthum dem Vater nichts zu bieten vermag, das durch Werth oder Auswahl erfreuen möchte, er schafft mit eigener Hand einen hölzernen Stuhl, und die Kerzen des heiligen Baumes strahlen auf solch ein Geschenk mit reinerem Zauber, als auf ein Werk von hoher Kunst und köstlichem Stoffe, das der Thronerbe durch Aufbietung seines Reichthums darbringen könnte.

Das Beispiel steht vor Augen, und ein gleiches geben noch andere Edle unseres Volkes, in deren Sinn und Bestrebung nicht Stoff und Schein überwiegen, sondern bedeutende Ziele, ernste Arbeit, umfassende Wirksamkeit den Werth des Stoffes, des Genusses und des Scheines auf sein Maß beschränkt haben. Da wirkt die Weihnacht, da bessert der Christabend.

Aber für das Volk in seiner Masse — was ist jenes lieblichste aller Feste? Was ist Weihnacht für die weihelosen Kinder der Hauptstadt?

Uebersättigt vom Sehen erscheint der Bube unter dem Christbaum und schreit, daß sein Schaukelpferd nicht so groß ist, wie jenes hinter der Spiegelscheibe unter den Linden. Das sechsjährige Kind greift

den Stoff des Puppenkleides mit kundigen Fingern, vermißt das Zeichen an dem ächten indischen Shawl und fragt, was die Puppe kostet. Das leichtfertige Mädchen zieht ihren Schatz zu einem Fenster mit Goldwaaren und Steinen und deutet auf ein gefälschtes Kleinod, um ihre Liebe nach der Freigebigkeit des Spenders abzumessen. Oder das sittsame Fräulein kauft eine Stickerei, die zu drei Vierteln vollendet ist, schwört ihrem Verlobten, es wäre Alles eigene, mühsame, augentödtende Arbeit und lächelt in verlegener Dankbarkeit, wenn das Gegengeschenk nicht gelb ist oder glitzert. Der Galan betrügt seine Spröde mit falschem Gold um ihre Gunst, oder sucht durch die freie Presse ein Mädchen, das er unter dem Kerzenbaum mit Flittergaben verführen will. Der Ehemann reißt die begehrliche und unaufhörlich Ach! rufende Gattin von den Schauläden und stöhnt vor Sorge, wie er sie am Christabend zufrieden stellen werde. Die Magd rechnet, wie viele Thaler ihre Herrschaft anständiger Weise hergeben müsse. Der blasse, schmutzige Arbeiter eilt mit düsterem Gesichte vorbei, will nichts sehen, sieht zu seinem Ingrimme doch, was die Reichen alles haben können, und weiß voraus, daß er am Christabend, wenn sein Durst nach Branntwein und Bildung gestillt, für das Kind seines Weibes oder seiner Kebse nichts erübrigen wird.

Und dazwischen schleicht wirkliches Elend durch die Pracht der Gasse, Männer ohne Arbeit, ohne Brot, ohne Kraft und Hoffnung, Weiber mit der quälenden Erinnerung an schwelgerische Nächte und gebeugt von der Marter einer schmachvollen Gegenwart, verlumpte, regentriefende, hungrige Kinder, die mit klagender Stimme Schäfchen zu einem Dreier feilbieten oder mit Waldteufeln lärmen und Berliner Witze machen. Buhldirnen und ihre Führer lauern auf ihren Weihnachtsraub, der Taschendieb streift mit schnappenden Fingern an den Gaffenden vorbei, der Einbrecher späht nach einer Gelegenheit und knetet in der Tasche ein Pechpflaster oder klirrt mit Dietrichen.

Das ist die weihelose Weihnacht von Berlin. —

Der Christabend sank herein. Im entlegenen Landhause, wohin kein armes Kind sich verirrt, um durch's Fenster nach einem Christbaume zu schauen, saß Baron Isaac vor dem Kamin. Stirn und Augen ruhten in seiner Hand, und die rothen Flammenscheine zuckten über sein weißes Haar.

Er dachte nicht daran, daß man Weihnacht feierte. Ihm hatten niemals Lichter im Tannengrün geflimmert, und der Reichthum des ganzen Jahres hatte ihm all' sein Lebelang die Freude und Fülle des Festes entbehrlich gemacht. In jüngeren Jahren hatte ihn zwar an

Christabenden mitunter eine Sehnsucht nach dem Glücke ergriffen, von dem er die Welt erfüllt sah und hatte es einmal in befreundetem Kreise mitgenossen, wo ein schönes, blondes Edelmädchen zugegen war, die jetzt als Stiftsdame verkümmerte. Aber das waren vergangene Zeiten, und die Gegenwart lastete zu schwer, um seine Seele für die Erinnerung frei zu lassen.

Wie sollte er die Pflichten, die ihm nach verschiedenen Seiten hin erwuchsen, mit einander vereinigen? Wie sollte er zugleich die Rechte der Edlen vom Ried, die er insgesammt auf die Person Erichs übertrug, mit voller Gewissenhaftigkeit zur Geltung bringen, und dabei doch sein Haus vor Schande und Einsturz bewahren? Wie seinem innersten Bedürfniß nach Gerechtigkeit und Ehrlichkeit genügen und den Widerstand seines Vaters besiegen? Dieser schien in seinem an Wahnsinn grenzenden Eifer für die Erweiterung des Hauses und in seinem ebenso wahnsinnigen Rachedurst gegen das Haus Ried nicht mehr zu unterscheiden, auf welcher Seite Vortheil oder Nachtheil, wo die Rettung und wo das Verderben wäre. Denn während Vortheil auch für das Haus Kaschauer nur dann abzusehen war, wenn seine Fehde gegen das feindliche Haus innerhalb der beiden Familien ausgekämpft oder beigelegt wurde, und seine Vergangenheit verborgen blieb, hatte Baron Abra=

ham durch seinen Enkel Jacob bereits eine öffentliche Anklage gegen die Eschenheimer erhoben, und dadurch diese zu ihrer Vertheidigung aufgerufen. Es war nicht zweifelhaft, daß dem Hause Kaschauer in diesem Kampfe die Waffen bald ausgehen mußten, und daß die Vorwürfe, die man den Eschenheimern vor der Oeffentlichkeit machen konnte, bald erschöpft und über den Verbrechen des alten Abraham schnell vergessen sein würden. Das Verfahren des Letzteren schien beinahe nur dadurch zu erklären, daß ihm näher vor seinem Ende das Ansehen und der Fortbestand seines Hauses gleichgiltiger wurden, und daß er die Vernichtung der Edlen vom Ried mit dem eignen Verderben nicht zu theuer erkauft glaubte.

Woher aber solche Gleichgiltigkeit bei einem Manne, der länger als ein halbes Jahrhundert zum Aufbau des mächtigen Hauses gebraucht hatte? Ein Gedanke nistete sich im Kopfe des Alten ein und wollte nicht weichen, ein Gedanke, der ihn im Leben schon oft gemartert hatte, niemals aber mit solcher Hartnäckigkeit bei ihm verweilt war, wie gegenwärtig.

War vielleicht Abraham nicht sein Vater?

Erdmann hatte, wie aus den Aufzeichnungen seines Bruders und des Mausche Gurwitz hervorging, mit Sarah, seiner Mutter, noch lange Zeit nach der Geburt

ihres ersten Sohnes Umgang gepflogen, und war der Zeitpunkt auch nicht genau festzustellen, wann die Enthüllung ihres wahrhaften Verhältnisses zu Abraham stattfand, so war doch der Unterschied zwischen Isaac's und Rudolf's Jahren nicht so bedeutend, um die gedachte Möglichkeit auszuschließen. Dieser rief sich manchen Auftritt aus seiner Jugend, aus der Zeit, da seine Mutter Sarah noch lebte, ins Gedächtniß zurück, und manches, was ihm an jenen Auftritten bisher räthselhaft erschienen war, schien ihm jetzt nicht mehr so. Der Jähzorn des Vaters, der seine Mutter oft empfindlich traf, verrieth ihm, daß derselbe, obgleich Anstifter ihres Verhältnisses zu Erdmann vom Ried, ihr darüber doch grollte, weil sie von dem widerwärtigen Gatten sich zu bereitwillig dem stattlichen Edelmann zugewandt hatte. Auch manche Härte des Vaters gegen den Knaben, langwierige Mißstimmungen aus späterer Zeit, zuletzt die Abneigung, die zu jahrelanger Entfremdung führte, erschienen jetzt noch anders als durch die Verschiedenheit der Anlagen und Meinungen begründet. Vor Allem war es die kühle, gleichgiltige Pietät, nicht blos des Greises, sondern bereits des Jünglings Isaac gegen Vater Abraham, die ihn, obwohl er sonst zärtlich empfand, beinahe wünschen ließ, daß seine Muthmaßung begründet sein möchte. In diesem Falle wäre ihm sein

Verfahren allerdings erleichtert worden; denn einem Manne, der nicht sein Vater war, durfte er sein Unrecht strenger anrechnen, dessen Versöhnung nachdrücklicher zumuthen, als wenn er bei jedem Schritte die Pflicht des Sohnes zu erwägen hatte.

Aber wer wollte ihm in diesem Punkte zur Gewißheit verhelfen? Es war unmöglich, hier auf den Grund zu kommen, und so mußte es denn Isaacs Bestreben sein, seinen Vater zu schonen, soviel es die Gerechtigkeit und Billigkeit gegen das Haus Ried zulassen wollte. Er blieb zuletzt bei dem Entschlusse stehen, dem Hause Kaschauer seinen Reichthum nur insoweit zu bewahren, als dieser das Erzeugniß von Abrahams Finanztalent war, dagegen das Grundeigenthum der Familie vom Ried so weit es noch möglich war wiederherzustellen und von seinen Lasten zu befreien. Auf diese Weise muthete er seinem Hause ein großes, aber kein zerstörendes Opfer zu.

Diesen Entschluß hielt er für seinen Sohn Jacob bereit, den er für die Abendstunde zu sich befohlen hatte, um ihm seinen Willen endgiltig kundzugeben.

Jacob erschien ungeduldig schon vor der festgesetzten Zeit, wurde aber angewiesen zu warten, und Baron Isaac wandelte bis zum Schlage der Uhr im Zimmer, um sich völlig zu beruhigen. Denn es war nöthig,

seinem Sohne auch durch äußerliche Fassung zu beweisen, daß er nach ruhiger Erwägung, nicht infolge ängstlicher oder übergroßmüthiger Anwandlungen handelte. Als derselbe in schnaufender Aufregung eintrat, hieß er ihn ruhig niedersitzen und seinen Verstand herbeizurufen, statt leidenschaftlichem Eifer Uebermacht zu gewähren. Dann setzte er sich ihm gegenüber und begann:

„Ich setze voraus, daß Du Dich beeilt hast, den Großvater von der Wendung der Dinge zu benachrichtigen. Ich frage, ob er Dich über seine und die Vergangenheit unseres Hauses vollständiger aufgeklärt hat, als ich es bis jetzt für angemessen hielt."

„Nichts hat er mir sagen wollen!" rief Jacob. „Er ist wie unklug! Wenn Eschenheim genannt ist Kaschauers Ruh, sagt er, wenn der Oberst sitzt im Zuchthaus, und sein Sohn ist ein Schnorrer, dann wird er sterben können, und was dann aus dem Hause Kaschauer wird, soll ihm gleich sein. Ich denke aber, wir müssen schon ein paar Jahre lang Dummheiten über Dummheiten machen, bis es zu Grunde geht."

„Du magst aus dem Zustande des Großvaters erkennen," antwortete Isaac, „daß er Ursache hat, seine Vergangenheit vor den Seinigen zu verstecken. Ich kenne dieselbe gänzlich; denn es sind nicht allein die Aufzeichnungen, von denen ich gesprochen, und über deren Aecht-

heit ich mir Sicherheit verschafft habe, sondern mehr noch meine Erinnerungen, die von dem Inhalt jener Schriftstücke in keinem Punkte abweichen. Ich handle also nicht übereilt, und ich habe auch Zeit gehabt, den Vortheil unseres Hauses zu erwägen. Ich glaube den Weg aufgefunden zu haben, Gerechtigkeit und Billigkeit gegen Jene walten zu lassen, die von Deinem Großvater in unerhörter Weise geschädigt sind, und hoffe, daß ich meinen Kindern dadurch nicht schade. Denn einen Schaden nenne ich's nicht, wenn wir ein paar unrechtmäßige Millionen verlieren —"

Jacob unterbrach den Vater mit einem Ausruf der Entrüstung, und sein Schnurrbart sträubte sich. Aber der Vater ließ ihn hart an: „Du hast zu gehorchen. Wenn der Großvater euch Buben nichts mittheilen will, so hab' ich auch keine Lust dazu, und da heißt's gehorchen, und weiter nichts. Denn ich weiß, wie ich zu Werke gehen soll, und warum; ihr Buben aber wißt es nicht. Ich trete jetzt in meine Rechte, die mir bisher gleichgiltig waren, weil mir eure Arbeit nicht gefiel. Jetzt aber gilt es gut zu machen was wir seit einem halben Jahrhundert geschädigt haben, und wenn ihr Miene macht, gegen mich zu handeln, so erinnere ich euch, daß ich nöthigenfalls unter dem Schutze der Gerichte vorgehen kann. Wie die Sachen stehen ist allen Betheiligten ge-

holfen, wenn wir den guten Willen zeigen, begangenes Unrecht gut zu machen, und die Herren vom Ried ihrerseits, uns zu erlassen was nicht mehr gut zu machen ist. Kommt keine gütliche Einigung zu Stande, so ist es mit der Schmach des Hauses Ried, die übrigens unverdient und von Deinem Großvater künstlich herbeigeführt ist, nicht abgethan, sondern die Schande, oder, wenn diese euch Buben gleichgiltig ist, der Sturz des Hauses Kaschauer folgt nach. Denn können die Herren vom Ried uns auch vor Gericht schwer beweisen, was wir ihnen Entsetzliches zugefügt haben, so wird es doch vor die Oeffentlichkeit kommen. Die wird manchen Beweis herausfinden, und wenn ich gefragt werde, so werde ich nicht sagen dürfen, daß wir Recht haben."

„Aber was ist geschehen?" fragte Jacob empört. Es verdroß ihn unmäßig, daß man ihn nicht völlig ins Vertrauen ziehen wollte.

„Das wirst Du nach dem Tode des Großvaters erfahren, nicht früher. Keiner von euch, die von seinem Unrecht wissen, soll vor ihn kommen. Er wird wissen, warum ich so handeln muß, und wird wenig dagegen thun. Ich sage Dir also was geschehen soll. Ich will kein Aufsehen machen, vor Allem nicht unter unseren Beamten. Ich lasse Dir und Deinen Brüdern also die Leitung der Geschäfte, wie ihr sie bisher unter einander

getheilt habt. Aber ich verbiete hiermit jedes eigenmächtige Vorgehen gegen die Herren von Eschenheim und Hohenried und schärfe Dir ein, bei jedem wichtigen Geschäfte, das auf jene Bezug hat, meinen Befehl einzuholen. Ich will sehen, wie weit ich bei diesem rücksichtsvollen Verfahren mit Dir und Deinen Brüdern komme. Entdecke ich die geringste Eigenmächtigkeit, so schicke ich euch fort und nehme die Beamten unter meine persönliche Leitung. Verstanden? Ihr sollt euren bubenhaften Groll los werden; denn wenn die Häuser Ried und Kaschauer mit einander rechnen wollten, so blieben wir stark in der Schuld. Kein Widerspruch! Zuerst sagst Du den Beamten Bescheid, dann gehst Du meinetwegen zum Großvater. Jetzt geh'. Deine Brüder laß' ich nicht erst rufen. Weh euch, wenn etwas wider meinen Willen geschieht! Es soll mir nicht schwer werden, euch als Buchhalter nach Indien und Australien zu schicken. Fort jetzt!" —

Jacob setzte noch einmal zu Widerrede an, aber er brach ab und rannte schnaufend hinaus. Mehr noch als die Verluste an Geld und Gut, welche dem Geschäfte durch seines Vaters Gerechtigkeit drohten, empörte ihn die Aussicht, daß das feindliche Haus dem Untergange entrissen werden, daß zumal seinem Todfeinde Erich ein besseres Loos fallen sollte, als es ihnen durch Abraham

und Jacob, die sich bisher als die Vorsehung der Edlen vom Ried betrachtet hatten, bestimmt worden war. Seine Sorge um die Millionen war heftig genug, doch erreichte sein Grimm eine Höhe, daß er meinte, sein Erbtheil, sogar den Glanz des Hauses Kaschauer preisgeben zu können, wenn er damit die Demüthigung des Verhaßten erkaufen könnte.

Vorläufig aber mußte er seinem Vater gehorchen, und durfte sich nur geloben, nach einer andern Gelegenheit zur Vernichtung Erichs auf der Lauer zu sein. —

II.

Der alte Christian war seit der Begegnung mit Thora von höheren Gedanken erfüllt, als sein Thürsteheramt sie erforderte, und weil er nun über Erichs Verdacht und seine Altersversorgung ganz beruhigt war, so vermochte er solchen Gedanken eifrig nachzuhängen. Auch ihm hatte das schöne Fräulein es angethan, obwohl es nur eine Jüdin war. Die Ehrerbietung, mit der Erich ihr begegnete, hatte hingereicht, um ihr sein rauhes, wenn auch pflichtmäßiges Benehmen stillschweigend abzubitten und ihr dieselbe Ehrfurcht entgegen zu bringen, wie seinem Herrn selbst. Außerdem war Thora für diesen Herrn, dem er so viel, und neuerdings Verzeihung und gütige Worte verdankte, offenbar bemüht, und wenn seine Erkenntlichkeit für diese Mühwaltung von einer selbstsüchtigen Empfindung beeinträchtigt war, bestand diese doch nur in dem Neide, für seinen Herrn

nicht selber thun zu dürfen, was ein Judenmädchen sich erdreistete.

„Ihr Vater ist in Gefahr!“ — Mochte die Gefahr nun auch vorbei sein, so hatten jene Worte dem alten Diener doch sein Amt zu einem höchst sorgenvollen gemacht. Vor der Thür stehen oder im Pförtnerstübchen sitzen, wenn der Vater eines Herrn wie Erich in Gefahr ist, wurde zur höchsten Pein.

Christian war seines Postens, der durch Erika's Fleiß zum Ruheposten wurde, bereits so froh geworden! Das hohe Thor, das seine ansehnliche Gestalt mit Stuck und Schnitzwerk so stattlich einrahmte, war ihm so vertraut, der schwarze Ledersessel hinter seinem Schalter im warmen Stübchen so behaglich, daß er für seine Lebtage befriedigt war. Mochte er draußen in tiefer Gedankenlosigkeit die Wintersonne anblinzeln oder im Halbschlummer über der Staatsbürger-Zeitung nicken, er träumte von keinem besseren Glück.

Und nun aufgestört durch die Erscheinung eines jüdischen Fräuleins und durch ein drohendes, geheimnißvolles Wort, das sie an den geliebten Herrn, den Sohn seines noch mehr geliebten Vaters, geschrieben hatte! Mit dem Sonnen vor der Thür, dem seligen Blinzeln und überseligen Schlummer war's vorbei. Er trippelte unruhig im Portale hin und her und fuhr die Leute, die aus-

und einzugehen berufen waren, wie Eindringlinge an. Der Lehnstuhl blieb fast beständig leer, die Zeitung ungelesen, und wagte Christian einmal den Versuch, sich in das frühere Glück zurückzufinden, sich in Polster und Zeitung zu versenken und zu murmeln: „Was geht's mich an? Er hat mich nicht zum Vertrauten gemacht und wird sich selbst helfen“ — sogleich rächte sich diese Treulosigkeit und Undankbarkeit, wie er sie schalt, und das jüdische Blatt mit den unheimlichen Worten flatterte ihm so lange durch den Sinn, daß er die armselige Zeitung fortwarf und vor sein Thor stürzte.

Und nun gebannt zu sein an dieses Thor, an das Stübchen, an den Lehnstuhl, das war es, was sein Amt ihm jetzt so sauer machte. Wäre nicht bisweilen ein Auftrag auszurichten gewesen, der ihm Gelegenheit verschafft hätte, einige Straßen weit zu laufen, er wäre in Unbehagen und Bangigkeit verkommen.

Da Erich und der Oberst, wie es doch Pflicht gegen einen anhänglichen und eben vom Verdachte gereinigten Thürsteher gewesen wäre, diesem keine Aufklärung über jene Gefahr gegeben hatten, die er mit seinen beiden kräftigen Armen doch wahrhaftig zur Seite geschoben hätte, so bemühte er sich mit aller Kraft seines Riedheimer Kopfes, auch ohne das Vertrauen seiner Herren hinter deren Geheimnisse zu kommen. Seine

Phantasie setzte aus der geringen Anzahl von Bildern, die ihr zugänglich waren, allerlei Möglichkeiten zusammen, die seinem alten Gebieter drohen könnten. Er sah ihn bald von Mördern, bald von Gläubigern umringt, die sämmtlich grausige schwarze Bärte trugen, und stampfte fäusteballend und zähneknirschend im Portale auf und ab, so daß die Vorübergehenden glaubten, er wolle seine Füße erwärmen. Dabei malte er sich mit Farben so roth und blau wie auf einem Groschenbilde von der Schlacht bei Gravelotte, Scenen von großartiger Wildheit aus, in denen er die riesige Hauptperson war, welche die Mörder und Gläubiger, die dem Herrn Oberst drohten, in wüstem Knäuel einen steilen Treppenabgrund hinabstürzte.

Juden waren es, die dem alten Oberst drohten. So viel stand fest. Denn von wem in der Welt konnte Unglück kommen als von den Juden? Wie in Riedheim, so war's in der Welt. Aber unter allen geschabten und ungeschabten Schwarzbärten, die an seinen grimmigen Augen vorüberhuschten, welchen sollte er zausen? „Wärst du der Rechte," knirschte er mitunter einen Vorübergehenden an, „dich wollt' ich fuchteln, stünd' auch ein Schutzmann dabei, und ich müßte für den Rest meines Lebens in's Loch wandern!"

Unter solchen Gedanken voll Heldenmuth und Opfer-

bereitschaft härmte Christian sich ab, bis er die Last nicht mehr allein trug. Mit der Eßlust schwanden ihm die Kräfte und damit die Zähigkeit, mit welcher er das Geheimniß seines Thürsteheramtes noch drei Tage nach seines Herrn Abreise bewahrt hatte. So oft seine Tochter in ihn drang, ihr anzuvertrauen, was auf dem Blatte des jüdischen Fräuleins gestanden habe, er blieb verschlossen, wie das Haus der Webereigesellschaft es fortan für Unberufene war. Es ging das vorlaute Ding nichts an. Glaubte sie etwa helfen zu können?

Als indessen Christian am vierten Tage keinen Bissen seiner Lieblingsspeise zu genießen im Stande war, begann er: „Weißt, Erika, was auf dem Blatte stand?“ Und siehe da, die Eßlust kam in einem Grade wieder, die für die verwichenen Fasttage reichlich entschädigte.

Erika erfuhr nun Alles, was ihr Vater über die Verhältnisse seiner Herren wußte, nämlich so viel, um sie in Angst zu versetzen; denn von einer hoffnungsvolleren Wendung seit Einmischung des Baron Isaac wußte sie nichts. „Ich dachte mir, daß ein Unglück bevorsteht, oder schon gekommen ist,“ sagte sie, „und daß wir unser Bündel bald schnüren müssen. Aber was ist daran gelegen! Der gute Herr Erich jammert mich

am meisten; denn der nimmt sich's zu Herzen, der überlebt es nicht."

„Was singst Du da für ein Unglückslied, Du Nachteule? Weißt am Ende was in aller Zukunft sein wird! Nun, ich denke, der junge Herr ist Manns genug, und der alte auch noch, wenn's drauf ankommt."

„Vater, um zu wissen, was geschehen wird, dazu braucht Einer manchmal nicht allwissend zu sein. Wenn so ein Judenfräulein ganz verstört kommt, so bedeutet das ein Unglück, und wenn sie den Herrn Oberst auch hat beschützen wollen, so wird sie das Unglück nicht abwenden. Er ist zu lange mit den Juden zusammen gegangen, und das muß ihn zuletzt ebenso in's Verderben bringen, wie das ganze Thal von Riedheim."

„Das red'st Du gescheidt," sagte Christian. „Der Oberst war blaß und verstört, war ganz ein andrer Mensch, als ich ihn zum letzten Mal sah. Aber ich denke, nun ist die Gefahr vorbei; denn sonst wäre der Herr Sohn nicht nach Amerika gegangen. Und die gute Frau ist auch bei ihrem Mann, da hat's keine Noth. Und wenn die Noth auch noch da ist — was thut's? Wir können nicht helfen."

„Wir müssen dran denken und wir müssen helfen!" rief Erika so entschieden, daß der Vater die Gabel vom Munde absetzte. Sie wurde blaß und roth und sagte

weiter: „Denn weißt Du, woher das ganze Unglück kommt? Es kommt davon, daß wir den fremden Menschen mit dem Herrn Oberst eingelassen haben. Der hat die wichtigen Papiere fortgenommen, und daraus ist alles Unglück gekommen. Das lasse ich mir nicht ausreden, und wenn ich's bestimmt wüßte, ich könnt' in's tiefste Wasser gehen."

„Würde was Rechtes helfen!" sagte Christian und warf die Gabel hin. „Aber wenn ich's bestimmt wüßte —!" brüllte er und hob die andre Faust mit dem Messer.

„Nun, was könntest Du thun, Vater?"

„Was nöthig ist. Einhauen, stehlen, morden, und wenn's Zuchthaus bringt. Sitzen dort ja auch feine Leute."

„Vielleicht wär' das Alles nicht nöthig, wenn wir nur wüßten, woran es liegt."

„Am Gelde. Woran sonst?"

„Nein, Vater, dann wär' das Fräulein nicht so verstört gekommen. Es muß etwas Schlimmes sein, und wir können es vielleicht erfahren."

„Von wem? Wir haben keine so noble Bekanntschaft, wie den Kammerdiener des ewigen Juden oder des wahren Jacob."

„Aber die Ludwika, vom Gärtner in Roggenau die Zweite, Du kennst die?"

Christian schlug mit Faust und Messer auf den Tisch: „Das Blitzmädel, das sie mitgenommen haben! Das ist auch Eine, die von ihnen um Seel' und Seligkeit betrogen ist. Nun merk' ich was. Die willst Du fragen. Ist sie noch Kammerjungfer bei der Baronin Jacob?“

„Kammerjungfer!“ sagte Erika unwillig. „Ist sie nie gewesen. Sobald sie herkam — schöne Wohnung — schöne Kleider —“

„Was? Das sauberste Ding im Thal außer meinen, und hat beim Juden gelegen? Und mit der red'st Du, Mädel?“

„Sie kam, um auf meiner Maschine etwas zu nähen, und ich habe sie fortgeschickt. Es that mir wehe, aber ich konnte nicht anders. Der Salmche Gurwitz ist hier in Berlin und hat mich aufgespürt. Wenn der erfährt, daß ich mit der Ludwika umgehe, so denkt er Schlimmes und wird noch zudringlicher.“

Christian versuchte noch einen Schluck; aber der schmeckte nicht mehr. Das Glas sank von der Lippe zurück und der Rest des Trankes wurde schal. „Haben sie nicht aufgehört?“ stieß er durch die Zähne. „Ich weiß, daß er hier ist. Er ging, es ist ja wohl vierzehn Tag' her, da ging er vorüber und steckte alle seine weißen Zähne durch den Bart. Ich habe Fäuste gemacht,

aber er hat keine Furcht gehabt, weil's auf offener Straße war. Getraut sich, mich anzureden. „Schöne Stadt, dies Berlin," sagt er. „Schöne Mädchen und viel Geld." — „Wird hier auch immer toller," sag' ich, „ist wieder ein Jude mehr da." — Er lacht und sagt: „Geht bald wieder, nimmt etliche hübsche Mädchen mit für sein lustiges Haus und geht. Wißt ihr keine?" Indem seh' ich mich um, kein Schutzmann ist da, und ich stoß' ihn von mir weg, daß er rücklings in die Gosse fällt. Was er geschrien hat, weiß ich nicht. Und der hört nicht auf —?"

„Die hören nicht auf, so lange Geld mächtiger ist als Tugend," sagte Erika. „Mir hat er von allerhand Kostbarkeiten zugezischelt und in Riedheim hab' ich gehört, er bekommt eine Tantième, oder wie sie's nennen, von jedem unschuldigen jungen Mädchen, das der alte Baron annimmt."

„Hör' auf, Mädel, ich werde wild!" schrie Christian. „Von der Ludwika hast Du reden gewollt."

„Von der ist eben nichts Andres zu reden. Sie hat mit einem Halsschmuck geprahlt, und ich habe gesagt: Ich weiß, Ludwike, was die Glocke geschlagen hat, und in dieses Haus, das unter dem Befehl des Herrn Erich vom Ried steht, darf keiner kommen, der mit Leib und Seele bei den Juden ist."

„Brav, Mädel!“ sagte Christian und versuchte sein abgestandenes Bier.

„Sie hat geweint, hat ihre Sachen genommen und ist gegangen. Sie kommt täglich vorüber, aber immer auf der andern Straßenseite. Ich denke, die könnte was erzählen.“

„Hm —“ sagte Christian, und weiter nichts mehr. Erst nach einer Stunde scheinbaren Schlummers fand er die Forsetzung zu jenem Anfange: „Wann geht sie denn vorbei?“

„Wenn's dunkel wird. Es kann keine Stunde mehr dauern.“

Der Alte stellte sich vor das Portal, spähte mit gekniffenen Augen umher, und Dank jener glücklichen Durchschnittsbildung des Volkes, die keine Langeweile zuläßt, überwand er die voll ausgeschlagene Stunde, bis Ludwika vorbeiging.

„St!“ „St!“ und wieder „St!“ rief er. Ludwika ging mit gesenktem Kopfe vorbei und hörte nicht. Christian wand sich durch das Droschkengetümmel und zankte mit den Kutschern, bis er die Eilende erreichte.

„He, Ludwika, Kind!“

„Guten Abend. Was soll ich?“ fragte Ludwika verschüchtert.

„Komm' auf eine Stunde herein. Riekchen ist allein und plaudert gern."

„Sie will nichts von mir wissen," antwortete Ludwika weinerlich, „und es hat doch nicht viel gefehlt, daß sie wäre wie ich."

„Narrenspossen. Komm, heut' ist Christabend, komm, vertrag' Dich mit ihr, es thut ihr leid. Du hast Recht, wir dürfen mit einander nicht in's Gericht gehen, und die Mädels unter einander schon gar nicht. Komm!"

Ludwika folgte unschlüssig. Aber als Erika vor das Portal trat und ihr fast eben so weinerlich, wie sie selbst war, zurief: „Komm, Ludwika!" da eilte sie der Gespielin mit aufblitzendem Lächeln entgegen. Der Alte begleitete sie nicht.

„Gelt, Ludwika, Du bist mir nicht böse?"

„Ich bin zu traurig. Böse kann ich nicht sein."

„Ich dachte, Du wolltest nur Schmuck und wärst zufrieden."

„Siehst an mir welchen?"

„Ich freue mich, ich sehe keinen."

„Ich hab' ihn verkauft."

„Was denn? Um Geld zu haben?"

„Ich will nach Hause."

„Das ist vernünftig, Ludwika. Hier wärst Du elend geworden."

„Sie werden Augen machen in Riedheim und Roggenau. Aber es ist besser so."

„Wie ist es denn nur gekommen?"

„Meine Wirthin hat mir gesagt, daß meine Wohnung nicht mehr bezahlt wird. Wenn ich wollt' auf eigne Rechnung wohnen bleiben —"

„Sei still!" rief Erika. „Du hast ihr den Rücken gekehrt und hast den Schmuck verkauft und gehst nach Hause. Thu' das. Und was ist vorgefallen?"

„Ich hab' Unglück gehabt."

„Das Unglück ist Dein Glück."

„Du hast Recht. Ich bin fast gestorben vor Grauen."

Erika schauderte.

„Es muß etwas vorgefallen sein," fuhr Ludwika fort. „Als ich im Vorzimmer stand, hört' ich ihn sprechen mit dem Dob Sternberger."

„Dob Sternberger?" rief Erika.

„Ja, weißt Du nicht, daß der hier ist?"

„Ist hier? Bei dem ewigen Juden?"

„Das weiß ich nicht. An dem Abende war er. Es war mir, als sprachen sie, daß der Dob Sternberger abreisen sollte. Und dann im halben Schlafe schrie und lallte der Alte: „Auf Leben und Tod!" und hat

gestöhnt, daß ich vor Angst fortgelaufen wär'. Und fast jede Stunde nach dem Glockenschlage schrak er auf, scharrte und tappte herum, als wollt' er etwas ausgraben oder verscharren. Einmal dacht' ich etwas Hartes wie einen Kasten zu fühlen."

Erika stieß einen kurzen Ruf aus, als käme ihr eine Offenbarung.

„Was ist?"

„Nichts ist. Ich denke, der schläft auf seinem Schatz wie ein Drache."

„Hör' Du, ich denke, da sind mehr als Schätze. Solch' einem alten Juden müssen Geld und Gold und Schmuck doch so zur Gewohnheit geworden sein, daß er sie ruhig im Schranke läßt, wo sie bequemer liegen."

„Hast Recht, Ludwika. Das sind Geheimnisse, gehen uns nichts an."

„Nun, ich war froh, als der Morgen da war. Gräßlich sah er aus mit seinem Riemen an der Stirn und um den linken Armknochen war auch einer gewickelt. Er glotzte mich an, als wüßt' er nicht, daß ich da war, und dann schrie er, ich sollt' hinaus und nicht wiederkommen."

„Armes Ding! Und Du weißt nicht, was ihn so verstört gemacht hat?"

„Nichts weiß ich. Der Kammerdiener draußen hat

mit mir schön thun wollen. Der Alte ist nicht mehr ganz bei Sinnen, sagt' er. So hat er sich mit seinem Kasten doch noch nicht angestellt. Er hat mit dem alten Oberst vom Ried einen Zank gehabt, das hat ihn verdreht gemacht. — Ich bin nicht klug draus geworden, ging mich auch nichts an."

„Geht uns nichts an," schloß Erika und sprach über minder peinliche Dinge.

Als Ludwika Abschied genommen, eilte sie zu ihrem Vater und rief: „Vater, der Mensch, der mit dem Obersten oben war, ist kein Andrer gewesen, als der Dob Sternberger aus Roggenau. Ich hab' ihn nur am Fenster vorbeischlüpfen sehen; aber wenn ich mir seinen Gang vorstelle, und wie er den Kopf hielt, so schwör' ich drauf, es war kein Andrer als der Dob Sternberger. Er hat die wichtigen Papiere für den alten Abraham gestohlen, und der hat sie in seinem Bett vergraben."

„Wie kommst auf den, Rieke? Du siehst Gespenster."

Sie vertraute dem Vater, was sie gehört, und Christian begann herkulisch zu rasen. Er unternahm spät am Abende einen Streifzug nach dem nächtigen Park und sah Dob Sternberger hinter jedem Baume. Er suchte das Landhaus Abraham in der phantastischen

Absicht auf, die doppelten Spiegelscheiben einzustoßen und den Drachenschatz herauszuholen. Er gelangte jedoch nur bis an das Gitter, rüttelte ein wenig daran, und als eine Glocke ganz leise anklang, rettete er sich in die Dunkelheit.

Das Kind unterdessen schaltete in seinem Hauswesen mit sonderbarer Hast, gerötheten Wangen und fliegendem Athem. Dann schrieb sie ein paar Zeilen, vertraute der Frau Krause, der Scheuerfrau, die jeden Abend nach den Treppen sah, den Posten hinter dem Schalter für eine Stunde und eilte mit hübschem Hütchen und Mäntelchen, unter dem sie ein warmes Tuch verbarg, auf die Straße.

Christabend. Die Hauptstraßen waren gedrängt voll Läufern und Gaffern. Erika war nicht unentschlossen über den Weg, den sie zu nehmen hatte. So oft sie einen glänzenden Cylinderhut quersitzen sah, stellte sie sich an eines der Schaufenster, worin die Weihnacht noch in später Stunde mit aller Verführung gleißte.

Vor einer solchen Glaswand verweilte sie und hatte kaum einen Blick für das Dutzend Kleiderpuppen, woran schwarzbraune Jünglinge zupften und glätteten. Sie merkte, wie jemand hinter ihr stehen blieb, und bald darauf erkannte sie das grinsende Gesicht des Salmche Gurwitz dicht an dem ihrigen. Diesmal enteilte sie

nicht. Sie that, als habe sie die Teufelsfratze nicht bemerkt.

„Nun, gnädiges Fräulein?“ begann Salmche.

Erika schwieg.

„Es ist doch eine Sache mit Weihnachten,“ so höhnte der Lasterjude das Fest der Menschheit. „Solche Weihnacht macht andre Menschen. Die Pracht!“ Er schnalzte mit der Zunge. „Nicht wahr, Fräulein? Eine solche Robe zum heiligen Christ, und dann zum Feiertag in der Kirche diese, und Abends auf dem Ball diese, das wär' etwas.“

„Was reden Sie?“ warf Erika hin. „Sie verrücken mir den Kopf doch nicht, das wissen Sie.“

Salmche Gurwitz hatte gewonnen. Sobald ein Mädchen ihn der Antwort würdigte, hatte er gewonnen. Wie eine schwarze Spinne kroch er näher und bewegte die Arme wie Spinnenfüße. „Nicht so stolz, kleines Fräulein. Sie seind zu tugendhaft, Fräulein, Sie seind zu stolz, nehmen Sie mir's nicht übel. Es ist gut, stolz sein und tugendhaft sein in Riedheim und auf dem Dorfe, wo die Mutter sieht, und wo kein Leben ist und kein Geist. Aber hier in der schönen Stadt, wo Leben ist und Geist, und Leute, die es können bezahlen, da ist es dumm, tugendhaft und stolz zu sein. Die Leute wissen nix davon, weil die Stadt ist groß, und

man hat nix davon, weil die Tugend nix werth ist, und weil man nix kann kaufen mit der Tugend. Wenn ich wäre wie Sie, Fräulein Erika, oder meine Tochter hätte das schöne Wesen wie Sie, Fräulein, ich wollte die reichen Herren haben — so.“ Er drehte einen Finger um den andern. „Und Sie, Fräulein, Sie könnten die Reichsten haben in dieser ganzen schönen Stadt, die Krösusse. Es ist unverzeihlich, daß Sie so tugendhaft seind. Sie könnten eine Million verdienen in einem Winter. Man kann dabei immer noch anständig bleiben, und wenn man erst Hunderttausend voll hat, so wird man erst recht anständig.“

„Ich kenne die Welt. Heute die Pracht, und morgen die Acht.“

„Meinen Sie das? Ich garantir' Ihnen —“ sagte Salmche Gurwitz unter Bewegungen, als verkaufte er eine Elle Band — „Sie mit Ihrer Schönheit können sein wie eine Königin, wenn Sie seind klug, und er wird Sie nicht vergessen in seinem Testament.“

Erika sah ihn aufmerksam an, schwieg aber.

„Nu, Fräulein, wollen Sie noch nicht aufhören stolz zu sein?“

Erika ging. Salmche Gurwitz durfte ihr folgen. Noch lange drang er mit seiner Rede auf sie ein.

Erika hütete sich nur, durch schnelle Einwilligung Verdacht zu erregen.

„Und die Schande!“ rief sie endlich.

„Schande! Das kommt auf die Gesellschaft an und auf die Toilette. Und wer weiß es? Wer erfährt es? Ich bin ein verschwiegener Mann. — — Nun, soll ich dem reichen Herrn ein hübsches Püppchen mitbringen zum heiligen Christ?“

Das blonde Kind sagte nichts, ging aber mit dem Kuppler die Straße hinab in den Park. Er führte sie durch die dunklen Gänge an das Gitter des Hauses, durch die Hinterthür in ein wüstes Gemach. Er hieß sie warten und trat in ein Zimmer nebenan, aus welchem alsbald ein kreischendes Lachen scholl. Das Kind zitterte.

Der Jude trat zähnefletschend heraus und zischelte ihr etwas zu, nahm ihr Hut und Mantel ab und versuchte widerliche Scherze. „Nur Muth, Fräulein,“ sagte er.

Abermals ging er hinein und kam wieder. „Er ist noch beim Oren.“*) Noch eine Weile zögerte er und rieth, die Kleider zu lösen — —

Das Kind glaubte zu ersticken. Es blickte nach

*) Beten.

dem Ausgange und traf auf Salmche Gurwitz' höhnisches Gesicht. Er öffnete die Thür zum Zimmer des verwitterten Juden und stieß sie hinein. Sie schleppte das große Tuch, das sie unter dem Mantel getragen, unvermerkt hinter sich.

Der ewige Jude kauerte in seinen Kissen, den Gebetriemen um die Stirn, und lachte wie ein Affe. „Nicht spröde!“ pfiff er.

Sie athmete noch einmal auf, und der ausströmende Odem zitterte. Dann riß sie die Kleider herab, schlug das warme Röckchen mit dem Tuche zusammen und wälzte dieses Bündel mit dem Fuße vor sich hin —

Der Alte umschlang sie mit den krötenhaften Gliedmaßen. Er wärmte sich an ihrer zarten, kindlichen Fülle und nahm aus dem christlichen Leben Kraft für die letzten Tage seines fluchwürdigen Daseins. So wurde die liebliche, jungfräuliche Seele geschändet. Sie dachte zu sterben, sie war wie todt. —

Mitternacht vorbei. Der Alte schrak auf, tastete herum, schlief wieder ein.

Sachte durchsuchte Erika die Kissen unter ihm. Seine knöchernen Glieder ruhten über einem großen, harten Gegenstande.

Erika besann sich kurze Zeit. Sie erhob sich leise. Mit einem Sprunge griff sie nach einem gewaltigen Buche und kehrte damit auf das Lager zurück. Dann zog sie leise an der Truhe. Diese gab nach und glitt unter der Seide fort. An ihre Stelle schob Erika behutsam das große Buch.

Wiederum schrak der Alte auf. Hurtig schob Erika das Buch unter die Kissen, daß es ihm unter die wühlenden Hände kam.

Beruhigt sank er zurück. An seinen widerlichen Leib drängte sich das Kind, daß er ihre Gegenwart im leiseren Schlafe spürte. Aber allgemach und langsam, wie der Zeiger der Uhr schleicht, legte sie das Röckchen, das sie neben das Lager gewälzt, um ihre Hüfte. Der Alte schlummerte unruhiger; sie mußte für eine Zeitlang ablassen. Sie bebte, der Morgen möchte sie überraschen.

Endlich gelang es. Noch einen Blick auf den Alten — er schlief. Flugs das Tuch um die Schultern, die Truhe unter den Arm, die doppelten Fenster auf, Alles geräuschlos, wie eine Schwalbe fliegt.

Sie setzte sich auf die Fensterbrüstung. Ein leichter Schwung, und die nackten Füße standen

draußen im Schnee, der hart an der Wand lag. Auf den Wegen aber war er geschmolzen, und der Koth gefroren.

Sie sprang zum Gitter, es war verschlossen, sie mußte drüber fortklettern. Ihr Röckchen hielt sie, sie riß es los und erreichte mit einem Sprunge, der ihr einen Fuß verrenkte, die Straße. Sie fühlte keinen Schmerz, die Angst verlieh ihr Kraft und Schwung.

Sie hörte etwas wie einen Eulenschrei, gleich darauf ein Poltern wie von Thüren, aber schon flog sie im Schatten des Parkes fort, nach der Stadt, nach ihrer Behausung.

Sie stand am Thor. Sie hämmerte mit der kleinen Faust, bevor sie sich auf die Glocke besann. Fern auf dem Steinpflaster rasselten eilige Tritte.

Der alte Christian wachte im Lehnstuhl, weil sein Kind nicht daheim war. „Oho!“ rief er jetzt und schlenderte heran.

„Schnell, Vater, um Gotteswillen!“ — Sie drückte ihm die Truhe in die Arme. „Das ist für unsern Herrn! Leb' wohl, Vater, grüß' ihn!“ Sie küßte ihn, bevor er sich besann, und fort war sie. —

Das tiefe, schmutzige Wasser ist nahe. Es warf im Gaslicht Strohhalme, Spähne und Korkstückchen in weiten Wellen umher und stieß gurgelnde Blasen auf.

Drüber hin aber zog die weltengeschmückte Christnacht. —

III.

Das Gold, das von der blutigen Kriegswelle nach Deutschland hinübergespült wurde, hat manchem Hause Verderben gebracht, das sicherer zu stehen schien als die Bank der Herren von Hohenried. Diese war auf bedenkliche Mittel angewiesen, um ihr Dasein zu fristen. Indessen war bei der kurzen Zeit ihres Bestehens eine günstigere Lage kaum zu erwarten gewesen, und so besorglich auch die Gerüchte waren, die von der Kaschauerpresse über ihre Geschäfte verbreitet wurden, so gelang es der Verwaltung dennoch, an mancher Klippe mit geringem Schaden vorbeizukommen. Die wohlmeinenden Geschäftsfreunde sagten ihr dabei zum Ruhme nach, daß der Schade der Betheiligten nicht zum Vortheil für die Begründer wurde, und daß diese keineswegs daran dachten, sich auf Kosten der Geschädigten sicher zu stellen. Vielmehr traten sie mit ihrem Eigenthum nach besten Kräften ein und hielten ihr Leben

und ihre Häuslichkeit in sparsamer Stille. Sie wurden in dieser Hinsicht mehr denn in Betreff ihrer Geschäftskunde als Muster aufgestellt und entkräfteten damit manche heimtückische Nachrede, womit die Schreibknechte des Hauses Kaschauer sie verfolgten. So befestigte sich denn in betheiligten Kreisen die Hoffnung, daß die Bank, wenn sie nur erst die verhängnißvolle Zeit überwunden habe, auch für eine fernere Zukunft Bestand gewinnen werde.

Wolfgang war zu der Sparsamkeit seiner Familie nicht mehr verurtheilt. Ihm flossen durch die Eltern seiner Frau hinlängliche Summen zu, um sich mit seiner schönen Gemahlin in Italien einen angenehmen Winter zu machen. Die Kargheit der Hohenrieder Barone spornte sogar die prahlerische Freigebigkeit des Vater Kaschauer, der es sich ungeachtet seiner wegwerfenden Redensarten insgeheim zur Ehre schätzte, daß seine Tochter gnädig geworden. Er begleitete die Anweisungen, die er dieser gnädigen Frau zukommen ließ, mit judenstolzen Seitenhieben auf das Haus Hohenried, dem Clara nun anzugehören die zweifelhafte Ehre habe, sowie mit hoffärtigen Ausfällen gegen die frischgegründete Bank, die man wohl frisch einschlachten werde.

Als Vater Kaschauer den letzten derartigen Brief

schrieb, den Clara etwas spöttisch las, und Wolfgang heftig zerriß, da ahnte der alte Bankhäuptling wohl selbst kaum, daß Hochmuth dem Falle so oft vorhergeht. Als daher die erste Nachricht von dem Falle des Hauses Salomon Kaschauer eintraf, setzte Clara derselben, da sie von einem entfernten schadenfrohen Verwandten kam, lachenden Unglauben, und Wolfgang die Hoffnung entgegen, daß es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit wäre. Indessen forderte man doch sofort Bestätigung und erfuhr, daß Salomon Kaschauer seine Zahlungen allerdings eingestellt habe, und daß die reichen Verwandten, vollauf mit sich selbst beschäftigt, nicht im Stande gewesen wären, dem Hause für den Augenblick aufzuhelfen.

Das war ein empfindlicher Schlag, und die beiden Ehegatten wetteiferten in Ausdrücken der Verzweiflung. Denn sagten sie sich auch, daß ein solcher Fall bei einem Kaschauer kaum ohne Vortheil eintreten konnte, daß also das Haus sich allmählich erholen und seine Vergangenheit überglänzen werde, so war es doch für die Gegenwart unabwendbar, den Aufenthalt in Italien abzukürzen und vielleicht für die Dauer eines Jahres auf eigenen Füßen zu stehen. Ein flehentliches Schreiben Wolfgang's an seinen Vater warf nur ein auskömmliches Reisegeld ab, und Clara mußte sich ent-

schließen, aus dem Ernste des Lebens in die heitre Kunst zurückzukehren. Schmerzlich fiel ihr dabei, daß in künftigen Beurtheilungen ihres Talentes und ihrer Leistungen, wenn dieselben jetzt überhaupt noch so günstig wie früher ausfielen, der Welt mit weit weniger Glaubwürdigkeit als früher verkündigt werden durfte, daß sie, eine Dame aus der hohen Finanzwelt, lediglich aus Liebe zur Kunst die Bretter verherrlichte.

Das Ziel der Rückreise aus Italien war kein andres als eine Theateragentur, und als Clara, immerhin nicht ganz ohne Mittel, das Glück gehabt, ziemlich schnell auf einer Bühne zweiten, durch sie ersten Ranges Stellung zu finden, so brachte bald darauf eine Modenzeitung, die sich für ein höchst einflußreiches Organ hielt, ihr Bild, und verkündete der Welt, daß die Baronin von Hohenried-Kaschauer, bis vor Kurzem als Stern erster Größe unter dem Namen Clara Sonnenburg angebetet, der Welt ein neues Beispiel von jenem Zauber zu liefern im Begriffe sei, dem noch keine Priesterin Melpomenens oder auch Thalia's auf die Dauer widerstanden habe.

Es entstand nun die Frage, ob Ritter Wolfgang, der Gemahl, besser beim Einstudiren der Rollen oder im Wetteifer mit der Zofe Channa für das Ankleide-

zimmer der ersten tragischen Heldin und Anstands-
dame zu verwenden wäre. Er langweilte sich einige
Tage mit allerhand Hilfsleistungen, trank mit dem
Anführer der Klatschbande und kaufte die Lorbeerkränze
und Blumensträuße ein. Die Buchführung über Ein-
nahmen und Ausgaben bot gleichfalls weder Beschäf-
tigung genug, noch war sie erfreulich, und Clara war
bald so ausschließlich mit ihren Rollen, Flittern und
Schminktöpfen beschäftigt, daß für den Gemahl kaum
Zeit übrig war. Dazu kamen die Spöttereien der Col-
legen an der Bühne, genialer Leute, an welche Wolf-
gang nicht gern mit dem Elbogen streifte. Sie riethen
ihm zu seiner Zerstreuung kleine Rollen zu übernehmen,
mit denen er seiner Gemahlin den Erfolg nicht ver-
derben könnte. Kurz, er wurde des Bühnenlebens
schnell müde und glaubte in schwarzgalligen Stunden,
auch seiner Frau herzlich überdrüssig zu sein.

An einem ausgelassenen Lustspielabende voll gren-
zenlosen Mißbehagens schrieb er an Vater und Mutter
zugleich und bat, den verlorenen Sohn spielen zu
dürfen. Er trüge Verlangen, in's Geschäft einzutreten
und dem Vater in der Vorbereitung besserer Zeiten
behilflich zu sein. Sein Vater antwortete ihm nach
den Einflüsterungen der geborenen Baronin von Ried-
Eschenheim und nach dem Dictat seiner Frau: Er

schätze die Parabel vom verlorenen Sohne als eines der rührendsten Stücke des Neuen Testamentes und sei zufrieden, daß sein Sohn Wolfgang sie über seiner Beschäftigung mit dem Alten Testamente nicht vergessen habe. Indessen ließe sich aus dem Wortlaute des Textes nicht entnehmen, daß der verlorene Sohn bei seiner Rückkehr in die Heimat verheiratet gewesen wäre, und wenn die Eltern sich zwar gerne nach dem Sinne der Parabel richten wollten, so müßten sie doch darauf bestehen, daß ihr Sohn sich auch in der erwähnten Beziehung mit jenem verlorenen in Uebereinstimmung brächte. Alsdann wollten sie ihm, könnten sie auch vorläufig kein Fest ausrichten, doch ein Böcklein schlachten.

Aus dem galligen Briefe war gleichwohl Humor genug herauszulesen, um Wolfgang zu ermuthigen. Er erwiederte angemessen, war schlaff genug, eine Trennung von seiner Frau für die Zukunft in Aussicht zu stellen und drang bald zu seinem Ziele durch. Unschwer entließ Clara ihn von ihrem Künstlerbusen. Sie fühlte sich durch seinen Abschied wieder frei und nahm sich vor, fortan nur Künstlerin, nichts anderes zu sein. Sie wurde es denn auch, freilich ohne die Talismane, die ihr mit dem Reichthum ihres Vaters verloren gegangen waren, und die sie früher vor manchem

Schritt armer Schauspielmädchen, auch ersten Ranges, bewahrt hatten. —

Unter dem Ungemach des elterlichen Hauses hatte außer Clara natürlich auch ihr Bruder Ferdinand zu leiden, und fast mehr als jene. Er brachte zwar aus einer monatlangen Haft, die ihn infolge seiner geharnischten Rede vor der Arbeiter-, genannt Volksversammlung betroffen hatte, einen reichen Vorrath von Hohn und Galle mit, den er verschwenderisch in die bereitstehenden Journalbehälter entleerte; er empfing dafür reichliches Ehrengeld, aber der Nerv der Dinge, das heißt des Scheines, des Großthuns, des zuversichtlichen Auftretens war ihm durch den Fall seines Hauses doch bedenklich zerschnitten. Die Nothwendigkeit, sich auf irgend eine straflose Art Geld zu verschaffen, wurde täglich aufdringlicher und trieb ihn zu hastigerem Rennen nach einem Ziele, dem er sonst lieber behaglich zugeschlendert wäre.

Er mußte Silvane zum Weibe gewinnen. Sie war das einzige Kind, und das Vermögen der Eltern war gewissen Nachrichten zufolge nicht unbedeutend. Daß dieses Vermögen in den bevorstehenden Sturz des Hauses Hohenried, dessen neueste Beziehungen zum Hause Kaschauer ihm noch verborgen geblieben waren,

verwickelt werden sollte, war bei der Bedächtigkeit und Zurückhaltung des diplomatischen Vaters nicht zu befürchten. Er hatte des Mädchens Wort, er hatte mehr als das. Darauf ließ sich weiter bauen. Die Eltern sträubten sich. Gab es kein Mittel sie zu zwingen? Für einen freien Mann, einen Titanen, einen Ferdinand Kaschauer kein Mittel? Im Bunde mit der liebesprühenden Silvane kein Mittel? —

Er begann. Er schrieb einen geistfunkelnden Brief an den Vater Thorneck, der sonst schon als Diplomat gegen Witzspiele und geistreiche Einfälle nicht unempfindlich war. Er schilderte darin seine erwachende Liebe zu Silvanen, erwähnte seine Bedenken, sie als Jude, obschon von einem liberal gesonnenen Vater, zu begehren, rühmte die Seelengröße Silvanens, die ihn gelehrt habe, daß der Philosoph sich über jenes Bedenken erheben dürfte, erklärte, daß kein andrer Beweggrund als die unüberwindliche Neigung ihn zwänge, bei dem einmal geschlossenen Herzensbunde zu beharren, und forderte schließlich unter zuversichtlichen Ausdrücken Silvanens Hand.

Ferdinand zweifelte nicht, daß die Eltern von Silvanens Schäferstunden mit dem geistreichen Volksführer hinlänglich unterrichtet und des ärgerlichen

Verhältnisses müde geworden wären. Nach seiner Ansicht mußten sie handeln wie Eltern unter ähnlichen Umständen zu handeln pflegen und ihr Kind dem Verführer übergeben, da sich ein Freier kaum finden konnte.

Allerdings war Freiherr von Thorneck durch Freunde und Zuträger über Silvanens Liebesfahrten unterrichtet, doch hatte er daraus die Nothwendigkeit, die Ferdinand voraussetzte, keineswegs abgeleitet, vielmehr nur die, Silvanens Leben in eine andre Bahn zu lenken. Er ahnte nicht, daß seine väterliche Zärtlichkeit zu lange gezögert habe. „Ich muß das Mädel verheiraten," sagte er einem Freunde, den Majorescu im Hause des Freiherrn als Kundschafter eingesetzt, und mit umgehender Post hatte der verschmähte Liebhaber Kunde von der Sachlage.

Seine Liebe erfüllte das ehrbare Herz so völlig, nahm seine karge Lebenskraft so ausschließlich in Anspruch, daß für eine Nebenempfindung nicht mehr Raum war. Eifersucht, Ehrgefühl, Neid, Rachsucht waren Fremdlinge in diesem Herzen geworden, das durch einmalige treue Liebe und durch die Aussicht auf nahe Erlösung geläutert war. Mit seiner Liebe war auch die Hoffnung stets in voller Kraft, und in

seinen glücklichen Stunden erfüllte ihn die Gewißheit, daß er das einzige Glück, das er von seinem kurzen Leben forderte, erreichen werde.

Die Erfüllung schien ihm nahe, als jener Freund ihm schrieb. Sofort wandte er sich an den Freiherrn, und ohne eben herauszusagen was er wollte, erinnerte er ihn doch an seine Neigung zu Silvanen.

Der Brief des braven, getreuen Menschen war dem Freiherrn willkommen, und hätte er seinem feurigen Mädchen allerdings lieber einen dauerhafteren Gemahl erwählt, so glaubte er doch Gefahr im Verzuge und knüpfte gern mit dem vermögenden und ehrenhaften Rumänen an. Er beförderte mit einer Post zwei Briefe, den einen an Majorescu, um diesen, nicht ohne verheißungsvolle Winke, zu einem Besuche in Bern, wohin er nächstens abzureisen gedachte, einzuladen, den andren an Ferdinand Kaschauer.

Der letztere Brief war in der kühlen, klaren Schreibweise eines alten Staatsmannes abgefaßt. Er wolle nicht bei der üblichen Versicherung verweilen, daß die Werbung des berühmten Weltweisen, Schrift-stellers und Volksführers ihm und seinem Hause zur Ehre gereiche, sondern sogleich auf die Gründe eingehen, die den Vater nach reiflicher Erwägung, und nicht ohne

briefliche Unterhandlung mit seiner bereits in Bern befindlichen Tochter, zur Ablehnung bestimmt hätten. Einmal erhöbe sich aus der Religion des geistreichen und verdienten Bewerbers eine nicht geringe Schwierigkeit, zumal nicht hinreichend feststünde, was zufolge seiner umfassenden Studien und seiner Erfahrung an deren Stelle getreten sein möchte. Ein zweites Bedenken wäre zu entnehmen aus der Stellung des hochverdienten Politikers innerhalb einer Partei, der man mindestens keine Sympathie mit den geselligen und amtlichen Kreisen des ergebenst Unterfertigten zuschreiben dürfe, und zwar wäre dieses Bedenken durch die Conflicte, in welche der Herr Bewerber mit der Staatsgewalt zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Veranlassungen eingetreten wäre, leider verschärft worden. Drittens, und nicht zuletzt, bliebe zu erwägen, ob nicht die schwer zu billigende Begegnung mit gewissen höheren Militairbeamten, die bekanntlich dafür empfindlich bestraft worden seien, das Vorurtheil der weniger volksthümlichen Stände so lebhaft gegen den Herrn Bewerber erregt hätten, daß er seine Stellung innerhalb der Gesellschaft, in welche er einzutreten beabsichtigte, unerachtet glänzender Eigenschaften nicht werde zu behaupten vermögen. In Rücksicht auf die erläuterten Hauptpunkte werde es dem Herrn Be-

werber zu bedenken gegeben, ob es nicht ersprießlicher für alle Betheiligten wäre, seine ehrenvolle Werbung zurückzuziehen. Eine solche Selbstüberwindung werde nicht verfehlen, die Hochachtung zu befestigen, welcher ihn zu versichern der Freiherr die Gelegenheit gerne wahrgenommen habe. —

Ferdinand empfing diesen Brief, während Baron Jacob bei ihm war und, ohne Geheimnisse zu verrathen, über die neuerdings besseren Aussichten der Riedheimer, auch über Thora's Flucht mit Erich schmälte. Ferdinand wurde zu einem Vulkan voll Verwünschungen, Drohungen, Wortspielen und schlechten Witzen. In seiner Aufregung trug er kein Bedenken, dem Baron die Sachlage anzuvertrauen, und schämte sich selbst der Abweisung nicht, dergleichen einem Ferdinand Kaschauer, das beschwor er, sonst nie geworden war. Am meisten empörte ihn, gab er vor, die Stelle des Briefes, in welcher der Freiherr ihm, allerdings verblümt und unter ausgesucht verbindlichen Worten, die Feigheit vorgeworfen habe, deren man einen Philosophen wie Ferdinand so leicht verdächtige. Er habe den Zweikampf allerdings zurückgewiesen. Er sei aus Grundsatz Gegner des Zweikampfes; aber er sei auch der Mann, falls er durch Nachgiebigkeit, selbst gegen ein Vorurtheil, die Ehre bewahren könnte, sogar seinen

Grundsatz, das höchste Gut eines Philosophen, zu opfern, sobald der Gegner dessen würdig wäre. Ja vielleicht einem minder werthen Gegner hätte er sich gestellt, wenn Silvane, das vernünftige Mädchen, der prächtige Goldfuchs, ein Wort, ein Zeichen der Billigung abgegeben hätte. Nun büße er dafür, daß er der Dame seiner Wahl echt ritterlich die Entscheidung in dieser Lebensfrage überlassen habe.

Ferdinand wurde durch seine eignen Worte noch wüthender als durch den Brief. Er redete sich ein, daß jene verletzende Stelle des Briefes der Hauptpunkt darin wäre, den er mithin allein zu berücksichtigen habe, und nahm fäusteballend Rache.

Baron Jacob hetzte. Beweis' ihnen, daß wir die Stellung in der Gesellschaft, dir wir erlangt haben, zu behaupten wissen, und daß wir keine verlangen als die wir behaupten können. Züchtige diese bettelstolzen Freiherrn vom Ried! Züchtige sie! Schände sie! Brauchst Du Geld?"

„Gieb mir tausend."

„Du versprichst mir, den Brief nicht ruhig einzustecken?"

„Gieb mir tausend. Ich fordre den alten Narren. Ich fordre ihn noch heute. Auf die Mensur! Geh, geh zu ihm und bringe ihm meine Herausforderung

auf fünf Schritt, Barrière, Distance, amerikanisch, wie Du willst.“

Baron Jacob wurde verlegen. So sehr er Freiherr war, er fühlte sich gegenüber den Anforderungen und Sitten freiherrlicher Gesellschaft doch in einzelnen Fällen beklommen. „Sehr gerne,“ sagte er, „aber schreib' lieber. Die tausend schick' ich Dir. Aber auf Ehre, Du forderst ihn?“

„Hier sitz' ich und schreibe.“

In der That schickte Ferdinand, in dem sicherstellenden Bewußtsein, daß man ihn jeder Genugthuung für unfähig und unwürdig hielte, eine Herausforderung an den alten, gebrechlichen Mann, welcher den Anstrengungen eines winterlichen Zweikampfes kaum noch gewachsen war. Er bezeichnete ihm den diplomatischen Vorwurf der Feigheit als Grund der Herausforderung, und obschon er kaum jemals eine andre Waffe geführt, als etwa ein blind geladenes Terzerol, so überließ er dem alten Edelmanne doch die Wahl der Waffen.

Der Freiherr antwortete ihm sofort durch einen seiner Neffen, einen jungen leichtfertigen Herrn von irgend einer Gesandtschaft, der lächelnd und schnurrbartdrehend mit dem Volksbeglücker verhandelte. Das Alter des Freiherrn und seine eben bevorstehende Abreise nach der Schweiz beraube ihn leider der Ehre,

dem Herrn Doctor Kaschauer die geforderte Genugthuung zu geben, doch wäre der Ueberbringer dieses Bescheides erbötig, die Stelle des Beleidigers mit seiner rüstigen Kraft einzunehmen.

Ferdinand Kaschauer antwortete als Philosoph. Er wies darauf hin, daß nicht der Herr Baron, den er so eben erst kennen zu lernen das Vergnügen habe, sondern Herr von Thorneck ihn beleidigt habe, und daß es ihm abgeschmackt und wider alle Vernunft, beinahe noch schlimmer erschiene, sich bei einem Ehrenkampfe vertreten zu lassen. Er werde den Freiherrn aufsuchen.

Der junge Diplomat bewegte die Achsel fast unmerklich und lächelte. Ferdinand Kaschauer empfing die tausend, die Baron Jacob ihm zugesagt hatte, und sobald er erfuhr, daß der Freiherr seiner Gemahlin und Tochter nach Bern gefolgt war, nahm er einen der nächsten Züge, in der Absicht — weniger seine Herausforderung zu erneuern, als das Kind zum Bundesgenossen gegen den Vater zu gewinnen. —

IV.

Die Eitelkeit des jüdischen Weltweisen war gefährlich verwundet. Er geberdete sich wie ein tragischer Liebhaber, der mitten in seiner erhabensten Scene eine Ohrfeige erhält. Er rollte die Augen, knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, daß seine Mitreisenden ihn ängstlich beobachteten und auf dem nächsten Halteplatz den Wagen räumten. Er hetzte sich zu den wildesten Entschlüssen und kam, zum Aeußersten fähig, in Bern an.

Hier erfuhr er durch vorsichtige Kundschaft, daß Herr von Thorneck noch nicht eingetroffen, sondern für einige Tage in München geblieben wäre. Dies schien ihm günstig. Vielleicht wußte Silvane noch nichts von den neuesten Zwischenfällen, und der Verkehr mit ihr wurde durch die Abwesenheit des Vaters erleichtert. Er ließ ihr ein Blatt zustecken, worin er sie von seiner Ankunft benachrichtigte und um eine Unterredung bat.

Silvane war glücklich, ihm eine Stunde bezeichnen zu können, da die Mutter durchaus einen Besuch zu erwiedern hatte.

Ferdinand stürzte bühnengerecht zu ihren Füßen und verwandelte die schalkhafte Lustigkeit des Mädchens, das sich der heimlichen Schäferstunde freute, in stürmische Leidenschaft.

„Silvane! Man will Dich mir entreißen! Man will mich elend machen!“

„Ferdinand! Geliebter! Was ist geschehen?“ —

Ein widerwärtiges Bild, dies schöne blonde Weib von schmiegsamer, ungekünstelter Anmuth, in ihrer glühenden Sinnlichkeit verklärt durch den Erbadel ihrer Gestalt und Bewegung, in den Armen des schwarzen, psalmodirenden Abrahamiden, der sich benahm wie ein toll gewordener Statist, und dessen Kopf durch Schniegelei und Kosmetik an die Puppen der Haarkräusler erinnerte. Ein Bild des Schönsten, was der deutsche Stamm hervorbringt, vereinigt mit dem Bedeutendsten, was die semitische Rasse aufweist: Ein augenscheinliches Beispiel, wie widernatürlich ihre Vereinigung, wie frevelhaft ihre Vermischung sei.

Die Ekstase mußte sich erst beruhigen, bevor Ferdinand seinen Bericht zu erstatten vermochte. Daß er endlich Ernst gemacht und Silvanens Hand von dem

Vater gefordert hatte, galt für ein neues Zeichen von der Tiefe und Aufrichtigkeit seiner Leidenschaft, und sie schwur ihm, daß keine elterliche Gewalt vermögend wäre, ihm ihr ergebenes Herz zu entfremden oder sie zu einem andern Ehebunde zu bewegen. Ferdinand schied von ihr mit der Ueberzeugung, daß er sie wie Wachs behandeln und zu jedem Plane gegen ihren Vater werde benutzen können. Selbstzufrieden verließ er das leichtsinnige Edelfräulein.

Silvane zürnte ihrem Vater, daß er sie bei der Werbung ihres Erwählten nicht zu Rathe gezogen; denn die Unterhandlung mit seiner Tochter, die der Freiherr in seinem Briefe an Ferdinand mitgetheilt, beschränkte sich auf das ausdrückliche Verbot, von diesem jüdischen Gelehrten Briefe anzunehmen oder zu empfangen, und hatte sie schon aus diesem Verbote geschlossen, daß sich neuerdings etwas Wichtiges ereignet habe, so war ihr die Wahrheit doch selbst von ihrer Mutter vorenthalten worden. Man hatte ihren Freier abgewiesen, ohne sie zu befragen, und obwohl sie nach den bisherigen Aeußerungen ihres Vaters nichts Andres erwarten durfte, so überredete sie sich doch, man habe in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens hinter ihrem Rücken gehandelt und ihren Willen wie den eines unmündigen Kindes umgangen. Das schärfte ihren Widerstand

gegen die elterliche Gewalt und befestigte ihren Entschluß, derselben auf's Aeußerste zu trotzen.

Als der Freiherr am folgenden Tage eintraf, eilte er, seine Tochter von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Er war befremdet, Silvane völlig unempfindlich zu treffen, und überredete sich, daß dies eine Folge des unausbleiblichen Widerwillens gegen den Mann sei, den sie sich nur aus Eigensinn zugewandt habe. Er trug daher kein Bedenken, Silvanen anzurathen, sie möchte die Hand des treugesinnten und begüterten Majorescu annehmen, dessen Ankunft er ihr für die nächsten Tage verkündigte.

Diese Botschaft brachte das eigenwillige Mädchen in Harnisch. Sie verließ die Schanze scheinbarer Gleichgiltigkeit und erklärte ihrem Vater mit streitbarem Nachdruck, daß sie nicht die wankelmüthige Person sei, den Mann ihrer Wahl aufzugeben und einen Titanen gegen einen Hektiker zu vertauschen. Vorstellungen fruchteten nichts, und da der Vater sich bemühte, die Angelegenheit vor dem Eintreffen des erwünschten Schwiegersohnes zu ordnen, so erneuten sich die lebhaften Auftritte während der nächsten Tage sehr häufig.

Als Majorescu seine Ankunft telegraphisch angesagt hatte, und der Freiherr sich gestehen mußte, daß er bisher nicht um eines Haares Breite Vortheil über

sein Kind errungen habe, beschloß er in seiner Erbitterung, den strengen Vater zu zeigen, der seinen Willen durchzusetzen wisse.

Silvane fand in dem Gasthofe, wo man vorläufig Wohnung genommen, ungeachtet der Aufmerksamkeit der Eltern, Gelegenheit, Ferdinand zu benachrichtigen und seine Briefe zu empfangen. Er antwortete ihr mit leidenschaftlicher Glut, wie sie dem Belesenen, Geistreichen und Bühnenkundigen so reichlich zu Gebote standen, und erweckte dadurch stürmische Aufregung in der Brust des Mädchens, die sie gleichfalls in begeisterte Briefe ausströmte. Ihre Leidenschaft war desto mächtiger, je aufrichtiger sie war, und ein Bedenken, daß sie durch diese schriftlichen Kundgebungen ihrer heißen Seele sich vor der schauspielernden Leidenschaft ihres Erwählten schaden könnte, war ihrem liebevollen Vertrauen fern.

Als Majorescu ankam, schloß sie sich ein und kam ungeachtet dringender Vorstellungen nicht zum Vorschein. Erst als der Vater versicherte, sie solle mit dem unglücklichen jungen Manne vorläufig nicht zusammentreffen, trat sie hervor, aber nur um von dem erregten Vater die Entscheidung zu vernehmen, daß er sich mit dem Vorstande eines Fräuleinstiftes wegen Aufnahme seiner Tochter in Verbindung gesetzt habe, und daß es von ihrem sofort zu fassenden Entschlusse abhängen

werde, ob ihr Aufenthalt daselbst ein vorübergehender oder ein lebenslänglicher sein solle.

Diese Ankündigung brachte Silvanen zu einer Verzweiflung, die sich mit der kühlen Berechnung vereinigte, wie der Drohung ihres Vaters zu entgehen wäre. Aus Briefen von stiftsmäßigem Ansehn, aus verschiedenen Zurüstungen, aus den Thränen ihrer Mutter, die der Vermittlung müde war, erkannte sie die ernsthafte Absicht ihres Vaters und hatte keine andre Hoffnung, als auf ihr rücksichtsloses Verfahren und den Schutz des Geliebten.

Dieser schrieb ihr häufig. Er tröstete sie anfangs in allgemeinen Ausdrücken mit seiner Nähe und rückte ihr mit logischer und künstlicher Behutsamkeit den Gedanken immer näher, sich aus dem Hause der Eltern in seinen Schutz zu begeben. Diesen Gedanken sprach er als einen unverhohlenen Vorschlag aus, als ihm Silvane in einem Schreiben voll Verzweiflung mittheilte, daß die Drohung, sie in ein Stift zu thun, der Erfüllung nahe wäre. Er machte ihr zur Pflicht, jedem andern Beistande zu entsagen und sich an das Herz dessen zu flüchten, der sie gegen eine Welt zu vertheidigen und zu behaupten wissen werde.

In Silvanen hatte sich der angeborene Frauenadel anfangs gegen den Gedanken gesträubt, den Ferdinand

ihr zu verstehen gegeben. Ja, es war ein Augenblick gekommen, da der jüdische Frevel des Vorschlages ihr in ungefärbtem Lichte erschien. Aber die Leidenschaft des Vortrages in Ferdinands Briefen wirkte zu nachhaltig auf die entzündete Phantasie, und die Wahl zwischen dem Stift und dem Schwindsüchtigen peinigte sie mit so heftig wachsender Gewalt, daß sie sich einredete, Ferdinand habe von allen schlimmen Möglichkeiten die erträglichste ausgewählt. Sie unterlag der Versuchung und verhieß, sich dem Manne ihrer Wahl als sein Weib, als seine Sache hinzugeben.

Ferdinand ließ auf diese Kunde einige Zimmer festlich herrichten und lauerte auf die Ankunft seiner Beute. In verabredeter Nacht fand sie Gelegenheit, ihren Gasthof mit wenigem Gepäck zu verlassen. Auf dem Wege wurde die warnende Stimme lauter, die in keiner Stunde, sobald sie von ihren Aufregungen zur Erholung kam, geschwiegen hatte; aber der Gedanke an die Möglichkeiten, die sie zu Hause, und nunmehr auch schon an die Liebesfreuden, die sie bei dem Verführer erwarteten, trieben sie in ihr Verhängniß.

Ferdinand empfing sie im festlichen Aufzuge. Die Zurüstungen waren darauf berechnet, Silvane den Schmerz und die Schmach ihrer Trennung vom Elternhause vergessen zu lassen. Eine üppige Mahlzeit vollendete den

Rausch, in den Silvane sich verloren hatte, und die Mänade kannte kein Bedenken mehr. Das blonde Edelmädchen folgte dem schwarzen Juden, der alle Kunst anwenden, alle Sinne berücken mußte, um sich verlockend zu machen, und vergeudete das Kleinod ihrer edlen Jungfräulichkeit an einen Teufel.

Er hatte sie festgekrallt, diese weiße Seele. Sie war ihm zu eigen, und der Schacher konnte beginnen. Als sie unter Thränen reuiger Wollust einschlummerte, da wachte er an der Seite dieses schönen Weibes und rechnete. Sein eigen war's; aber zu Mann und Weib gehört unzertrennlich ihr Gold, und alles Gold gehört dem Juden. Tausend christliche Narren hätten sich's an dem schönen Raube genügen lassen, nicht so der intelligente, der philosophische Jude, der auf der Höhe moderner Bildung stand, Ferdinand Kaschauer.

Er hatte nur einen Theil erreicht, den frevelhaften, einem Juden erlaubten Besitz des schönen Weibes, nach dem er allerdings mit orientalischer Sinnenglut verlangt hatte; und sollte ihm auch nichts weiter zu Theil werden, so hatte er dem verhaßten Adelsgeschlechte wenigstens etwas zugefügt, das dessen Vorurtheil für einen Schimpf hielt, und er feierte einen Triumph über die Verhaßten, über diese natürlichen Feinde oder künstlichen Freunde der Judenschaft. Aber er wollte mehr.

Er brauchte Geld und wollte Silvanens Vermögen. Ohne dieses vermochte er das Mädchen nicht einmal zu erhalten und mußte es, wenn auch für ihn selbst gesorgt werden konnte, vielleicht dem Elende preisgeben. Wollte er sich dazu nicht entschließen, so mußte er sie als eine Bürde mit sich führen.

Geld! Geld will der Jude, Geld um jeden Preis, und Ferdinand ist intelligent und weiß, daß es leicht ist, ohne die Schlüssel zu des Freiherrn Schrank zu dessen Gelde zu gelangen. Der Freiherr ist ein ächter Edelmann. Er hält auf die Ehre seines Hauses, seiner Familie, seiner Person. Lächerlich, aber für den Juden vortheilhaft. Der Edelmann fürchtet nichts so sehr, wie einen Schandfleck. An dieser Schwäche muß der Edelmann gefaßt werden. Ein Fehltritt wie Silvanens pflegt in einem Hause wie das freiherrliche als ein unauslöschlicher Makel betrachtet zu werden, und man ist zufrieden, wenn der Verführer, sei es wer es sei, die beschimpfte Tochter eines ehrbaren Bundes würdigt. Man kauft diese Ehrenrettung theuer und kann sie von einem schönen, einflußreichen und gelehrten — mit einem Worte, von einem großen Manne wie Ferdinand Kaschauer, nicht theuer genug kaufen. Man wird die einzige Erbin nicht berauben, und eine Mitgift anbieten, um die es sich handeln läßt.

Die Sache war klar wie der anbrechende Morgen. Die Rechnung stimmte. —

Silvane bemerkte kaum, wie sehr der Mann, der sie sein Weib nannte, durch seine Rechnung abgekühlt war. Erst später fiel ihr sein zerstreutes Benehmen, sein überwachtes Gesicht auf, und sie fragte besorgt nach dem Grunde, bevor sie der quälenden Sorge um ihre Eltern, die sie zu dieser Stunde vermissen mußten, Ausdruck gegeben.

„Mein theures Weib," antwortete Ferdinand und geleitete sie zu dem anmuthig geordneten Frühstück: „Jedes Glück, auch das höchste, ist nur Menschenglück, und in die seligste Stunde drängt sich das Leid, das die Vorsehung unsern Freuden beigemischt hat. Darf es uns, die wir auf dem Gipfel unsres Glückes angelangt sind, befremden, daß wir jenseits einen Abhang finden, der uns wieder hinab leitet, und werden wir nicht zufrieden sein müssen, wenn wir so lange als möglich auf unserer Höhe ausruhen dürfen?"

„Gewiß, Ferdinand," erwiderte Silvane ängstlich, „so lang' als möglich! Immer, immer, wenn's sein kann! Es liegt ja an uns, an der Kraft unserer Liebe. Nur nicht zu bald den Abhang hinunter, den Du mir zeigst!"

„Höre mich ruhig an, Silvane," fuhr Ferdinand

fort, indem er Silvanens Brust, die sich anschmiegen wollte, von sich ablehnte. „Wir sind in eine ernste Zeit eingetreten, und je höher ich Deine Hingebung zu schätzen weiß, desto reiflicher habe ich zu überlegen, wie unser Glück zu befestigen sei. Nun wirst Du mir zugestehen, daß Deine Eltern, so völlig Du auch berechtigt sein mochtest, Dich von ihrem Willen loszusagen, doch unser künftiges Wohl und Wehe in zu mächtigen Händen halten, als daß wir sie nun gänzlich entfernen sollten. Genug, daß wir erreicht haben, wozu unsere Herzen uns zwangen. Wir haben Deinen Eltern bewiesen, daß unsere Zuneigung mächtig genug war, um Hindernisse gewöhnlicher Art zu besiegen, und ich hoffe, das wird genügen, um ihre, wenn auch widerstrebende Einwilligung zu erreichen. Es sind nun doch einmal Deine Eltern —"

„Freilich — freilich," sagte Silvane erblassend, und die geängstigten, nachforschenden Eltern, der alte Vater, die zärtliche Mutter, standen vor ihr.

„Nun also —" fuhr Ferdinand fort, „und wir dürfen sie nicht bei Seite setzen, ohne ernstliche Versuche zu ihrer Aussöhnung gemacht zu haben. Wir sind dazu schon wegen des Urtheils der Welt genöthigt, das für uns viel gelinder ausfallen wird, wenn man dem Berichte von unserer Liebe, die alle Hindernisse über=

wand, auch den Ruhm unserer Anhänglichkeit an die widerstrebenden Eltern hinzufügen kann —“

„An das Urtheil der Welt habe ich allerdings zu wenig gedacht,“ unterbrach Silvane nicht ohne Bitterkeit.

„Es wird Dich nicht gereuen, süßes Kind, wahrlich nicht. Aber ich bitte Dich, folge in allen Stücken dem Manne, dem Du in unverfälschter Weiblichkeit Dich anvertrautest, und der sich bestrebt, Dein Vertrauen in allen Stücken zu verdienen.“

„Gut also, was willst Du thun?“ fragte Silvane fast tonlos. Noch wagte sie nicht, dem Gedanken Gehör zu geben, der in ihrer Seele aufschrie. Sie hoffte, Ferdinands nächstes Wort werde ihr beweisen, wie sehr ihr Argwohn dem geliebten Manne Unrecht gethan habe. Sie wußte nicht, was für ein Titan das war.

„So höre denn, was ich für das Angemessenste, das Versöhnlichste und zugleich Edelste halte. Wir fahren jetzt zu Deinen Eltern —“

„Ferdinand!“ schrie Silvane aufspringend und hielt sich an der Lehne ihres Stuhles zitternd fest.

„Aber süßes Kind, was regt Dich so auf?“ fragte verwundert der intelligente Jude, ohne seine Tasse aus der Hand zu setzen. „Höre mich zu Ende,

so wirst Du erkennen, daß mein Vorschlag nicht das Entsetzen verdient, mit dem Du ihn aufnimmst. Wir gehen zu Deinen Eltern und stellen ihnen anheim, ihre Einwilligung, oder, wie man sich ausdrückt, ihren Segen zu unserem Bunde zu geben“ —

„Vor meinen Vater willst Du treten, den Du zum Zweikampf, also auf Tod oder Leben herausgefordert hast?“

„Silvane, Deine Aufregung verhindert Dich diesmal, die Dinge zu sehen wie sie sind: Eine Eigenschaft, die ich früher an Dir nicht bemerkt habe. Ich fand sonst, daß jede Aufregung Deine Divination erhöhte, und daß Du in ekstatischen Zuständen oft Wahrheiten trafst, die ein Denkergehirn erst nach vieler Mühe erfassen würde. Ich glaube, in diesem Augenblicke wäre etwas Kühle Deiner Auffassung günstiger. Du würdest dann erkennen, daß ich einem Manne, der mir den Vorwurf der Feigheit gemacht hat, eine bessere Meinung nur auf dem gewählten Wege beibringen konnte, und daß ich berechtigt bin, meine Ehre gerade durch diese Herausforderung für wiederhergestellt zu betrachten. Uebrigens ruht jeder Streit von dem Augenblicke an, da Du mir unentreißbar angehörtest.“

„Und wenn nun der Freiherr von Thorneck sich zu keiner Unterhandlung herbeiläßt? Wenn er ablehnt, uns zu empfangen?“ fragte Silvane und richtete ihre Augen groß und funkelnd, wie Ferdinand sie niemals gesehen, auf den Verführer.

„Er wird zufrieden sein uns zu empfangen, glaube mir, und Du wirst schnell einsehen, daß wir durch einen schweren Schritt schweren Nachtheil vermieden haben.“

Silvane schwieg. Sie drückte ihre Finger in das Polster. Ein Ausdruck der Verachtung stieg wie Adlerschrei schon in ihrer Brust empor; aber sie unterdrückte ihn und schwieg. Bei den letzten Worten des Elenden war's wie eine Larve von seinem Gesicht gefallen; sie hatten alle studirte Grazie, alle deklamatorische Hoheit des Mannes plötzlich beseitigt, und statt des Titanen stand der verächtliche Geldjude vor ihr. Da richtete sich aus seiner Entweihung und Erniedrigung das Edelkind Silvane empor, und da sie mit keinem Titanen mehr zu hadern hatte, schwieg sie. Sie erkannte, daß der Weg zu ihren Eltern zurück der Schrecken weniger hatte, als der Weg durchs Leben, an der Seite dieses Hebräers, oder ferne von ihm.

„Du schweigst, Silvane? Was hast Du gegen meinen Vorschlag einzuwenden?“

„Ich billige ihn.“

„Aber Du verstehst mich, Du bist gefaßt.“

„Ich bin auf Alles gefaßt. Laß uns gehen.“

Ferdinand übersah die Todtenbläſſe in Silvanens Antlitz. Er hoffte, daß die verrichtete Sache sie günstiger stimmen werde, und rief nach dem Wagen. Silvane kleidete sich gelassen an und folgte blaß und schweigend. —

Mit erhobener Stirn, wie nur die Nachkommen Derer sie zeigen können, die als Abzeichen einen gelben Fleck am spitzen Hute trugen, betrat Ferdinand Kaschauer, Silvanen am Arme, die freiherrlichen Gemächer, wo den Morgen hindurch eine halbunterdrückte Bestürzung geherrscht hatte. Wohl ahnte der Freiherr was geschehen war, und vom Nachforschen, von Selbstvorwürfen ermattet, saß er tief gebeugt und machte sich mühsam klar, daß Nachgiebigkeit gegen sein Kind eine schwere Versündigung gegen dieses selbst, sowie gegen sein Haus und seinen Stand gewesen wäre. Zwar versuchte die Mutter in ihrer Verzweiflung Vorwürfe; doch verstummte sie, als sie des Gemahls Niedergeschlagenheit bemerkte, und ver-

gaß die Tochter für kurze Zeit über dem Trostbedürftigen.

Als man Silvanens Ankunft meldete, schnellte der Alte jugendfreudig auf, und die Mutter eilte entgegen. Aber statt der Tochter, die sie zu umarmen gedachte, trat ihr der Jude hoffärtig entgegen, und Silvane folgte mit zerfahrenen Gewändern, gleich einer zertretenen Rose. Die Eltern sahen was geschehen war.

„Sie ist mein Weib." — Ferdinand, der freie Jude, hatte den Muth, die peinliche Stille so zu unterbrechen. Die Mutter eilte hinaus. Der Vater senkte sich in seinen Sessel zurück, um den Schein eines gelassenen Mannes zu bewahren.

„Und will mein Kind diesen Herrn ihren Gemahl nennen?" fragte er eisig.

„Er ist ein Schurke!" sagte Silvane und schritt langsam und stolz aus dem Zimmer, ihrer Mutter nach.

Ferdinand stand betäubt. Seine Aussichten waren vernichtet, und der Schlag war von einer Seite gekommen, nach welcher er zu blicken vergessen.

„Sie haben Ihr Urtheil gehört. Was zögern Sie?"

„Wie?" rief Ferdinand, die Hand stolz in der Hüfte und den Hut hoch. „Sie wissen keinen besseren Ausweg?"

„Ich kenne und will keinen. Zum Ueberflusse sage ich Ihnen, daß kein Vorwurf Sie trifft. Sie haben als Jude gehandelt. Mein Kind aber ist mir geschändet doch noch mehr werth, denn als Gattin eines Verworfenen wie Sie."

„Baron von Thorneck, ich fordre Sie zum zweiten Male zum Zweikampf." —

Die Thür, durch welche Silvane verschwunden war, ging auf. Majorescu trat verstört ein und bemühte sich, obwohl mit keuchendem Athem, die Haltung eines Edelmanns zu bewahren.

„Majorescu," sagte der Freiherr gelassen, „dieser Herr erweist mir zu der ersten Ehre noch eine zweite. Er fordert mich heraus."

„Sie mögen den Zweikampf annehmen, Freiherr von Thorneck, wenn der Herr vorher bewiesen hat, daß er dessen nur im geringsten Maße werth ist. Herr Ferdinand Kaschauer, ich werde Ihnen meinen Secundanten zuschicken."

„Sehr gut, sehr gut,“ knirschte der Jude und entfernte sich. —

Nach drei Tagen fand der Zweikampf statt. Majorescu zielte kaltblütig. Ferdinand fiel mit einem häßlichen Krächzen. Nach einer Stunde war er todt. —

V.

Der Tod des Wühlers machte bedeutendes Aufsehen, und sein Ruhm, wie im Leben so in der letzten Stunde durch Scandal aufgefrischt, hatte Aussicht, den großen Mann zu überleben. Die freie Presse bemächtigte sich aller Einzelheiten und warf sie dem Publicum vor mit einer Unabhängigkeit, welche den Schandfleck des geistreichen Juden in ein Ehrenzeichen verwandelte, die Abwehr, zu der die Adelsfamilie gedrängt worden war, als aristokratische Ueberhebung und Gewaltthat verschrie und den Zweikampf als Todtschlag brandmarkte. Der einzelne Fall wurde zu einem Zeichen der Zeit aufgeblasen und als ein Mord dargestellt, den die Aristokratie an dem Judenthume, dem begeisterten Vorkämpfer der Volks- und Völkerfreiheit, mithin an dieser selbst, verübt habe. Indem die Rückschrittspartei den geistvollsten und gewaltigsten Banner-

träger der Freiheit, den wärmsten und uneigennützigsten Freund des Volkes in's Herz getroffen habe, meinte sie auch seinen Geist zu ermorden. „Thörichter Wahn!" Derselbe werde sich in Millionen Geistern vervielfältigen und den Feinden des Volkes und seiner freiheitlichen Entwickelung eine unüberwindliche Phalanx entgegenstellen.

Zu den kaltblitzenden Leit- und sonstigen Artikeln in der freien Presse, das heißt in demjenigen Theile derselben, der sich von jeder Pflicht der Wohlanständigkeit, des Wissens und der Sitte befreit hat, kamen donnernde Reden hier feinfrisirter, dort haarbuschiger Volkshelden in sogenannten Volksversammlungen, bei denen wenig mehr als Volkshefe zu treffen war. Der Leichnam des Juden machte das Publicum mit widerwärtigem Abschaum aufgähren. Der Fabrikpöbel, durch feurige Löwenmäuler aus der Arbeit gebrüllt, rottete sich überall zusammen, forderte mehr Lohn, mehr Bildung, weniger Arbeit, drückte das Gewerbe, richtete es zu seinem eignen Schaden zu Grunde, und war weniger verwundert als tobsüchtig, wenn es — zwar niemals an Branntwein, doch für Weib und Kind empfindlicher denn jemals an Brot gebrach. Klassenhaß, Neid, Versammlungswuth, Arbeitscheu, zuletzt Noth und Elend stachelten die Massen zu feindseliger Haltung gegen das

Volk, und die Theuerung, die aus abnehmender Arbeit und zunehmendem Golde erwuchs, wurde nur denen nicht fühlbar, die ihr Leben nicht durch Arbeit eroberten.

Ließ der Tod des Wühlers dessen aufhetzende Redensarten und die seiner Anhänger mächtiger aufleben, und wirkte jüdischer Einfluß so auf die elementaren Kräfte des Volkes, die den Culturgewalten drohend gegenübertraten, so schuf auf der andren Seite der Judenhandel, der Schwindel auf wirthschaftlichem Gebiete, den allgemeinen Schrecken, der in den letzten Jahren den Leuten ihr genußgieriges Dasein verbittert und geistiges Gut im Werthe beträchtlich sinken läßt. Wenige aber forschten nach dem fauligen Grundwasser, aus dem zerstörende Fieber und Dysenterien der Gesellschaft entstanden. Man hätte sonst gefunden, daß der Boden der Gesellschaft von Judengeist und Judengeld vollgesogen ist.

Auf diesem übelsäftigen Boden hätte jener Bund, den Emanuel Oswald gestiftet, weit über seine Kräfte hinaus zu thun gehabt, wenn er unkluger Weise überall hätte beispringen wollen, anstatt im Verhältnisse zu seinen Mitteln und zu der Zahl seiner Hände dort kräftig einzugreifen, wohin die Vorsehung ihn führte. Wenig Großes, das heißt Ausposauntes, ist durch den Bund in schwerer Zeit geschehen; doch hat er im

Stillen manchen Thörichten, der in die Judenfalle gegangen war, noch zu rechter Zeit herausgezogen, Andre vom Stricke losgeschnitten, Viele dem Hunger entrissen, Einige vor dem Irrenhause bewahrt. Es waren das nur Kleinigkeiten gegen die ungeheure Anzahl derer, die im eigentlichen oder sittlichen Sinne in den Sumpf geriethen, den das zuströmende und abfließende Gold geschaffen hat.

Die wichtigste That des Bundes, die Befreiung des Hauses Ried von den Folgen des Unrechts, das ihm seit einem halben Jahrhundert durch Abraham Kaschauer zugefügt worden, ward nach Erich's Abreise mit vermehrtem Eifer fortgesetzt, und durch die Begebenheiten der Christnacht wurden die Freunde, und der mächtigste unter ihnen, Baron Isaac, zur Verfolgung ihres Zieles wesentlich angespornt.

Der alte Abraham, der in seiner Verzweiflung sich anfangs einzureden versuchte, er habe seinen Verlust lediglich der Habsucht einer Dirne zuzuschreiben, beauftragte, weil Erika's Verfolgung durch Diener und Wächter erfolglos geblieben war, seinen Enkel Jacob, die erforderlichen Schritte bei den Behörden zu thun. Diese wurden denn auch, freilich hinter dem Rücken des Baron Isaac und unter Verdunkelung des Thatbestandes, wie Jacob Kaschauer solche seinem Groß-

vater schuldig zu sein glaubte, eingeleitet, und jener hoffte bereits, auf diesem Wege in die Geheimnisse zu dringen, mit denen sein Vater und Großvater sich umgaben. Aber als die Behörde von dem alten Baron Auskunft über den Inhalt der entwendeten Truhe einforderte, brach derselbe in kindisches Wehklagen aus und bezeichnete endlich den Werth als so geringfügig, daß der Eifer der Beamten, die eine besondre Vorliebe für Gold und Edelsteine hatten, stark nachließ. Da Jacob überdies merkte, daß die Auffindung der Truhe für das Haus Kaschauer bedenkliche Folgen haben könnte, so belohnte er die Hauptbeamten für das was sie nicht thaten, und die Sache ging mit einer oberflächlichen Haussuchung in Christian's Wohnung vorüber.

Baron Isaac, dem die Augen und Hände des Bundes in dieser Angelegenheit zu Diensten waren, erfuhr von der Entwendung der Truhe früher als selbst Baron Jacob und that gleichfalls das Seinige, um das Einschreiten der Behörden zu entkräften. Nach seinem Willen sollte die ganze traurige Geschichte sich innerhalb des Bundes und der Helfer abwickeln, und die Verborgenheit sollte sein einziger Lohn für alle Opfer sein. —

Da über die Person, welche die Truhe entwendet hatte, kein Zweifel war, so suchte Baron Isaac sich

zuerst mit dieser in Verbindung zu setzen, um sie zur Herausgabe des Schatzes zu bewegen. Daß Erika den Tod gesucht, erfuhr man erst nach einigen Tagen, als der trostlose Vater beim Nachforschen unter den armen Sachen seines Kindes ein Blättchen, das er bis dahin unbeachtet gelassen hatte, genauer ansah. Es standen darauf die Worte: „Ich kann mehr als ein Judenmädchen. Ich kann für ihn sterben. Auch für meinen Vater, der die Schuld an dem Unglück trägt. Ich werde das Schrecklichste thun, und wenn ich es gethan habe, kann ich nicht mehr leben. Ein Leben, das der Jude entehrt hat, ist ja auch nichts werth. Ich muß untergehen wie Riedheim, und wie alle guten Menschen."

Christian verließ seinen Posten und eilte mit dem Blatte weinend und zitternd zu Baron Isaac, welcher bis dahin der Ansicht gewesen, Christian halte seine Tochter vor der Behörde verborgen. Er hatte ihm die Versicherung gegeben, daß sein Kind, welcher Art auch dessen Beweggründe zur That gewesen seien, straflos ausgehen solle, doch zu seiner Verwunderung nichts ausgerichtet. Nunmehr empfing er zwar eine Andeutung über Erika's Ausgang, doch nicht über den Verbleib der inhaltreichen Truhe. Erst als man den Leichnam des Mädchens fand, erstarkte in den Mit-

gliedern des Bundes die Ueberzeugung, daß hier, ungeachtet der frühern Straffälligkeit des Vaters und des schlimmen Anscheines, der auf der Handlungsweise des Kindes ruhte, ein edlerer Antrieb als Habsucht gewirkt hätte. Sie sorgten für die Bestattung des Kindes, begleiteten ihren Sarg und rechneten fortan Christian und die Seinen zu ihren Schützlingen. Diese Fürsorge kam für den Vater zu spät; denn das Uebermaß des Schmerzes, das er durch den Untergang seines Kindes erfahren, machte ihn fortan unempfindlich gegen Wohlthaten und zur Dankbarkeit unfähig.

Soviel schien übrigens ausgemacht, daß Erika die Truhe keinem Andren als ihrem Vater anvertraut habe. Man drang zuletzt in den Alten unter Hinweis auf die Vortheile, die seinem Herrn aus der unverzögerten Einsicht in den Inhalt der Truhe erwachsen könnten und erlangte von dem Verzweifelnden, dem jeder Ausgang gleichgiltig wurde, das Geständniß, daß er die Truhe schon am Morgen nach dem Empfange unversehrt und uneröffnet durch das Haus Bonhard an seinen Herrn über's Meer geschickt habe. Durch Nachfrage bei dem Fabrikanten wurde diese Angabe bestätigt, obwohl der Inhalt der aufgegebenen Werthsendung nicht bekannt war, und man durfte sich wenigstens über den Verbleib der Truhe einstweilen beruhigen.

Als man nach angemessener Zeit durch das Kabel anfragen ließ, erfolgte zwar zunächst von seiten Thora's eine verneinende Antwort, die dem alten Christian manchen Vorwurf eintrug, nach zwei Tagen indessen eine bejahende nebst der Mittheilung, daß Thora den Willen Erichs, der bereits nach dem Süden abgereist wäre, unverzüglich und auf dem eilfertigsten Wege eingeholt habe.

Baron Isaac war es selbst gewesen, der seiner Enkelin zu der Reise nach Amerika gerathen und die Begleitung Erichs gebilligt hatte. Er hatte Thora an einen Verbündeten in Baltimore gewiesen, wo sie zurückblieb, bis Erich seine Geschäftsreisen beendigt hatte. Die Truhe gelangte nun an Erichs Bevollmächtigten in Newyork und wurde auf eine Anfrage bei Erich, der im Begriffe war abzureisen, an Thora gewiesen. Man vermuthete eine Weihnachtsgabe heimatlicher Freunde; aber als Thora die Truhe nebst Christian's Bericht erhielt, ging sie unter Zittern und Zagen mit sich zu Rathe, was zu thun wäre. Schließlich ließ sie das Siegel über dem Geheimniß und wandte sich an Erich, dessen Geist und Liebe während der Seereise ihre Leitsterne mehr als denkbar geworden waren. Seine Antwort lautete: „Oeffne und berichte.“

So ging denn Thora mit bebender Hand an die

Entsiegelung der Truhe, die allerdings kein neues Geheimniß, wohl aber die Bestätigung derer enthielt, die bereits bekannt waren. Da lag eine Menge alter und neuer Papiere, wie sie dem Alten durch Jahrzehnte wichtig verblieben waren, und die Mehrzahl war für Thora von geringem Werthe. Die Papiere, die man ungeachtet der Kunde von ihrer Vernichtung noch aufzufinden gehofft hatte, waren auch nicht mehr vorhanden, und so erschien die Ausbeute sehr gering. Schon wollte Thora in ihrer Eilfertigkeit die Nachricht darüber absenden, als ihr bei Aufbewahrung der Truhe deren Schwere im Verhältniß zu Stoff und Inhalt auffiel. Sie entdeckte nun, daß der Boden doppelt war.

Auch in dem unteren Behälter anscheinend nur Papiere, aber von staunenswerthem Inhalt. Obenauf lag ein Brief, fast zerlesen, mit erstorbener Schrift und mit Flecken wie verblichenes Blut. Es war jenes letzte Schreiben des Bruders Gottfried, des ersten Herrn von Eschenheim, an seinen Bruder, welches Abraham Kaschauer bei dessen Leiche gefunden hatte, und das ihm aus dem Grunde kostbarer als alle Kleinode erschienen war, weil es ihm die erste Anregung zum Einbruch in die Waldherrschaft Riedheim geliefert. Thora entzifferte die verblichene Schrift, die altfränkischen Züge, unter heftiger Erschütterung, die aber dem

mädchenhaften Staunen über den Inhalt der andren Papiere weichen mußte. Auch dies waren Briefe von derselben Hand, doch dienten sie nur zur Verpackung für eine Menge von werthvollen Dingen. Es waren Siegelringe, Bildkapseln, Frauenschmuck, zum Theil höchst kostbares Geschmeide; und nicht das schönste, doch merkwürdigste Stück war ein Petschaft von seltsamem Ansehn, ein Carneol, dessen Siegel, sowie der abgegriffene, schwere goldne Griff das Alter und den vielhundertjährigen Gebrauch verriethen. Thora erkannte das Wappen der Edlen vom Ried, den kleinen Krieger unter'm Helme, jenes Abbild des Urahns, den Kaiser Karl der Vierte für tüchtigen Waffendienst zum Ritter schlug. Dasselbe Wappen erschien auch auf andren Steinen oder als Beiwerk zu den Geschmeiden, und Thora fand auch hier die Bestätigung jenes berüchtigten Einbruchs, durch welchen Haus Ried seines ursprünglichen Glanzes beraubt worden war. Die Kleinode der Truhe kamen offenbar aus demselben her, und der Gründer des Hauses Kaschauer schien als seinen Antheil an der Beute die Stücke bewahrt zu haben, welche das Verbrechen durch ihren Werth oder ihr Zeichen verrathen konnten. Es war also auch denen, die Erichs Schrift für Fälschung erklären mochten, der Beweis geliefert, und Thora hielt die Beweisstücke der

an Erichs Hause begangenen Verbrechen in ihren Händen.

Wohl wußte Thora, daß dieser Fund ihren Verwandten, von denen ihr der Vater wenig, doch die Mutter sehr am Herzen lag, den letzten Scheingrund nehmen werde, den Kopf hoch zu tragen, und daß durch Kundgebung desselben die Besseren in ihrem Hause schwer verletzt werden müßten. Allein die Schätze gehörten nicht ihr, gehörten dem Hause Ried, vor Allem Erich, dessen Auftreten gegen die Glieder ihrer Familie nunmehr in allen Stücken als berechtigt erschien, und der dennoch nicht so verblendet gewesen, die Perle Thora mit den Unwürdigen zu verwerfen.

Sie machte an Erich schnelle Mittheilung von dem Inhalte der Truhe und bat ihn um Vergebung auch für ihre schuldigen oder verblendeten Verwandten. Erichs Antwort war: „Dem Anwalt des Hauses Meinardus und Woltmann, Newyork, vorlegen, abschätzen, genaue Inventur, Beschreibung und Abdrücke nehmen, Alles, bis auf den Carneol, an Baron Isaac senden." Ein nachfolgender Brief, reich an Liebe für Thora, an Verzeihung für ihre Verwandten und an Hoffnungen für Alle, erläuterte seine bereits ausgeführten Aufträge dahin, daß er die Beweiskraft der Kleinode sich durch die angeordneten Maßnahmen er-

halten, das Siegel selbst aber, an welches er seit seiner Kindheit die Rettung des Hauses Ried zu knüpfen gewohnt wäre, bei sich behalten wollte. Dem guten Großvater Thora's aber vertraute er den Rest von dem Horte seines Hauses gerne an, weil er in dessen Hand, so lange Erich selbst der Heimat fern wäre, sich wirksamer als in jeder andren erweisen würde. Er wünschte kein andres Gericht über das Haus Kaschauer zu verhängen, als welches Baron Isaac, nunmehr das Haupt, selbst für gerecht befinden würde.

Thora entnahm aus diesem Briefe neuen Grund zur Dankbarkeit und Verehrung und gab diesen Empfindungen in dem Schreiben, das sie der Sendung an den Großvater nachfolgen ließ, begeisterten Ausdruck. „Empfinde mit meinem Herzen, lieber alter Großvater," so schrieb sie ihm, „und handle mit meinen Händen. Was dann Erichs Vortheil wird, das ist sein Recht, und was zum Vortheil derer, die ihn nicht verdienen, das wird Erich in seiner Großmuth billigen. Ich gebe Dir alle Kraft und Liebe aus meiner Brust in die Deine, damit Du zugleich gerecht und milde entscheiden und handeln mögest, jetzt, da die Entscheidung über die große Sache nicht mehr dem Rechte des Staates, sondern Deiner Gerechtigkeit unterliegt, deren Urtheil unser Unrecht besser als der Zwang der Gesetze sühnen wird."

Sobald Baron Isaac die Sendung erhielt, berief er die Mitglieder des Bundes zu sich und eröffnete die Truhe in deren Gegenwart, um den Inhalt mit dem beigegebenen Verzeichnisse zusammenzustellen und dessen Richtigkeit zu beglaubigen. Als dies geschehen war, bat er Emanuel bei ihm zu bleiben und sagte:

„Nun ist Alles klar geworden, und kein Zweifel mehr, daß mein Haus seine Vortheile den Verbrechen meines Vaters verdankt. Wollte Gott, es wären außer den stofflichen und irdischen noch andre, die wir zurückbehalten dürften; aber von denen ist wenig in unsrem Hause, außer das Kleinod Thora, das wir hingeben werden zum Ersatz an das Haus Ried. So wird nichts Edles mehr verbleiben in dem goldenen Hause Kaschauer, als was wir durch Entsagung und Sühne zu erwerben vermögen."

Die Stimme des alten Mannes war bewegt. Emanuel Oswald tröstete ihn: „Wenn Sie umschauen in Ihrem Hause, ehrwürdiger Freund, was da Gutes übrig wäre, so vergessen Sie sich nicht selber, in dem alle Hoheit und Gerechtigkeit unsres göttlichen Gesetzes sich erfüllt."

„Ihr Wort könnte beglücken, Freund, wenn ich Gewalt besäße durchzuführen, was die Gerechtigkeit mir gebietet. Aber ich stehe vor einem seltsamen

Schicksal, dem ich nicht gewachsen bin. Ich werde als Greis von siebzig hingestellt vor das Angesicht meines Vaters, dem ich als Kind oft gewünscht habe zu leben bis zu hundert Jahren, und der der Erfüllung meines kindlichen Wunsches nahe gekommen ist. Und nun soll ich zu ihm sagen: „Du hast hundert Jahre gelebt in Sünd' und Schande, Du hast jenen Edelmann getödtet, oder hast geschaffen, daß man ihn tödtete, und hast vieles Andre begangen, das der Herr mit seinem Fluche belegt hat. Und nun ist viel goldener Segen daraus geworden, an dem sich Dein Sohn wenig, aber Deine Enkel und Urenkel viel gefreut haben, bis Deine Thaten offenbar wurden, und der Segen zum Fluche ward, und der Herr hat Recht behalten." Und ich soll weiter sprechen zu meinem Vater: „Du kannst das Haupt unsres Hauses ferner nicht sein; denn Du stehst unter dem Fluche des Herrn und hast Dein Haus betrogen um den Segen und um den ehrlichen Namen in der Zukunft, und hast für Israel ein Zeugniß geschaffen seiner Schande unter den Völkern." Und ich soll von meinem Vater fordern: „Gieb die Gewalt aus den Händen, in welcher Du hältst Dein Haus, und überlasse sie mir, daß ich vergüte was Du verbrochen hast, und das Unrecht gebessert werde an denen die geschädigt sind, unsre Schande aber bleibe ver-

borgen." — Das, mein redlicher Freund, soll ich zu meinem Vater sagen. Meinen Sie nicht, daß ich soll?"

„Sie können nicht anders als das Richtige treffen, Baron Isaac."

„Oswald," sagte der Alte, „ermahnen Sie unsre Freunde, daß sie mich nicht mehr anreden mit dem Titel, bei dem ich jedes Mal schaudre. Denn ich ahnte schon früh, daß der Titel uns Juden nicht zukommt, sondern mehr Schande und Gelächter, als Ehre und Ernsthaftigkeit bewirkt. Und nun hören Sie weiter: Ich kann meinem Vater nicht sagen, was ich sagen soll, und darum bin ich des Lobes nicht werth, das Sie mir ertheilt haben."

„Sie sind seiner desto mehr werth," rief Oswald, „weil Ihr jüdisch Herz sich nicht gegen den erheben mag, den Sie Ihren Vater nennen, ob er gleich an Israel schwer gesündigt hat. Darum bitt' ich Sie, Herr, sorgen Sie nicht, daß Sie selbst es Ihrem Vater sagen sollen, sondern was Sie nicht thun können, das gethan werden muß, übertragen Sie einem Andren, der es kann und darf. So ist die Arbeit der Menschen."

„Will Emanuel Oswald gehen?"

„Ich übernehm' es."

„Werden Sie stark bleiben vor dem hundertjährigen Haupte?“

„Der Priester darf es. Er geht im Namen Israels und seines Gottes, vor dem kein Haupt alt ist.“ —

VI.

Von dem Inhalt der Truhe nahm Emanuel Oswald nur jenen Brief mit, den Isaac Kaschauer ihm als das erste Blatt im Schuldbuche seines Vaters bezeichnet hatte, und außerdem zwei Gegenstände, die für seinen Zweck geeignet erschienen. Es war schwierig, bei dem Alten Einlaß zu erhalten, denn seit der Entwendung seiner Schätze, in deren Besitze er sich bis dahin sicher und behaglich gefühlt, hielt er sein Haus verschlossen und sich selbst verborgener denn jemals, wies alle Geschäftsbesuche ab, die er früherhin eifersüchtig verlangt hatte, und kauerte mit der Angst vor Vergeltung, worin sein böses Gewissen allein bestand, in seinen Polstern und Daunen zusammen. Ohne Phantasie, die ihm hätte die Schreckbilder der Strafe, der Schande, des Unterganges vormalen können, brachte er hinbrütend oft Stunden lang zu, und Baron Jacob, der Einzige, der ihn letzthin besucht hatte, auf den aber

jener Zustand des Greises peinlich wirkte, blieb zuletzt aus. Taub, empfindungslos wie ein Felsstück, saß der Greis; nur bisweilen schreckte ihn der Gedanke auf, daß er Alles, Alles hergeben solle, und der Schweiß trat ihm vor die Stirn. Er, der gegen seinen Feind keine andere Empfindung kannte, als Rache, sah sich mit Recht auch der Rache Derer verfallen, die er beschädigt, und die er noch vor Kurzem im Wahne seines bevorstehenden Sieges beleidigt hatte. Alles herausgeben! Er tobte bei dieser Vorstellung. Sie war die Höllenqual, die seine Seele sich zu eigner Verdammniß erschaffen hatte.

War Abraham in solcher Stimmung ohnehin für niemand zugänglich, so vermochte Emanuel, der dem Alten wohl einmal begegnet war, doch in dessen Gedächtnisse keine Spur zurückgelassen hatte, als Unbekannter gewiß nicht zu ihm vorzudringen. Sein erster Versuch blieb ohne Erfolg, und der zweite mußte erst durch ein Blatt von der Hand Isaac's vorbereitet werden. Dieser schrieb, daß Emanuel Oswald in seinem Auftrage käme, um ihm friedlich zu sagen, was gesagt werden müsse, und was ihm, dem alten Sohne, zu sagen schwer werde.

Als Abraham sich diese Zeilen von Salmche Gurwitz, jetzt seinem Vertrauten, hatte vorlesen lassen, em=

pfand er, daß eine Entscheidung nahe war, der er sich, schon um endlich Gewißheit über den Ausgang zu haben, nicht entziehen durfte. Er hieß seines Sohnes Sendboten eintreten, kümmerte sich aber nach seiner Weise um den Eingetretenen nicht weiter. So war seit dem Tage, als sein Adelsbrief eingetroffen war, sein freiherrliches Benehmen, das zugleich eine Ueberlastung mit Arbeit zur Schau trug, und das sein Enkel Jacob ihm vortrefflich abgelernt hatte. Emanuel Oswald aber trat ihm dicht vor die Augen und sagte: „Hier bin ich.“

„Wer?“ schrie Abraham.

„Der von Ihrem Sohn kommt,“ rief Oswald laut in das Ohr des Greises.

„Wer ist das?“

„Emanuel Oswald, ein Kundiger des Gesetzes.“

Abraham hob aufmerksam die Stirn. „Sprecht!“ rief er und legte die Hand an's Ohr.

Oswald neigte sich. „Das Ohr ist hart, zu dem ich reden soll, so wird das Herz auch hart sein.“

„Was hab' ich mit Euch zu schaffen? Habt Ihr was zu sagen, so sagt; habt Ihr nichts zu sagen, so geht.“

„Das Aug' ist besser als das Ohr. Abraham Kaschauer soll sehen, nicht hören.“

Oswald erregte die Spannung des Alten durch drei Pergamentrollen und drei kleine Bündel, die er gesondert vor sich hinlegte. Er entfaltete das eine Pergament und hielt es empor.

„Du sollst nicht tödten,“ stand da in großen schönen Zeichen der heiligen Sprache.

„Was soll das?“ fuhr Abraham entsetzt auf, und Emanuel sah ihn schweigend an.

„Was soll's? frag' ich. Seid Ihr gekommen, Schule mit mir zu halten? Ich kenne das Gesetz.“

Der Sendbote legte das Pergament vor Abraham nieder und entfaltete aus dem ersten der kleinen Bündel jenen Brief Gottfrieds vom Ried. Der Fleck verblichenen Blutes wurde sichtbar, Oswald wies darauf hin. Abraham stieß einen brüllenden Schrei aus. Er griff nach dem Papier; aber wie ruhig Emanuel es ihm vorhielt, er flatterte mit den Händen daran vorbei und wagte es nicht zu berühren. Gelassen wie eine strafende Gottheit zog Oswald das Papier zurück.

Abraham stöhnte: „Es ist vorbei — es ist lange her —“ Dann starrte er sprachlos auf Oswalds gemessene Bewegungen und auf die Schriften, die er entrollte, die schimmernden Dinge, die er emporhielt.

„Du sollst nicht ehebrechen.“ Dieses Gesetz ent-

rollte sich in der Hand des Priesters, und nachdem der Alte es betrachtet, sank das Pergament zu den andern, und eine Kapsel mit dem Helmträger und einem Perlensaume wurde enthüllt. Oswald hielt ihm die Rubinenschrift „An Sarah" dicht vor die Augen. Dann öffnete er die Kapsel und wies auch das Bild des Mannes vor, den Abraham kannte.

Dieser suchte die Augen abzuwenden; aber das Bild schien sie zurück zu zwingen, daß ihr Blick mit schielendem Ingrimme darauf haftete.

Und das dritte Pergament entrollte sich in der Hand Oswalds: „Du sollst nicht stehlen." Es wurde abgelöst durch einen schimmernden Halsschmuck, der aus einer Reihe von Wappenbildern in den edelsten Steinen zusammengesetzt war, ein fürstliches Kleinod. War es die Gier danach, die Furcht es hinzugeben, die Erinnerung an den langjährigen Besitz, die den Greis wieder aufzucken ließ und seinem Auge einen lebendigeren Ausdruck verlieh?

„Nun der Richterspruch!" rief Oswald ihm zu, und wie eine Tigerkatze schnellte der Alte in die Höhe. Er hielt sich nicht aufrecht, er sank zurück; aber seine Arme verlangten wieder empor, und sich an dem Tisch festklammernd, ächzte er: „Wer will mich richten?"

„Ihr Sohn Isaac!" lautete die Antwort.

„Mein Sohn Isaac!" klang ein heiserer Aufschrei, und nur ein Röcheln der Ohnmacht folgte darauf.

„Lesen Sie, Baron Kaschauer, was Ihr Sohn Isaac verlangt. Der Auftrag kommt von ihm, und die Worte sind mein."

Abraham las blinzelnd, die Augen dicht an der Schrift: „Mein Vater Abraham soll sein Angesicht vor seinem Hause verbergen und in der Stille abwarten, welche Verzeihung kommen wird von denen, die er geschädigt hat."

„Was? Ich soll fort?" fuhr Abraham auf.

Aber bevor er seine Entrüstung weiter ausließ, bewegte sich der Vorhang an der Nebenthür, und Baron Isaac stand im Gemach. Sein Vater bemerkte ihn nicht. Erst als Oswald sich jenem zuwandte, wurde er aufmerksam und sank ohne eine Widerrede zurück.

Oswald entfernte sich, und Isaac, dicht zum Ohr seines Vaters gebeugt, sprach gelassen: „Nun ich Dich leiden sehe, ist mir, als bist Du mein Vater. Aber Gott der Gerechte ist mehr als Du. Geh nach Rosenau und bleib' in Frieden."

Er strich liebkosend über die Schulter des Uralten, preßte die Augen und verließ das Gemach, um die Diener zu senden. —

Der zähe Greis überwand auch noch diese Erschütterung, und nach einigen Tagen der Erholung, als günstige Witterung eintrat, bettete man ihn in seine Daunen und setzte ihn mit zwei Dienern und sonstigem Gesinde auf die Bahn nach Riedheim zu. Bald folgten auch Baron Isaac und Sternberger, der seinen Sohn auf Anrathen des Bundes vorläufig bei einem Mitgliede desselben, einem strengen Lehrherrn, untergebracht hatte.

Baron Isaac wurde von den Beamten seines Hauses, die ihn früher, wenn sie seiner gewahr wurden, mit ablehnender Ehrerbietung begrüßt hatten, nunmehr mit hastiger Zuvorkommenheit empfangen. Die Ankunft des Baron Abraham war bereits bekannt geworden, und das Gerücht von seiner Machtlosigkeit hatte sich verbreitet. „Er hat sich von den Geschäften zurückgezogen, es war auch Zeit“ — so drückte man sich aus. Da über die Vorgänge innerhalb der Familie nur solche Personen unterrichtet waren, die ein Geheimniß zu hüten wußten oder Gründe hatten es zu bewahren, so erklärte man sich im Riedheimer Thale den Regierungswechsel dadurch, daß Baron Abraham endlich doch ganz stumpf geworden wäre und Mißgriffe begangen habe, die ihm selbst bewiesen hätten, wie sehr es an der Zeit sei, zur Ruhe zu gehen. —

Das gegenwärtige Haupt des Hauses war der Ansicht, daß in der Verwaltung der gewerblichen Gründungen vorläufig keine Umgestaltung vorzunehmen wäre, sondern daß man sich nur des Gehorsams der Beamten zu versichern und unwillkommene Einflüsse abzuwehren habe. Seine erste Maßregel war die Einsetzung des Joseph Sternberger, der an der Berliner Börse auch im Aeußeren ansehnlich geworden war, zum Oberaufseher über den ganzen gewerblichen Betrieb, und seines jüngsten Sohnes Joseph, der an Charakter seinem Vater ähnlich war, über die Geldwirthschaft innerhalb des Reiches Kaschauer. Sie hatten die Aufgabe, den Herrn überall zu vertreten, wo die Kraft oder der Scharfblick desselben nicht ausreichten; denn einer Art von wissenschaftlicher Schwerfälligkeit, die auf das Geschäft hemmend hätte wirken können, war jener sich wohl bewußt. Joseph Sternberger erlangte außerdem das Recht, von Büchern, Akten und Briefschaften überall und zu jeder Zeit, wenn er es für angemessen hielt, Einsicht zu nehmen, und sobald ihm ein Verdacht aufstieg, die Blicke seines Herrn auf den wunden Fleck hinzulenken. —

Die Angelegenheiten des Obersten hatte man, um an keinem Punkte Aufsehen zu erregen, ihren stillen, gesetzmäßigen Gang unter dem Schutze des Gesetzes gehen lassen. Die Gläubiger verlangten den gericht=

lichen Verkauf von Eschenheim, und der Tag, den die Behörde dafür bestimmt hatte, rückte heran. Die Käufer, die sich einfanden, trugen meistens schwarze Bärte, und obgleich sie einen Anwalt von offenbar verwandter Abstammung mitgebracht hatten, redeten sie dennoch aufdringlich drein. Namentlich beschuldigten sie die Herren von Eschenheim, daß sie den Antrag auf Befestigung des Grundbesitzes kurz vor Beginn der gerichtlichen Verhandlungen eingereicht hätten, und da Herr Rechtsanwalt Schneckenburger allerdings zugeben mußte, die Angelegenheit verschoben zu haben, so war es schwer, jene Herren zu überreden, daß derselbe es wider seinen Auftrag gethan.

Außer den kauflustigen Herren von der Börse erschienen nur noch ein paar benachbarte Grundbesitzer, mehr um Zeugen der Amtshandlung zu werden, denn aus Verlangen, sich so hart an der Judensiedelung festzusetzen. Auch Herr Doctor Judassohn, den man in seiner meinungschaffenden Thätigkeit um wichtigerer Dinge willen bisher nicht gestört hatte, und der noch unter heimlichem Einflusse des Baron Jacob stand, erschien hohnlächelnd und schlug mitunter an die Brusttasche, als trüge er Geld darin. Er schien beauftragt mitzubieten, und wahrscheinlich war es wiederum Baron Jacob, der einen letzten Versuch wagte, Eschenheim zu

erhalten, oder der in Voraussicht der Unmöglichkeit wenigstens einen Augenzeugen der Thatsache abgeordnet hatte.

Dieser Doctor, der über fremdes Geld gebot, und die verbündeten Herren von der Börse, die jeden Augenblick fremdes Geld haben konnten, und wußten, daß Haus Kaschauer jeden Preis zahlen werde, trieben das Kaufgeld zu einer bedeutenden Höhe, weil sie in Joseph Sternberger, der sie hartnäckig überbot, den Stellvertreter des mächtigen Hauses mit Recht vermutheten. Sie mußten endlich erkennen, daß derselbe Auftrag hatte, sich nicht werfen zu lassen, und ergaben sich mißmuthig darein, daß sie aus dem Unglück eines Andren diesmal keinen Vortheil ziehen sollten.

Das Gut Eschenheim wurde mit dem Vermögen von Erichs Mutter, das durch Sternbergers ehrliche und besonnene Geschäfte zu bedeutendem Werthe angewachsen war, wieder zum Eigenthume der jüngeren Linie Ried gemacht. Im Auftrage des Barons beeilte sich Sternberger, den Oberst und seine Gemahlin, welche auf diese Freude kaum vorbereitet waren, zurückzurufen. Auch überließ man der Mutter, Erich zu benachrichtigen, und die wenigen Worte, mit denen sie es that, mögen seltsam erschienen sein unter den tausenden von Schwindelberichten und Diebsparolen, von welchen der Geld-

markt zu beiden Seiten des großen Wassers beherrscht wird. —

„Mein Sohn,“ so ließ Frau Hedwig in die Ferne schreiben, „die Eschenheimer haben ihren Mutterboden wieder unter den Füßen. Du hattest Recht, daß Deine Thora der Engel des Segens sein werde!“

Diese Worte übersandte Erich unmittelbar nach dem Empfange an Thora, die sie unter Freudenthränen las und unter ihren liebsten Erinnerungsblättern aufbewahrte.

Frau Hedwig aber, die vielgeprüfte, nun getröstete, traf alsbald Anstalten, mit ihrem Gemahl zu dem Erbe und Eigenthum zurückzukehren, das sie geholfen hatte zu erhalten. Der Oberst schien an Kraft und Willen gebrochen; er hatte kaum noch einen Wunsch als die Heimkehr, auf die er nicht hoffte. Die Nachricht, die ihm in glücklicher Stunde aus den liebevollen Augen, von den trostreichen Lippen seiner Gemahlin zufloß, schien ihm unglaublich. Er, der in der Zeit seines Schwindels und Gewinnstfiebers an Unglück gewöhnt worden, dachte nicht daran, daß das entflohene Glück sich oft erbitten läßt, sobald man es durch Redlichkeit, Arbeit, Liebe beschworen hat. —

Sobald der Oberst und seine Gemahlin angekommen waren, begab sich Baron Isaac, der sich mittlerweile Erich's Zustimmung für gewisse Vorschläge einge=

holt hatte, in Begleitung Sternbergers mit der Truhe, von Roggenau nach Eschenheim, um Erichs Mutter, deren Mitwirkung er brauchte, von allem Vorgefallenen, das ihr bis jetzt Geheimniß geblieben war, in Kenntniß zu setzen. Die edle Frau empfing den ehrwürdigen Juden mit jener freudestrahlenden Dankbarkeit, die vor dem Rechtschaffenen mit dem Zugeständnisse seines Verdienstes nicht zurückhält, vielmehr ihn durch dessen volles Maß mehr als durch Worte oder dankbare That belohnt. Sie hatte ihn nur selten und vor langer Zeit gesehen, einen Eindruck von seinem Charakter aber niemals empfangen. Sie kannte ihn nur aus flüchtigen Mittheilungen Sternbergers als den Einzigen aus dem Hause Kaschauer, der das Unglück der Eschenheimer ungern angesehen, und argwöhnte sie anfangs auch, er wünsche Eschenheim den Gläubigern ihres Gemahls nur zu seinem eignen Vortheil zu entreißen, so war sie nun durch Auslieferung des Gutes anders belehrt worden und genügte dem inneren Verlangen, dem redlichen Manne, den sie nun gerne unter ihrem Dache erscheinen sah, ihr Unrecht durch verdoppelte Huld abzubitten. Sie erschrak fast, als sie in Baron Isaac statt des hochfahrenden Geldkönigs einen gebeugten, schüchternen Mann vor sich sah, der jede Aeußerung ihrer Erkenntlichkeit mit traurigem Kopfschütteln ablehnte.

„Ich komme, um Ihnen Klarheit zu bringen über Dinge, von denen Sie wohl kaum eine kummervolle Ahnung haben, und wenn Sie nach Anhörung dieser unerhörten Dinge mir noch danken wollen, so werde ich solchen Dank mit Rührung und Demuth annehmen."

Was war das? so fragte sich Frau Hedwig, und ihr großes Auge gab dieser Frage gegen den Sprecher Ausdruck. War das Baron Isaac, der große Kaschauer, welcher der Entwickelung und Ausbreitung seines Hauses so gelassen, fast unthätig zuschauen durfte, weil er fest stand? War das der große Geldfürst, der Millionen herbeiwinken konnte, sobald es ihm einfiel? Er sprach von unerhörten Dingen. Unerhört mußten sie wohl sein, die einen Geldbaron zu solcher Demuth stimmten. Frau Hedwig fand keinen Ausdruck für ihr Erstaunen.

„Ich sehe, Sie sind fast erschrocken, gnädige Frau," so fuhr Baron Isaac fort, „und Sie werden es noch mehr sein, wenn Sie die Wirklichkeit vor sich haben werden. Sehen Sie hinaus zu diesem Fenster, gnädige Frau, auf die hohen Dächer und die schwarzen Schornsteine, die Ihnen so verhaßt waren. Sie werden alle sinken, sobald Sie wollen."

Nun erschrak Frau Hedwig in der That. „Ich weiß nicht was ich höre!" rief sie. „Wird es auch für mich taugen? Wäre es nicht besser, die Rückkehr meines

Sohnes abzuwarten, da der Oberst für solche Mittheilungen in der That zu angegriffen ist?"

Baron Isaac überreichte ihr Erichs Brief, dem noch ein andrer an die Mutter beigeschlossen war. Er überließ darin unter Ausdrücken höchster Verehrung, welche den Blick der Edelfrau oft nach dem ehrwürdigen Kopfe des Alten hinüberlenkten, diesem die Erledigung des Geschäftes und nannte ihm seine Mutter als die einzige Person aus dem Hause Ried, die er als Mitwisserin vorläufig zugezogen wünschte.

Der eingeschlossene Brief war nur kurz. Erich bat darin seine Mutter, sich der Gerechtigkeit des Mannes, der ihr diese Zeilen übergeben werde, getrost und ohne Rückhalt zu überlassen und den fremdartigen Rückblick in die Vergangenheit, die sich ihr entschleiern werde, mit erprobter Fassung zu ertragen. Er fügte hinzu, daß Eschenheims erste Frühlingsblumen ihn und Thora würden zurückkehren sehen. In einer Nachschrift war noch so viel erwähnt, daß das alte Siegel, an dessen Auffindung nach dem Märchen der Mutter die Erneuerung des Riedheimer Glückes geknüpft sei, sich vorgefunden habe. Dieser Zusatz bereitete Frau Hedwig auf die Wunderdinge vor, die sie vernehmen sollte.

Baron Isaac bat sie, Sternberger mit der Truhe eintreten zu lassen, und nachdem er die funkelnden

Kleinode sowie die geordneten Briefschaften vor der Erstaunten ausgebreitet, sagte er: „Sie erkennen das Eigenthum Ihres edlen Hauses.“

„Die Ehre und der Glanz des Hauses Eschenheim!“ rief Frau Hedwig und sah die reichen Steine nur durch ihre Thränen schimmern. „Aber die suchte ich nicht!“ sprach sie weiter. „Wo ist das alte Siegel?“

„In der Hand Ihres Sohnes,“ antwortete Baron Isaac.

„Dann ist's gut,“ sagte Frau Hedwig und wandte sich von der kostbaren Truhe.

„Ersparen Sie mir die Erklärung,“ fuhr der Alte fort, „wie diese Steine und Briefschaften in meine Hände gelangt sind. Den Zusammenhang der Begebenheiten erfahren Sie aus dieser Schrift Ihres Sohnes, die obenauf liegt, und jede Auskunft, die Sie verlangen werden, kann dieser Mann, Joseph Sternberger, Ihnen auf's Vollständigste ertheilen.“

Frau Hedwig reichte diesem wackeren Juden die Hand. „Erich hat Sie mir mit den wärmsten Worten empfohlen,“ sagte sie, „und ich weiß, wie kostbar ihm solche Worte sind.“ Dann aber zu dem Baron zurückgewendet: „Sollten diese Steine nicht nach Hohenried gehören?“

„Das ist der Hauptpunkt,“ antwortete Baron Isaac,

„der für Sie, gnädigste Frau, erst nach völliger Kenntniß der Sachlage zu beurtheilen bleibt. Wenn ich Ihrem Urtheil zuvorkommen soll, so will ich für jetzt nur sagen, daß es Ihrem Gemahl oder Ihrem Sohne unbenommen sein wird, da die Bedingung der Befestigung des Grundbesitzes von Eschenheim nicht erfüllt wurde, die Enteignung des Stammgutes für nichtig zu erklären und sich das Recht des Vorkaufs zu sichern. Ich darf hinzufügen, daß das Haus Hohenried gegen eine solche Ordnung der Angelegenheiten nichts einzuwenden haben wird, sobald man es in seinem gegenwärtigen Stande befestigt und fördert."

„Und mein Sohn wird der Herr werden im Thal?" rief die Mutter voll Entzücken, indem sie nach den Papieren griff und die Schrift Erichs erkannte.

„Zum Segen für das Thal und zur Versöhnung mit den Feinden," schloß Baron Isaac und zog sich mit dem Begleiter zurück. —

VII.

Unter heftiger Bewegung las die Freifrau von Eschenheim den Bericht, den ihr Sohn aus den nunmehr zerstörten Aufzeichnungen zusammengesetzt hatte. Es war ihr, als läse sie nichts Neues, als hätte sie das Alles geahnt, gewußt, aus Andeutungen und Beobachtungen geschlossen, den Personen aus ihren unbedeutenden Worten und Bewegungen seit Jahren abgelauscht. Sie rang mit ihrer Entrüstung, daß durch die Geschichte der schwarzen Fremden so viel Elend über das Thal und seine Bewohner, so viel Ungemach, Sorge und Frevel über die Familie Ried gekommen wäre. Aber der Schlußgedanke, daß hier zusammen mit dem Verbrechen die Sühne, mit dem Schaden der Ersatz erwachsen wäre, daß also wenigstens in diesem Falle die Vorsehung eine Bahn für die Vergeltung gefunden habe, trug die Seele der edlen Frau über allen Zorn

hinweg, der sie ergriffen hatte. Sobald sie sich beruhigt und mehr dem Danke gegen den Gott ihres Lebens, als der Hoffnung auf glückliche Tage Raum gewährt hatte, fuhr sie zu Baron Isaac, um ihm zu beweisen, daß sie die Bahn der Versöhnung mit ihm, dem Gerechten, gerne betreten wolle.

Sie traf ihn zu Hause. Es war, als hätte er ihre Ankunft erwartet, und er freute sich derselben. In seinem Geiste war die Entwickelung der Dinge zu einem wünschenswerthen Ziele Schritt vor Schritt vorgezeichnet, und da er selbstsüchtigem Vorbehalt überall entsagte, so durfte er erwarten, daß man auf seine Absichten willig eingehen werde. Er war zufrieden, wenn seine nächsten Voraussetzungen eintrafen und so auch für die ferneren verheißungsvoll wurden.

„Ich erkenne nun, wo Sie hinaus wollen," sagte Frau Hedwig, „und ich komme, Ihnen zu sagen, daß ich und mein Sohn ebenso für Ihr Haus eintreten werden, wie Sie für das unsrige."

„Lohne Ihnen unser Gott!" sagte Baron Isaac, „und lassen Sie uns einander versprechen, daß wir nach keiner Seite hin alten Haß wecken oder neuen Neid aufkommen lassen, sondern unser Ansehn einsetzen wollen, um sie zu unterdrücken, wo sie auftauchen. Gegen meine Söhne übernehme ich diese Pflicht kraft

meiner väterlichen Gewalt, da mein Vater sich nun zur Ruhe begeben hat; übernehmen Sie dieselbe, gnädige Frau, gegen Ihre Verwandten, welche lenksamer sein werden, und lassen Sie sich von Ihrem Sohne darin unterstützen. Denn nur so werden wir am Schlusse unsrer Abrechnungen leidlich mit einander zufrieden sein."

„Für die Eschenheimer stehe ich," antwortete Frau Hedwig. „Was Hohenried betrifft, so glaube ich, es würde Ihre Rücksprache mit Herrn Rudolph vom Ried viel Nutzen stiften."

„Ich muß bekennen, daß ich ungeachtet vielen Nachdenkens noch nicht einig mit mir bin, welcher Weg gegen die Herren von Hohenried am zweckmäßigsten einzuschlagen wäre. Wenn ich meiner Kenntniß der Personen trauen darf, so haben sie sämmtlich mehr Neigung zu der verlockenden Geldwirthschaft, denn zu dem sorgenschweren und arbeitgebietenden Landbau. Die Hauptschwierigkeit wird daraus erwachsen, daß die Gegenwart sie in ihrer Neigung und ihren Geschäften nicht ermuthigt, und daß die bedeutenden Verluste, die sie bereits erlitten haben, ihnen den sicheren Boden, der ihnen neuerdings zubereitet wird, wieder wünschenswerth machen. Dieses Bedenken hoffe ich dadurch zu überwinden, daß ich ihre Bank durch mein Haus stütze, oder den Führern derselben mit meinen Geldkräften

über die schwierige Gegenwart hinaushelfe. Ich darf dies getrost und ohne viele Großmuth, weil ich berechne, daß Capital und Nutzen mir in naher Zukunft zurückkommen werden. Aber auch bei diesen günstigen Aussichten bleibt ein Bedenken, und zwar kommt es von den Damen des Hauses Hohenried, welche sich die Aussicht auf die gesellschaftliche Stellung, die der ausgedehnte Landbesitz verleiht, schwerlich werden entgehen lassen."

„Ich weiß," antwortete die Freifrau, „daß es zu einem harten Kampfe der Frauen gegen die Männer kommen wird, wenn diese wollen, wie Sie, Herr von Kaschauer, hoffen. Leuchtet aber den Männern von Hohenried der persönliche oder der Vortheil des Geschäftes ein, so wird das Widerstreben der Frauen bei aller Hartnäckigkeit vergeblich sein."

„Es wird uns also anheimfallen, den Herren ihren Vortheil so klar als möglich nicht nur darzustellen, sondern zu gewährleisten. Haben sich dieselben dann für die Geldwirthschaft entschieden, so werden sie keine Schwierigkeiten erheben, wenn Haus Kaschauer die Herrschaft Hohenried nebst zugehörigen Gütern an das Haus Eschenheim veräußert. Dieses stützt sich auf sein Retractrecht und hat darin um so leichteres Verfahren, weil sich Alles durch freie Uebereinkunft ausgleichen

wird. Was nun die Entschädigung betrifft, welche zu leisten in dem Vermögen des Hauses Kaschauer liegt, so habe ich folgenden Vergleich im Sinne: Der Grund und Boden, sowie alle Baulichkeiten und Anlagen, die dem Landbau dienen, und die in ihrem gegenwärtigen Zustande leider wenig über ein Drittheil des Gesammtwerthes aller Güter und Gewerbeanlagen ausmachen, bleiben, übereinstimmend mit der gesetzlichen Vorschrift, schuldenfrei und werden nebst dem nothwendigen Anlage- und Betriebscapital dem Hause Eschenheim übergeben. Dagegen wird, abermals in Uebereinstimmung mit der gesetzlichen Zulassung, angenommen, daß zwei Drittheile des Gesammtwerthes, die in den gewerblichen Unternehmungen und den Schutzbauten liegen, mit Hypotheken für nothwendige und förderliche Anlagen belastet sind, obwohl dieselben, zum Theil wider meinen Rath und Willen entstanden, in ihrer Gesammtheit keineswegs als förderlich oder nothwendig anzusehen sind. Von diesen nun, die zugleich im Riedheimer Thale die mißliebigen und für seine Bevölkerung unheilbringend sind, möge das Haus Eschenheim diejenigen bezeichnen, die es beseitigt wissen will, worauf eine dritte Person, Herr Seidenfabrikant Bonhard, hinzutreten wird, um zu berathen, inwieweit die Wasser- und Dampfkräfte für das Unternehmen, das er mit Herrn Erich vom Ried in's

Werk gesetzt hat, verwendbar wären. Dieses Gebiet fällt dann der Uebereinkunft zwischen den Häusern Eschenheim und Bonhard zu, welches letztere die verwendbaren Kräfte und Anlagen von dem Hause Kaschauer erwirbt. Diese gewerblichen Anlagen werden aus ihrem Betriebe die Zinsen ihrer Hypotheken zahlen, während sie dem Hause Eschenheim den Nutzen abwerfen, der aus dessen Verträgen mit dem Hause Bonhard hervorgehen wird. Dem Hause Kaschauer werden dann diejenigen Gewerbsanlagen und das Recht an ihrem Betriebe verbleiben, die für die Herrschaft und ihre Umgegend von offenbarem Nutzen sind, also nach keiner Seite hin Störung verursachen, Uebelstände erzeugen oder Mißfallen erregen. Auch diese Anlagen zahlen den Zins ihrer Hypotheken aus ihrem Betriebe, und da sie sämmtlich unter dem Hause Kaschauer und verbündeten oder abhängigen Häusern stehen, so werden sie zeitweilige Verluste, die schwerlich zu besorgen sind, gegenseitig ausgleichen. So wird also der Herrschaft keinerlei Schwierigkeit oder Verpflichtung erwachsen aus den Hypotheken, mit denen zwei Drittheile ihres Gesammtwerthes belastet sind. In der Berechnung ferner, daß den Vorgängern der Nutzen aus den Ländereien, die allmählich durch Gewerbeanlagen fortgenommen wurden, verloren gegangen ist, wollen wir den Besitzer

von Hohenried und Eschenheim mit einem Drittheile der Anlagekapitalien betheiligen, sodaß ihm also ein Drittheil des Reingewinnes aus dem gewerblichen Gesammtbetrieb zufließen soll. So ist der Herrschaft die Möglichkeit gegeben, durch Ueberschüsse an Kapital diejenigen Anlagen, deren Besitz ihm mit der Zeit wünschenswerth oder unentbehrlich wird, und die wir zu unsrer Selbsterhaltung bewahren müssen, nach einander für sich zu erwerben und vielleicht innerhalb eines halben Jahrhunderts Diejenigen, die im Riedheimer Thale als Eindringlinge gelten, zu vertreiben."

„Sprechen Sie nicht so," erwiederte Frau Hedwig bewegt. „Bei dem Vertrage, den Sie entworfen haben, dünkt mich, können wir Alle lang' und zufrieden neben einander bestehen. Ich besitze nur kurzen Geschäftsblick, wie eine Hausfrau sich ihn aneignet, und ich vermag die hochherzigen Vorschläge, wie Sie dieselben so wohlerwogen und bestimmt aussprechen, weder in ihrer Fülle zu übersehen, noch in ihrer Tragweite abzuschätzen. Diese Bedingungen werden ja wohl meinem Sohne mitgetheilt werden, und bei gegenseitiger Hochachtung und freundlichem Entgegenkommen nach Wunsch befestigt werden. Ich persönlich habe nur einen Wunsch: Möge mein Sohn diesen Boden, auf dem ihm so viele herbe Früchte gewachsen sind, bei

seiner Rückkehr für eine glückliche Zukunft vorbereitet finden!"

„Ich weiß," antwortete Baron Isaac, „er ist ein guter Arbeiter, aber kein Geschäftsmann in dem Sinne von heutzutage. Er wird ein tüchtiges Regiment üben, wenn alles vorbereitende Geschäft beendigt, alle Mißhelligkeiten ausgeglichen, der Boden vom Unkraut befreit sein wird. Daher habe ich vor, ihm die Grundzüge einer Vereinbarung zuzuschicken, und nachdem er sie durch seine Wünsche vervollständigt und demnächst gebilligt hat, zu Verträgen ausarbeiten zu lassen. Alles das kann bis zu seiner Rückkehr so weit gediehen sein, daß er die neue Gestalt der Dinge in der ersten Stunde der Rückkehr durch Namensunterschrift wird befestigen können."

„Ein andres Glück wird ihm dann, glaube ich, näher am Herzen liegen, als die neue Herrschaft über das Eigenthum seiner Altvordern," erinnerte Frau Hedwig leise, um die Unterhaltung mit einer wohlthuenden Wendung zu schließen.

„Sie meinen, gnädige Frau, meine Enkelin Goldine, die wir lieber Thora nennen. Wir wollen diesen Umstand vor einander nicht verheimlichen. Ich habe in einer Stunde der Verzweiflung den Bund, an den Sie erinnern, als den Ausgangspunkt und das Unter=

pfand unserer Verständigung begrüßt, und ich weiß, wenn wir uns in Anbetracht der Güter geeinigt haben, so wird Thora versöhnen, was nach jenen Verträgen noch zu sühnen übrig bleibt, und was mir vor Allem als das Wichtigste erscheint."

„Reden wir davon ein andres Mal," schloß nun Frau Hedwig. „Für jetzt wünschen wir den Liebenden eine baldige glückliche Heimkehr. Ich werde an Thora schreiben, daß sie einen Ersatz für ihr Elternhaus finden kann, wenn sie dieses zu ihrer Aufnahme nicht längst bereit finden sollte."

„Erfüllen Sie Ihr Versprechen, gnädigste Frau! Ziehen Sie das vortreffliche Kind zu sich heran. Es wird ein würdiges Mitglied Ihrer Familie werden, und an dem Tage, da ich sie aus meinem Hause in das Ihrige entlasse, will ich das Vergangene nach Menschenvermögen für versöhnt erachten, und abwarten, ob Gott es bei solcher Sühne will bewenden lassen."

Frau Hedwig nahm Abschied, und Baron Isaac schritt unter Sternbergers Beistand zur Ausführung seiner Pläne. Nachdem er sich eines zuverlässigen Anwalts versichert, um ihm die Ausarbeitung der Grundzüge, die er an Erich senden wollte, zu übertragen, begab er sich nach Wien, um mit Baron Rudolf vom Ried, seinem Halbbruder, zu berathen.

In das stattliche Bankhaus war nur unsichere Kunde von unangenehmen Dingen gedrungen, die sich im Hause Kaschauer ereignet hätten. Man hatte etwas von einem Diebstahl vernommen, der auf einem für Kundige nicht befremdlichen Wege den alten Baron Kaschauer um den Besitz wichtiger Urkunden und bedeutender Werthe gebracht habe. In wie naher Beziehung diese Begebenheit mit dem Hause Hohenried stünde, ahnte Niemand, und so hatte man sich darüber nur flüchtig unterhalten, auch wohl seine Schadenfreude darüber geäußert, daß dem Alten sein Geschäftseifer einmal übel zu stehen käme.

Auch die Entweichung der Baronesse Goldine, obwohl von der Familie nach Möglichkeit verheimlicht, war durch vertrauliche Mittheilung an die Damen von Hohenried gelangt, freilich ohne den beschwichtigenden Zusatz, daß Baron Isaac dieselbe gebilligt habe. Daß das Fräulein in Gesellschaft Erichs über das Meer gegangen, war nur als Vermuthung mitgetheilt, doch von den feinfühlenden Damen als Gewißheit aufgenommen worden.

Hier fand man nun nach zwei Seiten hin Veranlassung zur Schadenfreude. Einmal war den Triumphen des Hauses Kaschauer über die Verbindung Wolfgangs mit der Künstlerin ein Dämpfer aufgesetzt

worden durch einen Scandal, als welchen die Entweichung einer Baronesse Kaschauer sich nun doch einmal darstellen ließ, und dann mochten auch die adelsbewußten Eschenheimer sich mit dem Judenmädchen abfinden, das von ihrem hoffnungsvollen Sprößling entführt worden war.

Diese denkwürdige Begebenheit lieferte reichlich Stoff zu prickelnden Gesprächen, durch welche man sich über die Sorgen und Bedenklichkeiten des Tages forthalf. Die Ankunft des Baron Isaac, von dessen Bedeutung man noch keine Probe oder Kunde besaß, wirkte befremdlich. Man fühlte, daß dessen Besuch mit den neuesten Ereignissen im Zusammenhange stünde, und war doch nicht gewohnt, Baron Isaac im Geschäft zu sehen. Sorge und Neugier wuchsen, als derselbe bei durchaus ehrerbietigem Auftreten eine Verhandlung mit Andren als dem Freiherrn Rudolf ablehnte, und die beiden alten Herren aus ihren heimlichen Unterredungen anfangs verstört, dann gerührt, zuletzt Hand in Hand zurückkehrten.

„Höre, mein guter Rudolf," so leitete Baron Isaac die Zwiesprach mit dem entfremdeten Jugendgespielen ein, „unsre Angelegenheit erfordert, daß die Mißstimmung, die seit Jahrzehnten zwischen unsren Familien, ich muß sagen nicht ohne Grund herrscht,

die sich aber zwischen uns Beiden, hoffe ich, niemals zu persönlicher Feindschaft verbittert hat, von heute ab gänzlich aufgegeben werde. Ich denke, wir können in diesem Punkte für uns Beide einstehen, und unsre Familien werden alsbald nachfolgen."

„Es ist mir lieb, guter Isaac, daß Du mit Deiner Anrede an unsre Knabenzeit erinnerst. Du warst jederzeit der Nachgiebige, ich der Trotzige. Du hast Dich nicht zu ändern brauchen, und ich wäre mit grauen Haaren ein alberner Trotzkopf. Hier meine Hand. Abgemacht, wir wollen einander ruhig sagen was zu sagen ist; denn etwas Wichtiges muß es sein, was Dich hinter Deinen Büchern und Karten hervorlockt."

„Wichtig nicht nur," seufzte Baron Isaac, „sondern unerhört, wenn nicht etwa, wie mir, so auch Dir, eine Ahnung davon schon aus der Jugend im Bewußtsein gelegen hat. Sag' mir aufrichtig, was hast Du Dir gedacht, wenn man Die vom Ried, besonders auch von Hohenried die Juden genannt hat?"

Rudolf lächelte verlegen. „Wunderliche Frage! Wir haben mehr Geschäftssinn als die Herren Grafen und Barone der Nachbarschaft. Mancher von den edlen Rittern, die uns bespöttelten, ist nun Glücksritter, oder drüben beim Goldsuchen vermodert. Wir mit

unsrem Judentitel dürfen uns noch leidlich Glück wünschen.“

„Wenn's ganz so wäre, wie Du sagst, so wollte ich beistimmen, obschon mir der Name, in diesem Sinne gebraucht, nicht ganz ehrenvoll scheint. Aber hast Du Dir wirklich keine andren Gedanken gemacht?“

„Nun ja, man macht sich so Gedanken; aber wenn man vernünftig ist, schlägt man sie sich bald aus dem Sinn und beruhigt sich mit der Wirklichkeit.“

„Beruhigt? Deine Gedanken waren also einigermaßen beunruhigend. Du erleichterst mir vielleicht die Mittheilungen, die mir schwer vom Munde gehen, wenn Du mir gestehen willst, worüber Du Dich zu beruhigen hattest.“

„Nun denn — es war ja lächerlich! Aber hätte ich nicht genau gewußt, wer meine Eltern gewesen, so hätte ich manchmal glauben können, ich wäre ein Judensohn.“

„So? Und welche Umstände konnten diesen Gedanken in Dir erwecken?“

Baron Rudolf lachte auf. „Jeder Spiegel predigte uns davon. Dann auch das Bild im oberen Stockwerk —“

„Ist das Bild der Sarah, Deiner Mutter und meiner Mutter —“

Der Edle vom Ried fuhr bleich aus dem Sessel und stand sprachlos.

„Sei ruhig, guter Rudolf," sagte Isaac gelassen und zog den Widerstrebenden zurück. „Erschrick nicht so, daß der Kaschauer in gewissem Grade Dein Halbbruder ist. Ich kann Dir sogleich sagen, daß ich es mir zur großen Ehre anrechne, und daß es Dein Schade nicht sein wird."

„Isaac, Du bist zu alt, um so schlechte Witze zu machen."

„Rudolf, Du hast mich lange nicht gesehen. Ich aber erblickte mich heut' im Spiegel und weiß, daß ich nicht aussehe wie einer, der schlechte Witze macht."

„Nun, dann bist Du ein Narr. Nimm's nicht übel, wenn ichs Dir unter meinem Dache sage. Ich will nichts weiter davon hören."

Er stand auf und nöthigte Isaac, mit ihm zur Familie zurückzukehren. Aber jenes Wort, im Tone der Ueberzeugung ausgesprochen, hatte ihn nur für den Augenblick betäubt und ihm die Möglichkeit benommen, darüber zu sprechen. Zu denken gab es ihm aber so viel, daß kein andrer Gedanke daneben aufkam, und daß er um seiner eigenen Beruhigung willen Isaac bald wieder in sein Zimmer zog. Die Augen der Damen sahen den Abgehenden mit erhöhter Spannung nach.

„Höre, Isaac, der Unsinn, den Du zum Besten gegeben hast, läßt mir keine Ruhe. Du bist doch sonst ein vernünftiger Mensch und mußt Deine Gründe haben, solche Behauptungen aufzustellen.“

„Du mußt doch wissen,“ erwiederte Isaac, „daß es eben nicht unsre Art ist, mit einander zu scherzen, und zu meinen Scherzen solchen Gegenstand zu wählen, guter Rudolf, dazu bin ich nicht jung und nicht leichtfertig genug.“

„Also was für Beweise kannst Du beibringen, jetzt nach siebzig Jahren?“

„Sieh, Rudolf“ — der Andre zog die Kapsel hervor und zeigte das Bild darin — „Du hast wohl nicht einmal gewußt, daß ein inniger Umgang Deines Vaters mit unsrer Mutter Sarah, der Frau meines Vaters Abraham, bestanden hat. Aber sein Bild, das kennst Du?“

Rudolf betrachtete es mit Ueberraschung. „Wie sollt' ich nicht! Das Bild meines Vaters — an Sarah! Ein ähnliches fand sich im Nachlasse meiner Mutter. Auch ist ein andres Bild meines Vaters aus seiner Jugend vorhanden, das diesem höchst ähnlich sieht. Aber Isaac, das beweist nur so viel, daß mein Vater eine Sarah so gut gekannt hat, wie ich jenes junge Mädchen, das dort vorbeigeht. Wenn ich sie heraufrufe und ihr

mein Bild in Perlen schenke, sie nimmt es an, glaube mir, selbst auf die Gefahr hin, daß ihre künftigen Erben sie noch im Grabe mit mir necken."

„Du suchst Dich mit Deinen vielen lustigen Worten vergebens zu überreden, Rudolf. Wer zu eifrig Beweise fordert, hält die Sache für bewiesen, und Dein Blick auf dieses Bild belehrt mich, daß ich keine Beweise mehr brauche. Aber zum Ueberflusse nimm noch dies und lies es durch. Morgen komm' ich wieder."

Der Edle vom Ried las. Isaac erzählte ihm am folgenden Tage, wie die Schrift von so verhängnißvollem Inhalt entstanden wäre.

„Nun, ich will Dir offen sagen, Isaac: Ich habe mein Lebtag an so etwas Aehnliches geglaubt."

„Und nun weißt Du's, Rudolf, und ich wiederhole Dir, es soll Dein Schade nicht sein. Aber laß uns heute nicht mehr davon sprechen; wir wollen die Geschäfte auch durch die Zeit davon absondern. Ich bitte Dich nur, laß die Deinen vorläufig nichts merken, am besten niemals, und wenn es sein muß, erst nachdem wir mit den Geschäften auf's Reine gelangt sind."

Die beiden Alten umarmten sich unter diesem Versprechen Rudolfs, und es war diesmal, daß sie Hand in Hand zu den erstaunten Damen eintraten. Die Geschäfte begannen ohne Einmischung Andrer; aber

da sie ihrer Natur nach nicht lange unter Zweien bleiben konnten, so wurde gerade das Geheimniß, das man vor den Frauen zu bewahren trachtete, ein Hinderniß für deren Einwilligung in die Maßnahmen, die sie in Vorbereitung sahen.

VIII.

Der Rächer Silvanens wurde von Allen, die über den Sachverhalt genau unterrichtet waren, gerechtfertigt. Die schweizerischen Behörden, durch Herrn von Thorneck in Kenntniß gesetzt, trafen ihre Maßregeln, als Majorescu in Sicherheit war, und als er wieder in Bern eintraf, schien niemand ihn zu kennen.

Unterdeß hatte Silvane Zeit genug, einen Vergleich zwischen ihrem schönen, geistreichen Titanen und dem schlichten, engbrüstigen Jünglinge anzustellen. Dort hinter der Erkenntniß des Guten, des Großen, des Erhabenen — Bosheit, Kleinsinn und Niedertracht; hinter schauspielerischem Adlerschwunge — schamlose Versunkenheit; hinter streitbarer Löwengeberde — Lämmermuth; hinter Reden von kosmopolitischer Tragweite — engherzige Selbstsucht; hinter der flackernden Lohe der Leidenschaft eine kalte, geldzählende Seele.

Und hier, bei dem unscheinbaren Jünglinge, welch' ein treues, hingebendes Herz in der kranken Brust, auf der blassen Stirn welcher sittliche Zorn, auf den flammenden Wangen welche Scham vor der Schmach der Geliebten! Hingenommen von dem einen Antriebe seines kurzathmigen Lebens, war er, als der Gegenstand seiner Liebe verunstaltet war, nur noch der einen Empfindung fähig gewesen: Vergeltung für die Seele, die auf goldenen Flügeln leichtfertig flatternd, ihrer selbst achtlos, im Vertrauen auf die Frühlingsblüthe und Wärme, die überall ihre Jugend umgab, von einer häßlichen Fledermaus erfaßt worden war. Nur ein Streben: Vergeltung! Er schlug zu, und todt war der widerliche Hautflügler. Aber die goldenen Schwingen des armen Seelchens lagen besudelt und zerfetzt zu ihren Füßen.

Er, der todesmatte Jüngling, dessen Lebenslicht zu verflackern begann, seit er das einzige Glück, das er zu erhaschen begehrte, immer weiter und weiter fortgaukeln sah, er hatte seine ganze Thatkraft, die ganze Inbrunst seiner Liebe zu einem Schlage zusammengefaßt, und einen Mann voll frevelhaftem Geist und mißbrauchter Stärke zerschmetternd, hatte er gewußt, dieser Schlag werde ihn selber den Rest seines Lebens kosten. Noch

eine kurze Frist nachflackernder Aufregung — dann mußte er für immer verlöschen.

Damals, als er, nach langem, vergeblichem Suchen die Nacht hindurch, gegen Morgen endlich zu der Gewißheit gelangt war, daß Silvane, wie er sich in Erinnerung an eine Riedheimer Redensart ausdrückte, dem Juden verfallen wäre, verlor er den Muth, ihr weiter nachzuspüren und ihr vielleicht gegenüber zu treten. Er hatte die Eltern aufgesucht und war, als er vernommen, daß Silvane mit Ferdinand heimgekehrt, zur Mutter eingetreten. Er wagte nicht, ihr das Ergebniß seiner Nachforschungen mitzutheilen, erfuhr es aber von der trostlosen Frau, die das Entsetzliche klanglos, fast fühllos aussprach.

Alsbald trat dann auch Silvane selbst ein, stolz, bleich, das schöne Haar verwirrt, eine Medusengestalt, mit stolzem, fast theatralischem Gange. Sie verrieth keinerlei Bewegung, als sie Majorescu wahrnahm. Mit kaltem Blick forschte sie in seinen Augen, bis er sie niederschlug. So schritt sie von der einen Thür zur andren, blieb aber hier stehen und sagte mit röchelnder Stimme: „Majorescu, entweder ich oder er.“

„Er!“ sagte Majorescu. Das war der Augenblick, da ihm alles Blut in die Brust schoß, und der

Tod des Juden beschlossen ward. Majorescu trat ein, wo der Freiherr noch mit jenem unterhandelte, und sagte dem Elenden jene Worte, nach welchem derselbe sich, zu einem Augenblicke des Muthes gestachelt, nicht mehr verkriechen durfte. —

Silvane kam nicht zum Vorschein, bis sie Ferdinand's Tod erfuhr. Da erst zeigte sich wieder Bewegung in ihrem Antlitz, das Tag und Nacht ohne Schlaf auf jene Nachricht gelauscht zu haben schien. „Gut," sagte sie zu ihrer Mutter, welche ihr die Nachricht überbracht hatte und aus vornehmer Scheu gegen das Gemeine ihr Kind nicht liebkosend zu trösten wagte; „Gut, so lebt wenigstens keiner, sich zu berühmen."

Dann aber begann sich die Starrheit ihres Antlitzes zu mildern, die Thränen lösten das eisige Grauen darin auf, und mit erschütterndem Schluchzen sank sie an die Brust der Mutter, die ihres Kindes Entweihung nicht mehr bedachte. Aber dem Vater durfte sie nicht mehr vor Augen kommen, wie sehr sie darum bat. Er ließ ihr sagen: „Verzeihen, aber nicht sehen, nie mehr." Es blieb dabei.

Sobald Majorescu die Versicherung hatte, daß er die Behörden, sobald er nur die Oeffentlichkeit meiden wollte, nicht zu fürchten habe, ersuchte er Herrn von

Thorneck um die Erlaubniß zu einer Unterredung mit Silvane, erschien eines Abends und fand sie allein.

Sie eilte ihm, als er gemeldet war, sofort entgegen. „Ich danke Ihnen," sagte sie gleichgiltig; aber die Festigkeit, mit der sie die Hand ihres Rächers drückte, bewies die Wärme ihres Dankes.

„Silvane" — sagte er und verbarg, die Lippen auf ihre Hand gepreßt, seine schmerzhaften Thränen. „Silvane, ich komme, um ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden, wenige Worte, denn viele geziemen uns nicht."

„Sprechen Sie, Majorescu." Sie setzte sich ferne von ihm.

„Silvane, ich brauche Sie nicht zu erinnern, daß ich von treuen Empfindungen für Sie beseelt bin —"

„War, Majorescu, war, wollen Sie sagen."

„Die Liebe ist meine beseelende Gottheit, Silvane, und wie in Gott die Zeiten sich vereinigen, so in meiner Liebe. Sie ist, weil sie war. Es ist die Liebe eines Sterbenden, der noch im Todeskampfe eine Faust macht —"

Ein schwaches Lächeln glitt über Majorescu's blassen Mund. Er suchte abzulenken, weil es ihm peinlich war, von seiner Liebe zu reden.

„Nun, so war jene Silvane, die Sie geliebt

haben. Denn etwas ist doch anders geworden. Hat Ihre Liebe nicht aufgehört, so hat sie sich mit ihrem Gegenstande verwandelt.“

„Reden Sie nicht so, Silvane!“ rief Majorescu schmerzlich. „Dieser Scharfsinn ist der eines Todten! Lassen Sie den gänzlich sterben!“

„Er ist todt,“ sagte Silvane kurz und scharf.

„Silvane, ich werde nicht sterben können, bevor ich das Bild, das ich verehrte, vor der Welt wieder aufgerichtet sehe.“

„Der Welt!“

„Sie ist Ihnen gleichgiltig, muß Ihnen gleichgiltig sein. Nicht so mir, der ich vor einem entweihten Bilde sterben soll. Silvane, suchen Sie ein Heiligthum auf, sich zu sühnen, und der Welt zu zeigen, daß Sie Ihren Freunden für gesühnt gelten.“

„Majorescu!“ rief Silvane zornig. „Verstehe ich Sie recht?“

„Treten Sie mit mir vor den Altar, Silvane, nehmen Sie meinen Namen und lassen Sie mich ruhig sterben.“

„Ich liebe Sie nicht, Majorescu!“ Sie lachte auf. „Es wäre auch sonderbar, wollte ich jetzt jemand lieb haben! Ich soll die Opfer und die Ehre eines

guten Menschen annehmen, um mich vor der Welt wieder schön zu schminken!"

„Nicht vor der Welt, Silvane; vor mir, vor meinem Herzen sich wieder zum Gegenstande der Verehrung machen, den ich festhalten kann, wenn ich hingehe."

„Armer Majorescu!"

„Sie willigen ein, Silvane? Ist es zu viel für mich?"

„Bedenken Sie doch was aus mir wird. Hören Sie mich an. Mein Vater will mich nicht mehr sehen. Er will auf meine Schritte nicht mehr Acht haben. Es wäre auch Schade um so viel Aufmerksamkeit. Ich werde hingehen, wo ich hingehöre. Ich werde zur Bühne gehen, wo jetzt die Priesterinnen außer der Muse noch einer andren Göttin, oder auch mehreren dienen. Man hat gefunden, daß ich nicht ohne Talent bin —" Das heisere Lachen, mit dem sie sich unterbrach, deutete an, was sie unter solchem Talent verstand. „Ich werde nicht ledig bleiben können, ohne durch meine Vergangenheit das Vorurtheil der Welt zu erregen und eine anständige Bühnenlaufbahn auf's Spiel zu setzen. Ich habe mir vorgenommen zu heiraten. Sie wissen, wie wenig zu einer Bühnenheirat nöthig ist. Aber ich heirate keinen Andren als einen

jüdischen Schauspieler, will sagen, ein Bild des emancipirten Judenthums. Ein Jude nimmt ein adliges Fräulein gern, gleichviel unter welcher Gestalt, und er darf ein solches nur in meiner Gestalt haben. Da werde ich mein Leben lang die Herabwürdigung der Schönheit, die Declamation des Erhabenen, das Pathos der Gemeinheit, im Ganzen das Zerrbild der verjüdelten Menschheit vor mir sehen, und so mir selbst die Ruthe auf den Rücken binden, die ich verdient habe. Mit dem ganzen Abscheu, den ich vor dem Urbilde in einer gewissen Stunde empfand, werde ich mich an das Abbild wie an einen Pranger — fesseln lassen — und das soll — meine Buße sein — eine besser verdiente — als Sie mir — Majorescu — aus dem Adel Ihres Herzens anbieten."

Heftige Bewegung brach ihre Worte. Sie hatte dem Ingrimm gegen ihren Verderber endlich Luft machen dürfen. Unter Krämpfen in der Brust, ohne Thränen, senkte sie das Gesicht in das Polster.

„Fassen Sie sich, Silvane," bat Majorescu und stand neben ihr. Er nahm ihre gesunkene Hand und hielt sie, bis die Erschütterung vorüber war.

„Ist Ihnen besser, Silvane?"

Sie richtete sich auf. „Majorescu, Sie haben gehört was ich sagte. Es sind meine ernsten Gedanken

und Absichten. Wollen Sie diese Bedingung dulden, so lasse ich Ihnen die Hand, die Sie halten."

„Die Linke!" sagte Majorescu traurig und schmückte die schöne Hand mit einem Ringe von seiner Rechten. „Ich weiß, Sie sprachen in Aufregung, aber ich stelle Ihnen keine Bedingungen." —

Das Verlöbniß wurde zur Ueberraschung der Scandalwelt veröffentlicht. Wenn die jungen Helden und Weltweisen, denen die Vertheidigung und Entwickelung unsrer Cultur anheimfallen soll, jene Anzeige sich vorlasen, so sahen sie einander verwundert an und brachen in ein wieherndes Gelächter aus. Aber sie fragten doch auch: „Wie ist das möglich? Wie kann ein Edelmann sich dazu hergeben?" Und waren sie, was mitunter zutraf, des Denkens so weit gewohnt, um sich diese Frage zu beantworten, so lautete die Antwort entweder: „Es ist auch so Einer," oder: „Die Geschichte ist am Ende nicht so schlimm, wie man sie druckt. Wer kann da auch auf den Grund sehen? Das Mädel ist vielleicht besser als ihr Ruf."

Freilich waren es nur die geringfügigen Kreise der guten Gesellschaft, in denen die bessere Meinung Bestand hatte. Aber auch dieser geringe Erfolg schien den Verwandten und der Partei des unsterblichen Juden schon unerträglich. Baron Jacob, noch in Flammen

wegen der Schadenfreude, die durch jene Geheimnisse der Truhe über das Haus Kaschauer zu kommen drohte, haschte nach der Gelegenheit, um der Welt schon vorher zu zeigen, wie es doch auch in dem feindlichen Hause bestellt wäre, und um die Herren vom Ried schamroth zu machen, bevor sie mit ihren Enthüllungen, die er für unausbleiblich hielt, hervorkröchen. Diese Gründe, der ohnmächtige Grimm gegen das Haus, das unter dem Schutze seines eignen Vaters wieder emporstieg, dann aber auch die Lust an posaunendem Scandal und grellfarbigem Aufsehen, genügten, um den Freiherrn Jacob in Bewegung zu setzen. Er bemühte sich um den Besitz desjenigen Theils der hinterlassenen Papiere des Erschlagenen, der sich auf Silvane bezog, und überwies ihn der Schreibstube des Riedheimer Boten zur Bearbeitung. Er gedachte, die Beschimpfung der beiden Familien in ihrer Heimat am Wirksamsten zu beginnen.

Doctor Judassohn, der die Umstimmung des Hauses Kaschauer zu Gunsten der Herren vom Ried mit dem Tacte eines intelligenten Mannes heraus gehorcht und geäugelt hatte, witterte hier mit derselben Intelligenz eine Gelegenheit, sich auf die Höhe der Zeit zu stellen, das heißt ein Stück Geld zu verdienen. Er kritzelte und lächelte zuvörderst über einer geistfunkelnden Ein-

leitung, welche zu dem beklagenswerthen Ausgange eines der größten Volkshelden aller Zeiten sehr pikante Enthüllungen verhieß. Er machte es leicht, zu errathen, daß es sich um eine Reihe von Briefen aus der Feder Silvanens handelte.

Die betreffende Nummer des Riedheimer Boten schickte er an den Vater Silvanens, der jedoch, unpäßlich wie er war, keine Kenntniß davon erhielt. Als aber Majorescu bei einem Besuche ein gewisses Blatt in die Hände nahm, fand er einen Hinweis auf jene Verheißungen des Riedheimer Boten und verschaffte sich die Nummer. Sofort setzte er sich dann mit dem Hauptschreiber in Verbindung und theilte mit, daß ein Mitglied der Familie auf dem Wege sei, um mit Herrn Doctor Judassohn zu verhandeln.

Leider etwas zu spät. Denn der Hauptschreiber, erzürnt, daß man ihm so wenig Ehre anthat, ihn sofort zu erkaufen, außerdem auch seinen Lesern verpflichtet, hatte dem Publicum bereits eine Auswahl von Silvanens Briefen vorgeworfen, aus denen die intelligente Welt zu ihrer Schadenfreude entnahm, was für ein wollüstiges Weib Silvane gewesen, und wie aufdringlich sie einen großen Mann wie Ferdinand Kaschauer verfolgt habe, um die Ehre seiner Umarmung zu genießen.

Der Abdruck dieser unvorsichtigen Briefe kam

während der Reise vor Majorescu. Sofort entschloß er sich, die milde Form klingender Unterhandlung, die er beabsichtigte, in die angemessene einer Züchtigung zu verwandeln.

Als er im Schreiberraume des Riedheimer Boten erschien, setzte Doctor Judassohn eben sein Redactionsbier vom Munde ab und trat dem Besuche mit Schaum im Barte entgegen. Er kannte Majorescu aus witzigen Schilderungen, die man ihm von dem traurigen Ritter entworfen, und da er glaubte, derselbe käme, um ihm mit einer Handvoll Geld Ehre anzuthun, so empfing er ihn mit so viel Höflichkeit und Zierlichkeit, als seine kurze Gestalt zuließ.

„Ich bin der Mörder jenes Ferdinand Kaschauer," begann Majorescu in einem Tone, der den scharfsinnigen Doctor schnell über seinen Irrthum aufklärte. „Sie haben mir in Ihrem geschätzten Blatte die Ehre erwiesen, mich so zu nennen, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich es mir allerdings zum Verdienst anrechne, einem solchen Schurken das Licht auszublasen."

Der Doctor erblaßte und griff zu seiner Waffe, der Feder, indem er etwas stotterte, was gewiß, hätte er es in gegliederte Rede gebracht, von seiner Intelligenz neues Zeugniß abgelegt hätte.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Doctor," fuhr Majo-

rescu kaltblütig fort. „Ich habe vorläufig keine Waffe bei mir. Auch haben Sie nichts Bedeutendes verübt, das eine nachdrückliche Execution verdiente. Aber in= betreff der Briefe, die Sie letzthin in Ihrem geschätzten Blatte abgedruckt haben, werde ich mir erlauben, Ihnen einen Vergleich vorzuschlagen."

Der Doctor rieb sich lächelnd die Hände. „Ich bin begierig," sagte er in einem Tone ablehnender An= nahme.

„Ich stelle Ihnen die Wahl, entweder die Briefe, die noch in Ihrem Verwahrsam sind, auszuliefern und eine Erklärung zu unterzeichnen, die ich Ihnen vorlegen werde, oder von meinem Reitknecht, der mich zu diesem Zwecke begleitet, zwölf Peitschenhiebe zu empfangen."

Der Doctor brüllte los, als ob er seine Waffen= gefährten mit ihren Stahlfedern zu Hilfe riefe. Aber Majorescu machte ihn auf das Unzweckmäßige dieses Beginnens aufmerksam. „Beruhigen Sie sich," sagte er, „und kommen Sie mit gewohnter Intelligenz zur Entscheidung. Ich habe ungefähr so viele Reitknechte mitgebracht, als die Redaction Mitglieder zählt, und einer von denselben hat erklärt, daß er es erforderlichen Falls mit Zweien aufnehmen werde. Dies Verfahren mag etwas bojarenmäßig sein, zugegeben. Allein da

auf Gemeinheit keine Todesstrafe steht, so halte ich die gelindere Züchtigung für ausreichend."

Eben trat der Reitknecht ein, ein schmucker Wallache mit straffem Bein, und wedelte vor Lust mit der Peitsche. Solchem Ernste gegenüber zog sich der Doctor unter allerlei verschwiegenen Vorbehalten zurück, nahm ein Bündel Briefe aus dem Pult und überreichte sie seinem Richter.

„Sind das alle, Herr Doctor?"

„Alle, mein Herr," stammelte der.

„Ich setze das voraus. Denn im Falle sich noch ein Nachzügler vorfände, wäre ich entschlossen, diesen wackeren jungen Mann ohne meine Begleitung herzusenden."

Der Reitknecht lachte herausfordernd, und Majorescu zog die Erklärung hervor, die der Chefredacteur zu unterzeichnen hatte. Er knirschte, er fuhr sich in's Haar, er begann Einwendungen zu stammeln; aber er beugte sich endlich der mahnenden Gegenwart des peitschenwedelnden jungen Mannes und unterzeichnete.

Einer seiner Glaubensgenossen empfing eine Hundertguldennote dafür, daß er die Erklärung in seinem vielgelesenen Blatte veröffentlichte. Sie lautete:

„Ich Unterzeichneter bekenne, daß der Abdruck der

Briefe in Nummer 9 und 12 des Riedheimer Boten das Werk eines Journalisten war, der nicht zu den Besseren seines Geschäftes zu zählen ist, und daß derselbe dafür von einem nahen Betheiligten nach Verdienst gezüchtigt worden ist.

Camillo Judassohn.

IX.

Ueber die Herzenssache Paulus-Josepha waren die Verhandlungen geschlossen. Beide Väter, der Commerzienrath wie der Cultusrath, hatten die Zischeleien der Spötter und Neider, die ironischen Fragen ihrer Bekannten und ihren eignen Aerger leichter überwunden, als sie sich selbst eingestanden. Sie hatten sich beide über die Wirkung der mit ihren Kindern vorgenommenen Feierlichkeiten hinweggetröstet, der Cultusrath damit, daß eine Christiane wegen des Taufwassers niemals eigentlich zur Jüdin, der Commerzienrath damit, daß sein Benjamin durch das Bischen Wasser niemals eigentlich zum Christen werden könne.

Für den Commerzienrath entstand ohnehin eine viel wichtigere Frage als die nach dem Bekenntniß. In der schlimmen Zeit, da selbst bessere Häuser wankten, spürte auch er unter dem seinigen etwas wie jene deut-

schen Erdbeben, die mehr Besorgniß für die Zukunft denn für die Gegenwart erregen, und damit kam die für den Geschäftsmann eigentlich religiöse Frage zur Verhandlung, die nach der Mitgift. Das Rittergut seines Sohnes bedurfte viel. Das Anlagekapital war bald einmal zu erneuern, das Betriebskapital bedeutend, die Zeiten schlecht. Der Cultusrath hat Gottlob so viel, um nachzuhelfen. Wird er ein Drittel, die Hälfte oder mehr herausgeben? Die Mutter ist auch eine wohlhabende Frau. Lieber Gott! Was man so wohlhabend nennt unter christlichen Leuten. Aber in diesen schlechten Zeiten sind fünfzigtausend auch nicht wegzuwerfen.

Es war sehr wünschenswerth, diese Frage vor der Hochzeit zu erledigen, damit nicht zu der einen Täuschung die zweite ärgere käme. Man mußte die Absicht des Cultusraths zu erfahren suchen — kurz, das Geschäft begann. Man kam häufig zusammen, um sich kennen zu lernen, um sich lieb zu gewinnen; aber der Punkt, worin der Commerzienrath die Menschenkenntniß allein für wesentlich erachtete, war für einen zartfühlenden Mann (mit etwas schlechtem Gewissen) nicht leicht zu erwähnen. Er sprach freilich mehrmals von einer Mitgift, die irgend ein Andrer bei der Hochzeit seiner Tochter mit irgend einem Andern hergegeben, und welche das Ehrgefühl und den Wetteifer des Cultusraths hätte

stacheln müssen; der aber verstand diese hebräische Blumensprache nicht.

Oder vielmehr er gab sich den Anschein, sie nicht zu verstehen. Das Verfahren des Commerzienraths, obwohl durchaus nicht ungewöhnlich, erinnerte ihn doch stark an den Juden und weckte die alte Bitterkeit. „Daß er die geschäftliche Seite will geordnet wissen," sagte er zu seiner Frau, „das verdenke ich ihm nicht. Ich verstehe mich auf Geldsachen auch ein wenig und würde es nicht anders machen. Jeder muß wissen, über wie viel er zu gebieten hat. Aber das Wie gefällt mir nicht, und ich kann es nicht entschuldigen. Er weiß doch, daß wir Geld haben und nicht geizig sind. Warum rückt er nicht offen mit der Frage heraus? Auch ihm kommt es auf einige Tausend nicht eben an, ich glaube, er ist weder habsüchtig noch geizig. Aber das ist ein Behagen an der geschäftlichen Seite selbst wichtiger, ja heiliger Angelegenheiten, ein Vertiefen in die Geldfragen, wo Lebensfragen vorherrschen, und dabei ein Auslugen nach geschäftlichen Fehlern, ein Wohlgefallen an der eigenen Schlauheit, ein Ausfragen und Vertuschen, wie wir christlichen Geschäftsleute es in solcher Vollkommenheit niemals erreichen. Es ist unheimlich, solche Leute zu Verwandten zu haben, und sehr zweckmäßig zu wissen, in welchem Grade sie den ge-

schäftlichen Drang ihrer Natur einer sonst anständigen Gesinnung unterzuordnen vermögen. Ich möchte dahinter kommen, wüßt' ich nur wie."

„Sag' nichts über die Mitgift, bis nach der Hochzeit," rieth die Cultusräthin, eine kluge Frau, wo es galt, jemand zu necken, und die wegen der unnützen Doppelbekehrung des Brautpaares nicht ohne Galle war. „Er kennt unsre Verhältnisse, und wir wollen sehen, ob er rücksichtsvoll genug ist, diese Angelegenheit uns allein zu überlassen."

„Vortrefflich, Frau!" rief der Cultusrath und erhob den Vorschlag zum Beschluß. —

Eine empfindliche Probe für einen in Geldfragen ergrauten Mann, der stets nach dem Grundsatze gehandelt hat: „Zuerst das Geschäft, und dann die Herzenshändel." Der Cultusrath nebst Gemahlin sind taub für jede zarte, dann auch für jede schlechtverborgene Andeutung, daß die Mitgiftfrage eine brennende sei. Sie weichen jeder Gelegenheit aus, dieselbe auch nur zu berühren, und der Commerzienrath fühlt sich auf die Folter gespannt, sobald er die Absicht merkt.

Er hat in das Gut seines Sohnes, das von dem früheren gräflichen Besitzer mißverwaltet ist, viel Geld stecken müssen. Soll er noch mehr hergeben? Zur

Hochzeit muß das ganze Schloß neu ausgestattet werden. Soll er die Kosten tragen und der Schwiegervater nichts? Und dazu noch das christliche Wasser, das am Ende doch nur zur Verarmung des Täuflings wirkt —

Der Commerzienrath hatte unruhige Tage und schlaflose Nächte. Der Kurszettel sträubte ihm die Haare schon täglich mehr und mehr, und nun gar noch die Ungewißheit über die Mitgift! Er wurde, wie der Mensch oft in der Noth, erfinderisch in Mitteln, um die Eltern der Braut zur Aeußerung zu veranlassen — vergeblich. An einem hellen, kalten Wintertage erinnerte er sich eines Fuchspelzes, der zur Aussteuer eines gewissen Fräuleins Martha Meier, einer Tochter seines Geschäftsfreundes Meier, gehört hatte. „Ein Fuchspelz, so wahr ich leb'! Im Winter, wenn's kalt ist, verehrte Frau, ist so ein Fuchspelz etwas Vorzügliches."

„Sehr schön!" bestätigte die Cultusräthin. „Aber wenn die Eltern Alles mitgeben, so bleibt dem Bräutigam, und künftig dem Gemahl, nichts zu schenken übrig."

Der Commerzienrath war in Verzweiflung, als der Tag der Hochzeit festgesetzt war. Er hatte Grund, das Einvernehmen mit dem Cultusrath zu bewahren; denn ein christlicher Geschäftsmann, dazu ein hervor-

ragender Beamter, ist leicht zu verletzen. Der Tag festgesetzt und die Mitgift nicht! Das ging über die Grenze des Erträglichen.

Der Cultusrath bemerkte die Aufregung des Bankhäuptlings wohl, erkannte aber ein gewisses Verdienst in dessen Selbstüberwindung; denn wie er sich auch um den Gegenstand schlängelte, er hatte bis dahin noch nicht geradezu gefragt, oder gar, wie der Cultusrath vorhergesagt, eine Erklärung dahin abgegeben, daß er von der Hochzeit bis zur Erledigung der Hauptfrage absehen gedenke. „Es muß ihm schwer werden," sagte jener zu seiner Gemahlin und einigen schadenfrohen Freunden, die er zur Theilnahme gezogen hatte, „aber es ist eine gute Lehre für die Zukunft. Je mehr Selbstbeherrschung er sich abgewinnt, desto größer soll die Mitgift werden, jede Taktlosigkeit aber schafft ein Minder von zehntausend. Sieht er am Ende ein, daß er solche Dinge uns getrost überlassen kann, so werden wir uns für die Zukunft in allen Geldsachen besser mit ihm verständigen." —

Polterabend kam heran — keine Gewißheit für den gefolterten Commerzienrath. Er verlangte von seinem Sohne, dieser solle durch seine Braut bei den Eltern um die Mitgift anfragen lassen; der aber, durch Regimentspädagogik taktvoll, lehnte es ab, nach so

viel Drangsal neues Zerwürfniß herbeizuführen und seine blonde, arglose Braut mit dergleichen Geschäften zu beunruhigen.

Nun verfiel der Vater auf ein andres Mittel, das einem reichen Manne sehr wohl ansteht und von dem er sich unfehlbaren Erfolg versprach: Er bestimmte einen Schmuck, kostbarer als man billiger Weise erwarten durfte, zum Brautgeschenk und nahm sich vor, sobald auch dieser Kunstgriff versagen sollte, unfehlbar mit der Sprache herauszugehen.

Polterabend ist da. Was die Hauptsache ist: die Braut erscheint in blauer Seide, Mull darüber, mit gesticktem Einsatz und Plissé garnirt. Dazu blonde Haare. Giebt es in der Gesellschaft reichere Toiletten, gewähltere und anmuthigere giebt es nicht.

Eine der ersten Scenen der Festlichkeit ist die Ueberreichung des Brautgeschenks durch den Bräutigam. Josepha's freudig staunendes Ach! ruft die jungen oder gleichaltrigen Freundinnen herbei, die im dichtesten Kreise herumstehen, die Herren dahinter. Man schätzt die Edelsteine, Saphire sowohl wie Diamanten, auf mindestens zweitausend Thaler. Die jüngsten Damen vermutheten das Doppelte, die jüngsten Herren sind der Ansicht, daß sie, von der Braut angelegt, das Dreifache werth seien.

Der Commerzienrath beobachtet aus einer Ecke des Saales mit leuchtenden, zitternden Augäpfeln die Wirkung. Aber in einem Kreise mitwissender Bekannten stehen die Eltern der Braut bei Seite, loben zwar das Brautgeschenk, merken jedoch die Absicht und schweigen erheitert.

Der alte Geldmann, abermals enttäuscht, geräth außer sich. Nun muß er mit der Sprache heraus, wie er sich's vorgenommen hat. Er fährt in sein graues Haar, streicht mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn, giebt allerlei Zeichen einer Aufregung, die sich zu einem ernsten Worte fassen möchte. Der Cultusrath, bald Schwiegervater eines so vortrefflichen Schwiegersohnes, wird einer vernünftigen Zusprache nicht unzugänglich sein. „Aber —“ so will der Alte mit einem Anflug von scherzhaftem Ernst anfangen — „aber, Herr Ministerialrath, zur Hochzeit lass' ich es nicht kommen, bevor Sie die Höhe der Mitgift gütigst bezeichnet haben.“

Nun thut er einen Schritt vor. Noch hält er inne. Aber der Cultusrath scheint seine Absicht auch jetzt errathen zu haben und lächelt über seine weiße Halsbinde fort ihm entgegen. Er muß vor, er muß mit der Sprache heraus.

„Aber, lieber Ministerialrath —“ begann er,

stotterte, wiederholte zum heimlichen Ergetzen der Eingeweihten seine Anrede, wurde etwas roth und etwas blaß —

„Sie wollen sagen, lieber Commerzienrath?“

„Zur Hochzeit — zur Hochzeit — werden wir doch Musik haben?“

„Ei freilich! Die Musikbande der Gardedragoner wird aufspielen, was das Blech halten will.“

„Bravo!“ ächzte der Alte und kam glücklicherweise nicht weiter zum Worte; denn eine Quadrille begann, ausgeführt von acht Paaren in der idealisirten Uniform des Dragonerregiments, welchem Benjamin angehört hatte, und an das Paulus mit Stolz zurückdachte.

Der Polterabend brauste und polterte an dem alten Commerzienrath vorbei, und ihm durchs Hirn, sodaß eine schlaflose Nacht die unausbleibliche Folge war. Blaß und hohlwangig, ein leibhaftiges Bild des Geldgrames, erschien er am folgenden Tage zur Hochzeit, deren weihevolles Civilfest, das empfand er wohl, nicht mehr durch profane Geschäftsführung zu unterbrechen war. Er verzweifelte, und wenn er noch einige Kraft besaß, um seine trübselige Stimmung hinter lächelnder Miene zu verbergen, so kam sie ihm aus einem Reste von Hoffnung, daß ein Mann wie der

Cultusrath nicht könne unerledigt lassen, was bei einer Hochzeit die Hauptsache wäre. Aber wie er ihn Tags vorher durch das reiche Brautgeschenk nicht hervorgelockt hatte, so heute noch weniger durch seine Zerknirschung, die seiner Frackgestalt das Ansehen eines Leichenbitters gab.

Die Wagen fuhren vor, der Saal leerte sich von Gästen, er und der Brautvater blieben fast allein im Saal. Das war die beste Gelegenheit, das Geschäft schnell und sauber abzumachen. Aber man mußte zuletzt den Andern nach auf's Rathhaus, und die bürgerliche Trauung ging vorüber, ohne daß der Cultusrath während der langweiligen Amtshandlung oder unmittelbar nach der Erklärung der Brautleute ihm zugeflüstert hätte: „Fünfzigtausend."

Niemals ist dann ein Hochzeitsvater bei der Suppe so melancholisch, beim Fisch so gereizt, beim Gemüse so sarkastisch, bei den Zwischenschüsseln so hochmüthig, beim Braten so grob, beim Pudding so pessimistisch, beim Nachtisch so einsilbig und im Ganzen so schlecht bei Appetit gewesen, wie der Commerzienrath. Man beobachtete ihn heimlich und biß sich auf die Lippe.

Die Braut wurde von ihren Freundinnen fortgeführt, und ihr das Häubchen aufgesetzt — keine Mitgift. Sie verschwand und erschien wieder in Reise-

kleidern — nicht ein Groschen Mitgift. Die Gäste bildeten durch den Hausflur bis zu dem Wagen Spalier. Die Brautleute nahmen Abschied, der Commerzienrath umarmte seinen Sohn mit unendlicher Wehmuth und warf einen zornigen Blick auf den Brautvater, der am Wagen stand.

Da — zog der Cultusrath nicht eine rothe Brieftasche hervor und händigte sie dem lächelnden Bräutigam lächelnd ein, der neben seiner Reise- und Lebensgefährtin im Wagen verschwand? —

Der Commerzienrath trat in den Saal zurück, wo das junge und sorglose Volk sich im Tanzen abmühte, und ließ sich das erste Glas Judenwein bringen. Dann harrte er am Spieltisch mit gewohnter Freundlichkeit aus, bis die Zeit kam, da das Brautpaar in Dresden angelangt sein mochte. Nun entfernte er sich und vertraute dem Drath durch seinen Kammerdiener eine Frage an, die nur aus dem Worte bestand: „Wieviel?“

Dann kehrte er beruhigt an den Spieltisch zurück, und als eine Stunde später die Antwort eintraf: „Fünfzigtausend“, da gab es unter den Gästen bis zum Schlusse des Festes keinen jovialeren alten Herrn. —

Das Brautpaar aber genoß in Dresden eine

Woche hindurch die Fülle des Glücks, das man auch in dieser Hauptstadt für Geld haben kann, und nachdem es sich Prag in derselben Weise zu eigen gemacht, setzte es seine Reise nach Wien fort, wo es so lange zu verweilen gedachte, wie diese erste oder zweite Kaiserstadt mit der Fülle ihrer Genüsse es fordert. Ein Besuch bei Vetter Wolfgang in dem neuen Bankhause war durch Neugier und Verwandtschaft geboten, auch erwünscht, da man glücklich war und sich das Glück gerne vom Gesicht absehen ließ.

Rudolf vom Ried war bereits in Begleitung von Baron Isaac nach Hohenried abgereist, um hier die Geschichte ungestört zu ordnen, und Paulus brachte nun bedenkliche Neuigkeiten ins Haus, die ihm durch seine Schwester, die Baronin Jacob, als Familiengeheimnisse mitgetheilt worden waren. So lange die Hochzeit, die Mitgift, die Flitterwochen ihn beschäftigten, waren ihm jene prickelnden Neuigkeiten kaum der Aufmerksamkeit werth gewesen; aber in der Wiener Gesellschaft, in der Nähe der Betheiligten, erwachte die Erinnerung an die Mittheilungen seiner Schwester in ihrer ganzen Kraft. Da er keine Veranlassung hatte, den Geheimnißkrämer zu spielen, und aus gewissen Aeußerungen Wolfgangs schloß, daß Haus Hohenried vollständig unterrichtet wäre, so trug er kein Bedenken, auf alle

Fragen, die Wolfgang an ihn richtete, treuherziger und ausführlicher zu antworten, als es diesem selber lieb war. „Warum sollt ich nicht? Ich trage nicht die Schuld, und meine Verwandten auch nicht. Es ist allerdings für uns viel Unangenehmes dabei, und man spricht nicht gerne davon. Was thut's? Für euch ist auch nicht Alles angenehm, aber ihr werdet euch damit befreunden; denn ich glaube nicht, daß der alte Isaac euren Schaden will. Wollte er nur mit der Sprache heraus, so käme noch Manches zum Vorschein, wovon wir bis jetzt kaum eine blasse Ahnung haben."

In diesem Tone ging es weiter, bis die Geschichten, von denen Wolfgang nur bedeutungslose Bruchstücke kannte, ergänzt und verbürgt, für die Ahnungen aber vollauf Bestätigung vorhanden war. Als Paulus dann aber aus Wolfgangs vergrößertem Auge herauslas, wie unbekannt derselbe noch mit den sonderbaren Dingen war, die ihm selbst so glatt von der Zunge gingen, vermochte er seine Bestürzung schwer zu bemeistern. Aber zurückzunehmen war nichts. Wolfgang hatte das Wesentliche erfahren und konnte aus dem Einvernehmen seines Großvaters mit dem Baron Isaac muthmaßen, was Paulus ihm nicht auszuschwatzen vermochte. Er trug die herznagenden Neuigkeiten Tage lang mit sich herum, ohne davon zu sprechen. Aber

daß er überhaupt so wenig sprach und von seinen Unterredungen mit Wolfgang kaum etwas erwähnte, verrieth der Mutter den verhängnißvollen Inhalt, den er in seiner Brust verschloß, und sie wußte von Paulus gleichfalls einige, wenn auch vorsichtigere Mittheilungen herauszufragen. Als sie dann ihren Gemahl Achill zu Hilfe nahm, drang dieser in seinen Sohn, und der Gepeinigte machte seinem Herzen in einem tragischen Auftritte Luft.

Achill war wie vom Blitz getroffen. Auch er ergänzte aus den zugestandenen Thatsachen leicht jene, die man verschweigen wollte. Enkel einer Jüdin zu sein, einsehen zu müssen, daß man ihn nicht allein um seines Finanztalentes, sondern seines Geblütes willen den Juden nannte, das war für einen deutschen Edelmann ein schweres Verhängniß. Er war so unfähig sich zu beherrschen, daß seine Gemahlin in derselben Stunde sein Leidwesen erfuhr, und so fing im Hause Hohenried Einer nach dem Andern Feuer. Denn schon eine Stunde nach Mittheilung der entsetzlichen Neuigkeiten, als die Flamme der Aufregung etwas gesunken war, warf Wolfgangs Mutter folgenden Brief an ihre Schwiegermutter aufs Papier, die sich nach Hohenried auf die Wacht begeben hatte:

Theure Schwiegermutter!

Was werden Sie nun sagen? Werden Sie mir noch einmal anzuhören geben, daß ich meine Ansichten und mein Benehmen lediglich dem edlen Kreise verdanke, in den mein Gemahl mir die Ehre anthat, mich durch seine Wahl einzuführen? —

Sie haben von einer Truhe gehört, die dem Baron Abraham entwendet wurde. Sie haben gehört, daß dieselbe Truhe werthvolle Papiere enthielt und die Ansicht ausgesprochen, daß wohl noch andre Kostbarkeiten darin mögen gefunden sein. Solche Kostbarkeiten sind darin gefunden worden, Perlen und Edelsteine, die einst das Eigenthum der älteren Linie Ried gewesen und vor vielen Jahren entwendet worden sind. Aber diese Perlen und Edelsteine sind nicht an Sie, nicht an meinen Schwiegervater Rudolf, nicht an meinen Gemahl, nicht an Ihren Enkel Wolfgang ausgeliefert worden. Ich frage: Wo sind sie geblieben? Ich antworte: Sie sind der jüngeren Linie, den Eschenheimern, ausgeliefert worden, oder um es genauer zu sagen: An die Chatelaine von Eschenheim, die ja nun wieder zu ihrem Eigenthum gekommen sein soll. — — —

Ich weiß mich nicht zu fassen. Werden Sie glauben, theure Schwiegermutter, was leider wahr zu sein scheint, obschon keiner es auszusprechen wagt: daß jene Sarah,

die Frau des entsetzlichen Juden Abraham, die Mutter Ihres Gemahls, meines Schwiegervaters wäre? — — —

Es wäre entsetzlich! Und doch scheint das Entsetzlichste glaubwürdig! — — —

Ich schreibe dies in der ersten Stunde, nachdem ich es durch Achill erfahren, damit Sie, theure Schwiegermutter, der Sache auf den Grund kommen. Denn ich glaube, sie wird zu vielen Veränderungen führen.

Gewiß erfährt mit Nächstem, was mit den Perlen und Edelsteinen geschehen wird Ihre verzweifelte Tochter Marie.

X.

Zu keiner Zeit waren die Tagesordnungen im Salon der Baronin reichhaltiger gewesen und bei der Beredsamkeit der Wortführerinnen mit mehr Zeitaufwand erledigt worden, als während der zweiten Hälfte des Winters, und was gleichfalls von der Gewohnheit abwich, die Damen waren veranlaßt, sich etwas mehr als sonst mit den Angelegenheiten des eignen Hauses zu beschäftigen, oder wie man sich hausfräulicher als billig ausdrückt, vor der eignen Thür zu kehren.

Von den Fragen, die man seither behandelt hatte, war nur jene, die Benjamin und Christiane anbetraf, zu wünschenswerther Erledigung, wenigstens vorläufig, gediehen, die andren, die sich mit Ferdinand und Silvane, mit Wolfgang und Clara, mit Erich vom Ried und Goldine beschäftigten, hatten eine bedenkliche, zum Theil tragische Wendung genommen und waren durch

noch andre, bedenklichere Fragen vermehrt worden. Die Frage Abraham, die Frage Hohenried-Eschenheim nahm die Zungen und Gemüther so völlig in Anspruch, daß die älteren nur nebensächlich behandelt werden konnten; doch wurden diese, wenn sie einmal zur Sprache kamen, mit eben so heftiger Gründlichkeit wie die brennenden behandelt.

In Betreff Erichs und Goldinens war man in Verlegenheit. Das Ansehn des ehrwürdigen Isaac, der allein von dem gewagten Schritte des Mädchens unterrichtet worden war, ihn gebilligt, unterstützt und vor den Verwandten vertreten hatte, zügelte die Zungen einigermaßen in ihrem verdammenden Urtheil. Da man ferner von der Keuschheit der Töchter Israels im Vergleich zu denen von Edom bis zur Begeisterung überzeugt war, so trug man Bedenken, eine Baronesse Kaschauer von diesem Dogma, das allerdings schon in verwichener Zeit durch gewisse Berliner Salons etwas erschüttert war, völlig auszuschließen. Andrerseits aber fiel es schwer, Erich vom Ried, der mit seiner Verachtung gegen die Juden so wenig zurückhielt, der die Macht ihres Geldes, ihrer Intelligenz und ihrer Soldschreiber so wenig fürchtete, wegen seines Verhältnisses zu Goldinen zu vertheidigen.

Es war durch zahllose Fragen, Reden und Nach-

forschungen festgestellt worden, zuerst daß Thora an demselben Tage wie Erich von Berlin, dann auch, daß sie mit demselben Schiffe von Hamburg abgereist sei, und die Frauen im Salon Kaschauer kannten die Welt zu genau, um diesen Umstand bedeutungslos zu finden. Sie sprachen schlechthin von einer Entführung, die Erich mit Einwilligung Goldinens gewagt, und da nach neuem Brauch und Geschäft eine Entführung selten ohne Mitleidenschaft von einigen sachlichen Werthen geschieht, so thaten sie hastige Blicke in ihre Truhen und mußten dann freilich zugestehen, daß diese Entführung wenigstens in diesem Punkte von den gewöhnlichen abweiche.

Aber Erich, sollte er anders, um nicht zu sagen besser zu handeln fähig sein, als ein großer Mann wie Ferdinand Kaschauer? Dieser freilich hatte sein Judenrecht geübt, da er sich nicht eine keusche Tochter Israels, sondern eine leichtfertige blonde Edomiterin, deren Verführung leicht war, zu eigen gemacht. Was also Ferdinands Recht gewesen, das war ein Verbrechen für Erich vom Ried. Denn wie durfte dieser dem geldfürstlichen Hause Kaschauer anthun, was ein Kaschauer an einem kaum wohlhabenden Edelfräulein verübte! Und daß Erich vom Ried dasselbe gethan, war für die Damen des Salon unzweifelhaft.

Es war ja auch so der Lauf der Welt und die

ewig unabänderliche profane Art des Mannes gegen das Weib! Jede andre Art war unwahr, also unjüdisch. Ritterliche Ehrfurcht vor der Tugend und Ehrbarkeit gegen vertrauendes Mädchenthum war christlich, daher heuchlerisch und albern. Sowie Ferdinand Kaschauer gehandelt, das war das einzig Menschliche, Wahrhaftige, und ein Erich vom Ried konnte doch nicht beanspruchen, vernünftiger zu denken und edler zu handeln als ein Mann mit Namen Kaschauer!

Nein, es war kein Grund anzunehmen, daß Erich und Thora ein besseres Menschenpaar wären, als irgend eine jener hinten gehöckerten Salondamen, gepaart mit irgend einem jener Salonherren, die mit gefirnißten Stiefeln einwärts gingen. Jüdischer Profansinn verhinderte den Glauben an ein — nicht ideales, nur pflichtmäßiges Verhalten der beiden guten Menschen, die jenseits des großen Wassers eine friedliche Gestaltung heimatlicher Zustände abwarteten.

Die waren, unbekümmert um das Urtheil des Salon oder der Welt, und vertieft in die Treue und Innigkeit ihrer eignen Herzen, über die stürmische Woge gelangt und hatten sich drüben getrennt, um durch die Verhandlungen über unerwartete Ereignisse schnell wieder in Verbindung zu treten und zu bleiben. Wie weit auch Erichs Reisen ihn von der Erwählten entfernten,

wie unbequem der Drang der Geschäfte seinem Gefühlsleben war, er fand so oft Veranlassung und Stimmung, Thora von seinem Befinden, seinen Aussichten und Hoffnungen in Kunde zu erhalten, daß die Bewegung der beiden Herzen zu einander kaum jemals unterbrochen war, und ein erkältendes Besinnen oder Befürchten niemals die Ueberhand gewann.

Erichs Geschäft gestaltete sich so vortrefflich wie Herr Bonhard es nur wünschen mochte, und es fehlte ihm die Anerkennung und Aufmunterung dieses wohlwollenden Mannes nicht. Auch bei den überseeischen Geschäftsfreunden hinterließ das zugleich offene und vorsichtige, stets formvolle Auftreten des adligen Geschäftsmannes einen mächtigen Eindruck, und der Umstand, daß Erich der geistige Stifter des verheißungsvollen Unternehmens war, sicherte ihm die Hochachtung die der Geschäftsmann für Geistesarbeit, insofern sie sich in Werthe umsetzen läßt, stets bereit hält. So vermochte denn Erich bereits nach drei Monaten rüstiger Fahrt und fleißiger Umschau an Thora zu berichten, daß er sich fröhlichen Herzens auf eiliger Rückkehr befände, und die Empfindungen, mit denen er sie verlassen, erhöht durch das Bewußtsein glücklich vollendeter Pflicht, zu ihr zurückbrächte.

Brautleute waren's, ehrbare Brautleute guter

deutscher Art, und wer sie sah, hatte seine Freude an ihnen. „Fände ich doch für meine Lea einen solchen Mann,“ schrieb der alte Samuel Rieger, Thora's Pfleger, an Baron Isaac. „Aber die wird wohl so einen verbogenen Geldmenschen bekommen, so einen alten abgegriffenen Ducaten wie ihr Vater einer ist. Nun, habe Dank, daß Du sie mir anvertraut hast. Wir haben hier andächtige, selige Tage mit ihr verlebt, und hätte sie ihre Mutter einmal sehen dürfen, so wäre auch sie ohne Thränen gewesen. Ich sende sie Dir zurück, ein schlichtes, holdseliges Mädchen, wie sie kam, und werde ihr beim Abschied sagen, daß ihr auch von ihrer Mutter ein Empfang bereitet sein wird, wie sie ihn verdient.“

Diese Zeilen veranlaßten Baron Isaac, der über seinen Verhandlungen mit Rudolph vom Ried nur selten einen Gedanken für das seefahrende Paar gehabt hatte, eine ernstliche Mahnung an Thora's Mutter zu richten. Er führte ihr zu Gemüthe, wie Thora das Unterpfand eines gütlichen Einvernehmens mit dem Hause Ried wäre, das, schwer beleidigt und geschädigt, gegen das Haus Kaschauer empfindliche Waffen in Händen habe, und daß man dieses Einvernehmen um so werthvoller halten müsse, als das Haus Ried ungeachtet mancher ungezogenen Herausforderung friedlich

entgegen käme. Wenn seinen Söhnen irgend etwas an der väterlichen Huld und Fürsorge gelegen wäre, so hätten sie sich zu versöhnlichen Empfindungen zu bekehren, und der Mutter Thora's mache er zur Pflicht, in dieser Richtung zu wirken. Isaac gab ferner zu verstehen, er befände sich wahrscheinlich mit ihren mütterlichen Gefühlen in Uebereinstimmung, wenn er ihr aufgebe, sich zum Empfange Thora's nach Ostende zu begeben und ihr Kind von da aus ins Elternhaus zurückzuführen. Denn dieses erschiene vorläufig als das Angemessenste. Ob sein Sohn Moses sich damit einverstanden zeigen wolle, bliebe ihm, als einem selbstständigen Menschen, allerdings überlassen; doch versicherte Baron Isaac, daß er überall für Thora eintreten werde, wo ihr Vater es an Rücksicht und Liebe fehlen ließe.

Dieser Brief war der Baronin Moses höchlich willkommen. War sie bisher bei den Versuchen, ihr Kind zu vertheidigen, heftigem Widerspruch, bei ihrer Trauer um die Entronnene ungemessenem Vorwurf begegnet, so war sie nun zufrieden, ihre mütterlichen Entschlüsse mit den Vorschriften und Drohungen des nunmehr gefürchteten Familienhauptes rechtfertigen zu können. Es gelang ihr, den Gemahl ein wenig von ihren Brüdern abzulösen und ihn zu einem kurzen Ausfluge nach dem Orient zu bewegen, bis Goldinens Schicksal ent=

schieden wäre. Sie selbst aber rüstete sich, ihr Kind bei der Landung zu überraschen. —

Und auf günstiger Fahrt näherte sich das gute Menschenpaar dem heimatlichen Festlande. Freundlich erschienen Meer und Himmel, freundlich die Gesichter der Reisenden, also auch bei mancher heimlichen Besorgniß die Hoffnung in Thora's Herzen freundlich. Auf der Hinfahrt hatte noch Schüchternheit ihr Auge gesenkt, und die Sorge, wie Erich ihren Entschluß auslegen werde, es zu Seitenblicken heimlicher Forschung erhoben. Noch herrschte damals in ihr die Ehrerbietung gegen den stolzen Mann, der sich von der Höhe seiner mehr als christlichen Weltansicht zu ihr, der Tochter des verachteten Stammes, herabzuneigen schien, wie ein Gott zu einem sterblichen Mädchen, und das Bewußtsein des eigenen Werthes beunruhigte sie mit dem Zweifel, ob dieser Stolz des Mannes ihrem Selbstgefühl den beseligenden Bund mit ihm gestatten werde.

Aber durch Erichs unzweideutige Neigung und rücksichtsvolle Zartheit ermuthigt, durch die Theilnahme an seinen häuslichen Sorgen ihm nahe gebracht, durch lange Trennung mit Sehnsucht nach dem geliebten Manne erfüllt, und beim Wiedersehen durch unverhohlene Zärtlichkeit beglückt, hatte jene Ehrerbietung, jene Sorge in ein Gefühl voller Gleichberechtigung und

Sicherheit verwandelt. Jedes Wort, jeder Blick Erichs bewies, daß er Thora durch seine Liebe zu dem gleichen Werthe erhoben, den er sich selbst beimaß, und daß er ihr Wesen und Handeln nicht blos im romantischen Liebeslichte sah, sondern es mit jener ihm eigenen Mischung von klarem Sinn und warmem Herzen würdigte. Da war sie so stolz wie er, so ehrbar, so schön, so innig, so verständig wie er. Sie besaß alle seine Eigenschaften in gleichem Maße. Seine Liebe gab ihr das Bewußtsein, ihm gleich zu stehen. So war sie Christin — oder was er war. Vor Allem war sie seine Braut und glücklich.

O über dieses bräutliche Glück, dessen Zeugen nur die Lüfte und die Wogen und die beifälligen Augen unbekannter Reisegenossen waren! Wie traulich abgeschlossen fühlten sie sich in dieser Welt von Himmel und See und freundlichen Menschenaugen, die mit gleichgiltigem Wohlwollen auf die Liebenden hinsahen! Man blickte beifällig, wenn sie abwechselnd die Wellen der See und ihre seligen Gesichter anlächelten, oder wenn sie bei Tische die Speisen entweder vergaßen oder einander zutheilten, oder mit Büchern einander gegenüber sitzend, drüber hinausspähten, oder nach Osten gewandt schimmernde Blicke und tiefgeathmete Hauche voraussendeten, und dann die Hände in einander gaben, als

sagten sie sich: Dort drüben steht ein Altar und ein Haus, die unsre Liebe weihen und bewahren sollen; und unsre Liebe wird ein Heiligthum werden, das uns in die Gottheit und ihr weltbildendes Walten aufnimmt! —

Und näher flog man den heimatlichen Gestaden. —

„Uebermorgen, morgen werden wir Land sehen, werden wir den Fuß auf den Boden setzen, wo unsre Heiligthümer stehen!“

Da gelangten auch kummervolle Gedanken, die bisher verschwiegen waren, zum Worte:

„Erich, meine Eltern!“

„Sie werden einem Kinde wie Du nicht lange zürnen.“

Und fort war die Sorge wieder aus den Blicken Thora's, und ihre Lippen, nicht berührt seit jenem Abende, da sie sein wurde, erhoben sich lächelnd zu dem Geliebten. Und sie dachten, daß sie einander in holdem Kusse umfingen. —

Land! Land!

„Ach Erich! Wie werde ich sie finden!“

„Glücklich, Dich wiederzusehen. Vertraue, Thora!“ —

Der Frühlingswind wehte vom Lande her. Erich hielt Thora's Hand, als sie das schwankende Brett betrat, und bevor sie noch den festen Boden unter sich

fühlte, da lag sie an der festeren Brust des Mannes, der sie sammt Seele und Leib unsträflich oder sühnevoll durch das Dasein und das Leben tragen sollte.

Und wie sie ihre Lippen befreit und das Auge gelöst von dem Zauber des Auges — wer stand da, und hatte gesehen, und lächelte doch? —

„Mutter! Mutter!“ rief Thora, und vor der schüchternen Thräne der Frau trat Erich zurück.

Aber nur flüchtig umarmte Thora's Mutter ihr Kind. Als sie Erich zur Seite treten sah, nahm sie Thora hastig bei der Hand und führte sie dem Manne zu, dem ihr Kind nun fast mehr als ihr selbst zu eigen war.

Sofort ging Erich ihr entgegen und ergriff die dargebotene Hand.

„Ich habe mit dem Auge einer Mutter gesehen,“ sagte die versöhnte Frau.

„So haben wir einander nichts zu erklären,“ antwortete Erich. —

Die Drei reisten zusammen weiter. Deutschlands Frühling athmete sie an, und das kühle Schneeglöckchen war schon ein Zeichen seiner Sehnsucht, zu blühen.

Sie kamen an, wo Thora's Haus war. Sie traten ein, die Mutter, Erich, Thora. Die Geschwister waren durch das Gebot der Mutter entfernt. Das

Buchenscheit knisterte und glühte im marmornen Kamin. Eine kupferne Lampe hielt Flammen auf ihren acht Armen.

„Sabbath!“ sagte Thora, und alle Flammen, die da waren, schimmerten in ihren Augen. Sie warf ihre Arme um den Hals der Mutter. „Du hast den Sabbath in unser Haus eingeführt! Lohne Dir Gott, Mutter!“ Sie weinten vor Glück. „Dafür wird auch er Dich lieb haben.“ — Sie führte Erich zu ihr, die sie nächst jenem am meisten lieb hatte — gleich ihm, vor ihm — o gleichviel, wenn Thora liebt!

Erich neigte sich ehrerbietig auf die Hand, welche seine Braut ihm in die Rechte gab. Dann nahm er Theil an dem Mahle, das unter den acht Flammen bereitet wurde. —

Am folgenden Tage begab sich Erich zu seinem Freunde Bonhard, um ihm ausführlicher, als bisher Briefe vermocht, Bericht abzustatten. Als man ihn in augenblicklicher Abwesenheit des Hausvaters in das Wohnzimmer einließ, flatterte etwas wie eine Wildtaube zur Thür hinaus, und als bald darauf der Vater durch dieselbe Thür eintrat, lag ein leichter Schleier über seinem lustigen Willkommen.

Auch er wußte um Erichs Brautfahrt, und zwar war es Rosa gewesen, die das Wesentliche von einem

Balle heimgebracht hatte. Zwar urtheilte man im Hause Bonhard wohlwollend über das Abenteuer, weil man Erich kannte; da es indessen von der Bürgersitte abwich, vermochte man sich einer schweigsamen Mißbilligung nicht zu erwehren. Jeder wußte übrigens, daß diese Empfindung zum Theil auch in einem selbstsüchtigen Mißbehagen begründet war. Weniger die getäuschte Hoffnung, die man einander mehr durch Blicke und Mienen, denn durch Worte verrathen hatte, veranlaßte jene peinlichen Empfindungen, als die Beobachtung, wie wenig Eindruck der Reichthum des Hauses auf einen Mann wie Erich vom Ried auszuüben im Stande wäre. —

Uebrigens waren die Erfolge von Erichs Reise so befriedigend, daß eine leichte Mißstimmung dem Geschäfte gegenüber nicht in's Gewicht fiel. Zwar entschuldigte der Fabrikant seine Familie, die heute zu tief in häusliche Arbeit versenkt wäre, um sich die Freude des unerwarteten Wiedersehens zu gönnen; doch ließ das Wohlwollen und die Freundlichkeit, mit welcher er den Geschäftsfreund von seinen Riedheimer Plänen in Kenntniß setzte, keinen Wunsch übrig. Ueberall, wohin er auch seine Aufmerksamkeit richtete, fand er den Boden für eine glückliche Zukunft vorbereitet, und die Gemüther willig, ihn in deren Gründung zu unterstützen. Er

durfte an Thora und ihre Mutter die besten Verheißungen überbringen.

Als er sich vor seiner Abreise nach Riedheim von Thora verabschiedete, bemühte sich die Mutter im Vorzimmer, die dunklen, schmollenden Gesichter der jüngeren Geschwister zu glätten, bevor sie den Studenten, den Backfisch und den Tertianer vorstellte.

„Vernünftig, Alexandrine, und laß Dir von der Tante nichts einreden. Herr vom Ried ist ein guter Mensch, besser als Du ihn in Deinen kindischen Büchern findest. Anständig, Alfred! Er denkt bei Deinem Studententrotz doch nur, daß Du ein dummer Junge bist. Und Du, Heinz, nimm Dich in Acht, daß er Dich nicht nach einer griechischen Vocabel fragt, die Du nicht weißt.“

Sie traten ziemlich heiter ein, und dem freimüthigen Manne ward es nicht schwer, die jugendlichen Gemüther in wenigen Minuten zu gewinnen.

„Ich dachte ihn mir viel blonder,“ flüsterte Alexandrine dem Studenten zu.

XI.

Durch den Untergang der armen Erika war deren Pathe tief ergriffen worden, und er hatte sich vorgenommen, das Opfer, das augenscheinlich ihm gebracht worden war, an der Familie des unglücklichen Mädchens zu vergelten. Aber Christian wenigstens fand er in einer Stimmung, welche jede Bemühung nutzlos machte. Derselbe schien ihn als den Urheber oder die Ursache seines Verlustes zu betrachten; denn er gönnte ihm kein freundliches Wort. Auch zu seinem Amte erwies er sich als unbrauchbar, und die Aerzte, die Erich zuzog, um den besorglichen Zustand des Mannes beobachten zu lassen, riethen, ihn jeder Sorge und Verantwortung zu entheben. Das Schicksal seines liebsten Kindes hatte ihn dergestalt überwältigt und war ihm so völlig unerklärlich geblieben, daß sein einfacher Geist darüber den Zusammenhang mit der vernünftigen Weltordnung verloren hatte. Aeußerte sich diese Seelenstörung vor=

läufig erst in heftigen, menschenfeindlichen und gotteslästerlichen Reden, so mußte doch einer tieferen Zerrüttung, die vielleicht Unheil für Andre mit sich führte, vorgebeugt werden, zumal sich mit dem verzweifelten Benehmen Christians eine Neigung zum Trunke verband, wie sie an ihm früher nie bemerkt worden war. Daher beschloß Erich, den Unglücklichen seiner Heimat zuzuführen und dort unter Obhut zu stellen.

Christian begleitete also seinen Herrn zum Bahnhofe, und Erich war erschrocken, als wider Erwarten auch Thora erschien, vor welcher das Schicksal Erika's bisher sorgfältig war verborgen worden. Es war nicht mehr Zeit, eine Begegnung zu verhindern, und Christian murrte ihr, während er sich zurückzog, die Worte zu: „Mein Kind konnte mehr, mein Kind konnte für ihn sterben."

Thora vernahm diese Worte deutlich, und Erich suchte vergeblich sie darüber zu beruhigen. „Mache Dir keine Gedanken, Thora. Sein Gemüth hat in letzter Zeit etwas gelitten."

„Wodurch hat es gelitten?" fragte Thora hastig. „Das Gemüth einfacher Leute leidet nur durch heftige Schläge. Ich ahne hier einen Zusammenhang mit unsrer ersten Begegnung. Er sprach von seinem Kinde. Meint er jenes Mädchen, das mich kränkte? Wo ist sein

Kind? Was konnte sein Kind mehr? Es konnte sterben, sagt er. Ist es gestorben? Er geht mit Dir fort. Wo bleibt sein Kind?"

So forschte sie eifrig, mit wachsender Angst, und Erich durfte sie nicht täuschen. Er vertraute ihr das Wesentliche der Begebenheit.

Thora war heftig erschüttert. „Ach Erich! Das ist eine Wolke, die unsrem Glücke schon bei seinem Anbeginne nichts Gutes weissagt. Ein Opfer ist gefallen, und reines Glück darf sich auf kein solches Opfer gründen. Sie konnte mehr als ich. Der Mann hat Recht. Ein einfaches Mädchen, dessen Dankbarkeit zur Liebe wurde, und die daran starb! Erich! Wie viel Großes giebt es in der Menschenwelt, wovon wir erst nach seiner Vernichtung erfahren! Uns bleibt nichts übrig, als Blumen auf ihren Hügel zu tragen. Ja, sie vermochte mehr als ich. Nein, Erich, sie war nur glücklicher, weil sie Gelegenheit fand, sich hinzugeben."

„Wie weißt Du das, Thora? Unsre Zukunft ist vielleicht bittrer als der Tod."

„Nun, auch so möge die Zukunft kommen!" sagte Thora mit muthigem Aufblick, und mußte scheiden. Sie warf dem Geliebten, als der Zug sich schon bewegte, einen Brief an die Mutter zu. —

Es war ein rauher, regengrauer Märztag, als

Erich mit Christian in Riedheim eintraf. Der Empfang, den ihm seine Heimat bereitete, war also kein freundlicher. Die Schneemassen auf den Bergen und zu beiden Seiten des Weges begannen kaum fortzuthauen.

Es fiel Erich bitter auf's Herz, daß der Frühling hier so schwer zum Durchbruch kam, und das Thal hierin selbst gegen ungünstiger gelegene Landstriche zurückstand. Er erkannte wiederum die Verschlechterung des Wetters, die während eines halben Jahrhunderts infolge der Waldverwüstung eingetreten war, und er mußte seinen Muth spornen, um die Wendung der Dinge, welche ihn zum Herrn über dieses verwüstete Thal machen wollte, eine glückliche zu nennen.

Die Frühlingsblumen, die Erich während seiner Reise schon höher im Norden in Fülle angetroffen, waren hier selten, und wo ein Veilchen sich hervorwagte, stimmte es zu den schwarzbestäubten Bettelkindern, die sich am Wege einfanden. Die Baumgruppen und Waldreste, überall sonst schon mit dem ersten Grün verschleiert, starrten hier noch mit nacktem, regengrauen Gezweige. Die Menschen und ihre Wohnungen sahen schmutzig und düster drein, und alle Frühlingsfreude, von der in deutschen Gauen viel gesungen und gesagt worden ist, und die sich in Liedern und Festen jährlich erneuert, schien entwichen. Der Hunger, der heiße,

gierige Hunger schien hier zu wohnen, wo noch vor Jahrzehnten die Saat üppig grünte, und die gesättigten Vögel an manchem Korne vorüber flogen.

Wie sollten die Menschen hier gut werden? Wie sollten sie zum Genuß, zur Frömmigkeit, zur Poesie gelangen, wo die Natur, für das Landvolk die einzige Quelle der Zufriedenheit, ihm ein grämliches Auge und karge Hand entgegenbot, und wo es gegen übermächtige Zeiten und Kräfte um seinen armen Bedarf mit eisernen Hebeln und Rädern ringen mußte? Es war ein trauriges Stück Besitzthum geworden, dieses Riedheimer Thal, und das im Frühling! Im Frühling, der sonst auch einem traurigen Menschenauge mit Knospen und Hoffnungen zu schmeicheln vermag.

Erich fröstelte, wenn er auf das weitgestreckte, schneegraue Oedland an den kahlen Abhängen hinsah und in die stumpfen Gesichter der Begegnenden oder seines Begleiters blickte. Mancher von jenen war noch vor wenigen Jahren ein wohlhabender, weil zufriedener und fleißiger Arbeiter gewesen oder hatte ein kleines Grundstück in den Bergen sorgfältig in Acht genommen, der jetzt, in Sorge versunken, kaum den Blick vom Boden emporhob und keinen erkennenden Gruß für Erich hatte.

Einen, mit dem Erich vor Jahren häufig zusam=

mengetroffen war, und der jetzt in Antlitz und Aufzug Zerrüttung zeigte, einen Mann in Christians Alter, hielt er an und versuchte ihm vergangene Zeiten ins Gedächtniß zu bringen. Es gelang wohl nach einiger Mühe, aber von Freude, Theilnahme oder auch nur Neugier gewahrte Erich in dem Gesichte des Mannes keine Spur. Kaum daß er, als Erich mit Christian abstieg und ihm zur Seite ging, sich Einiges abfragen ließ.

Er war ein kleiner Bauer gewesen, der sein Grundstück für einen hohen Preis an die Eisenbahn verkauft und das Geld dann bei allerlei angepriesenen Unternehmungen eingebüßt hatte. Mit genauer Noth bewahrte er seiner Tochter eine Aussteuer und rüstete seine beiden Söhne für Amerika aus. Er selbst, wilden, zornigen Aussehns, strich umher, handlangerte abwechselnd bei den wenigen Bauern des Thales, die ihr Eigenthum behaupteten, oder in den Fabriken, wo er zugleich branntweinfrohe Gesellschaft fand, und beschäftigte die Gensdarmen durch aufreizende Reden, die er in den Schenken führte. Er erzählte von dem Unglück, das neuerdings durch das Unternehmen der Riedheim-Kohlenwinkler Zweigbahn über die Bewohner des Thales und der Umgegend gekommen. Man hatte den Anpreisungen des Riedheimer Boten, nur weil sie gedruckt

waren, willig Gehör geschenkt, und sich überzeugen lassen, daß eine Bahn durch das Thal den Verkehr, und damit den Wohlstand in demselben verzehnfachen werde. Man hatte sich, obschon mehrfach gewarnt, zur Zeichnung gedrängt, und als der Bau wirklich begann, wurde das Vertrauen vollends befestigt. Jeder Gulden verließ seinen Versteck, und Mancher machte von seinem beweglichen Eigenthum zu Gelde, was ihm entbehrlich schien, nur um eine glänzende Hoffnung zu kaufen und sich der Theilnahme an einer gemeinnützigen Unternehmung zu rühmen. Der Schreck, als der Werth des Papiers, das anfangs mit seltsamer Kraft gestiegen war, plötzlich mit noch seltsamerer Schnelligkeit sank, war furchtbar, und als die Arbeiten, anscheinend wegen des mächtigen Schneefalls, eingestellt, und die Arbeiter entlassen wurden, brachte das einen sonst leichtsinnigen Tischlermeister aus Riedheim um einen Theil seines Verstandes.

So der Bericht des Mannes. Christian ging zähneknirschend nebenher, und als jener geendigt hatte, sagte er: „Das ist Alles nichts. Was mir die Juden gethan haben, dagegen ist Alles was ihr im Thal gelitten habt, ein Kinderspiel.“ Er begann zu erzählen, und in diesem Augenblicke fiel es Erich ein, das Schicksal des Mannes könnte Aufregung unter der Bevölke=

rung veranlassen. Er suchte das vorläufig zu verhindern, indem er Christian aufforderte, wieder einzusteigen; der aber weigerte sich dessen, und bestand darauf, mit Bruder Bacher bis nach Roggenau zu gehen, wo seine Familie war. Erich mußte ihn gewähren lassen, wenn er nicht herbeiführen wollte, was er befürchtete.

Durch Rauchschleier und Fabrikschlamm, vorbei an den trübseligen Spuren des begonnenen, schnell aufgegebenen Bahnbaues, gelangte Erich nach Eschenheim, und entzündete Glück und Hoffnung wieder im Auge seiner Mutter. Den Vater traf er zwar auch freudig über die Heimkehr des Sohnes, aber müde und ohne Neigung, sich an Geschäften, oder auch nur an Hoffnungen zu betheiligen. Zwar hatte Baron Isaac auch mit ihm, als dem Haupte der Eschenheimer Linie, Unterhandlungen gepflogen, doch hatte er keinen Willen mehr kundgegeben, allen Vorschlägen zwar lebhaft, aber ohne ein Zeichen der Befriedigung zugestimmt, sich mit der Rolle eines stillen Rechtsnachfolgers begnügt und nur den Wunsch nach Ruhe geäußert. Erich war zufrieden, ihn für häusliches Behagen empfänglich zu finden und die Sorgen seiner Mutter, die für ihren Gemahl ein abgekürztes und hilfloses Alter befürchtet hatte, beschwichtigt zu sehen. War seine Natur früher vom Genuß geleitet worden, so war jetzt Ruhe der

einzige Genuß, der ihn beherrschte. Dazu gesellte sich die leichtherzige Unterwerfung unter den Willen seines Sohnes, an dem er ein Unrecht verübt, und der sich in sittlicher Beziehung seinem Vater so weit überlegen gezeigt hatte. Erich erkannte, daß er fortan gänzlich nach seinem Ermessen handeln dürfe, ohne die Eifersucht seines Vaters zu erregen.

Dieser erklärte denn auch bei der ersten Andeutung seines Sohnes, daß er sich in nichts mischen werde, und lehnte sogar ab, Erich und die Mutter nach Roggenau zu begleiten. Baron Isaac, bereits benachrichtigt, empfing die beiden guten Menschen, die seine Entsagung in Opferfreude verwandelt hatten, mit herzlicher Gastlichkeit und fragte vor allem Andren nach Thora. Jeder Umstand der Reise, des Aufenthalts drüben, sowie der Rückkehr und der Aufnahme in das Elternhaus mußte ihm umständlich mitgetheilt werden, und die Freude, die der alte Mann an dem Wohlergehen der Enkelin bewies, blieb nicht ohne Wirkung auf Erich und dessen Mutter, befestigte diese sogar in ihrer Ueberzeugung, es sei vorzüglich Thora, für welche er einen so hohen Grad von Gerechtigkeit und Selbstüberwindung zu Werke gebracht habe.

Erst als Baron Isaac den Gegenstand durch seine Fragen erschöpft hatte, erklärte er, daß nach Frau Hed-

wigs Wunsche der Boden für eine segensreiche Arbeit der Zukunft vorbereitet, daß die Anwälte in voller Thätigkeit, und nur noch eine Rücksprache derselben mit Erich und seinem Vater erforderlich wäre, um dann, sobald noch die endgiltige Zustimmung des Hauses Hohenried erreicht sein würde, zum Abschlusse zu gelangen. —

Als Erich am folgenden Tage seinen Anwalt in Riedheim besuchte, erfuhr er, daß seine Besorgniß inbetreff Christians nicht unbegründet gewesen. Die Menge hatte, Dank den Beziehungen des Palastes Kaschauer zu dem Riedheimer Industriebezirk, Erika's Untergang zwar erfahren, indessen nicht mit den markerschütternden Einzelheiten, welche der Anhang des mächtigen Hauses zu vertuschen Grund hatte. Nun aber wirkte die Erscheinung des unglücklichen Vaters, seine geistige Zerrüttung, seine bei aller Verworrenheit erschütternden Berichte in hohem Grade erregend auf die ohnehin erbitterte Menge. Die Mutter mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme, die Geschwister der unglücklichen Erika liefen weinend in der Stadt und der Umgegend umher, erzählten die Mähr, sangen sie weinend ab und bettelten darauf. Die Verzweiflung des Vaters erhielt Mittel genug zu ihrer Nothdurft und Nahrung, dem Branntwein, dem er sich in Gesellschaft vieler Lei=

densgefährten wie einem Erlöser hingab, und ein trunkener Rhapsode seiner eigenen Geschichte, überall Modeheld, taumelte er, Arm in Arm mit Bruder Bacher und dem Tischlermeister Kugelmann durch die Gassen und Wirthshäuser. Wenn er seine verworrene Erzählung beendigt, so trat Meister Kugelmann erläuternd und ergänzend auf, und Bruder Bacher knüpfte socialpolitische Betrachtungen daran. Die Arbeiter verehrten die drei Gesellen als Märtyrer, ertränkten deren Lebensgeister in Fusel und raunten einander unter wüthenden Blicken zu, das dürfe nicht ungerächt bleiben, das könne nicht länger so fortgehen, es wäre nun zum Aeußersten gekommen. Unter einem Schwarme von Zechern war bereits Tumult ausgebrochen, ein Hausirer aus der chasidäischen Gemeinde gemißhandelt, auch sonst Unfug verübt worden; doch hatten einige Verhaftungen genügt, um die Aufregung auf die Trunkenen zu beschränken und die Nüchternen zu warnen.

Die Behörde beging aber die Unvorsichtigkeit, auch Christian und seine Freunde wegen Trunkenheit und ruhestörenden Lärms auf einen halben Tag einzuschließen, und diese Maßregel erregte den Unwillen auch jener Murrköpfe, die bis dahin halb nüchtern geblieben waren. So lange die Menge ihre Märtyrer und Rhapsoden unter sich hatte und sich im Beifall gegen diese

austobte, war sie nicht gefährlich. Nun aber suchte sie ein andres Ziel für ihre Tobsucht.

Die in Riedheim eingewanderte Intelligenz merkte Gefahr und schuf sich ein Organ in einem jüdischen Literaten, der früher als Reisediener für eine kleine Tabaksfabrik thätig gewesen und damals in der Schreibstube des Riedheimer Boten beschäftigt war. Er trat in den Bierstuben als Volksredner auf und ließ sich als Zwiebelesser anstaunen, war übrigens ein begeisterter Anhänger jenes Ferdinand Kaschauer und seiner messianischen Weisheit.

Dieser schlich in den Arbeiterschenken umher und hetzte gegen den Adel, um die Wuth des Pöbels von dem eigentlichen Ziele, den Juden, abzuwenden. Aber er fand einen heftigen Gegner in dem alten Christian, dessen zerrütteter und von Alkohol benebelter Geist doch von untilgbarer Anhänglichkeit an das Haus Eschenheim, besonders seinen Wohlthäter Erich, durchdrungen war. Indessen gewann der haarbuschige Redner, der übrigens mit Geldmitteln und mit Redesätzen von der Hand des Doctor Camillo Judassohn versehen war, unter den abhängigen Fabrikarbeitern, die er warnte und berauschte, eine Partei, welche wenigstens scheinbar zu ihm stand und der Entrüstung gegen die Juden eine gleiche gegen die Herren entgegenstellte.

Herr Isleib begnügte sich übrigens nicht mit dem engen Städtchen als einem würdigen Kreise seiner volksbildenden Thätigkeit, sondern er ließ sich bald hier bald dort in den Fabriken sehen und erkaufte sie für seine Lehre wie Missionare die Indianer für das Christenthum. Er ahnte nicht, daß dergleichen Bündnisse nur so lange dauern wie der Rausch, in welchem sie geschlossen waren, und daß sie versagen, sobald ein Antrieb mächtiger als die Getränke wirkt.

Am Wochenschlusse, als durch's ganze Thal in den Schenken die Gläser rasselten, und Alkohol die Köpfe wieder mit seinen dunstigen Flügeln schlug, zeigte sich in der Stadt Riedheim die Wirkung jener Wühlerei.

Im goldnen Tannenbaume drängten sich die Trinker. Es ist jetzt eine widerwärtige Schnapshöhle. Früher, als sie noch eine ehrbare Wirthschaft war, hieß sie „Zur Tanne“, seit aber der rothe Jude im Thale umging, erhielt sie als Zeichen einen Weihnachtsbaum, an welchem Goldstücke statt der Lichter funkelten. Der Wirth war ein Jude und Hauptthändler für den Korngeist, der in Roggenau gebrannt wurde.

Es waren in Riedheim, und sind noch, mehr als zu viel ähnliche Bildungsorte für das wahrheitsdurstige Volk, aber zu der Stunde, als das merkwürdige Drei-

blatt aus der Haft entlassen worden war, strömten die Arbeiter, begleitet von ihren Frauen, die mit ihnen um einige Groschen von dem Wochenlohne rangen, nach dem goldnen Tannenbaume, wo die drei Märtyrer durch eine Flut von volksthümlichen Getränken und in einer Fusel-wolke gen Himmel fuhren.

„Ihr kanntet sie — mein Riekchen — meine Erika — wie schön sie — ins Wasser ging,“ flennte Christian. „Sie konnte mehr — sie konnte — zu dem Juden gehen —“

„Bravo! Bravo!“ brüllten die Adligen, und die Juden brüllten auch, sodaß man Beifall und Mißfallen auf keiner Seite zu unterscheiden vermochte. Die Juden, das war nämlich deren Partei, denn sie selbst fürchteten sich, saßen in einem besseren Wirthshause und waren mäßig.

„Durch's Fenster — die Glassplitter müssen sie — vor dem kalten Wasser — entsetzt jeder sich — und das Blatt Papier — sie war mehr als ein Engel — auf der Maschine fleißig — und vertraut mit den — vertraut mit den Blumen — gab sie mir den schweren Kopf — sie hat nie einen Schmuck gehabt —“

„Bravo! Bravo!“ Der Tumult wuchs, während Bruder Bacher das Wort nahm: „Ihr müßt wissen, er ist mein bester Freund und that mir die Geschichte

verzählen, als er eben ankommen that auf dem herrschaftlichen Wagen von der Eisenbahn. Du glaubst nicht, Bruder, sagt' er, was ich ausgestanden habe. Sowie sie das jüdische Fräulein gesehen hat, ist sie gegangen und hat sich dem alten Juden verkauft, der hier im Thale so viele gekauft hat, und that ihm die Kiste stehlen, und brachte sie mir, und dann ging sie in das tiefe Wasser —“

„Sie hat es der Schmucksachen wegen gethan, die drin waren!“ schrie hier Einer von der jüdischen Partei. Sogleich sprang Einer von den Adligen auf und schrie noch lauter: „Nein, sie hat es von wegen die Ehre gethan, daß sie nämlich nicht wollte sitzen lassen den Diebstahl auf ihrem leibeigenen Vater, und ist ein edles Mädchen gewesen, aus dem Volke, und wer's bestreiten will, der ist ein Jude.“

Da tranken die Juden ihre Gläser aus, bevor sie nach den Köpfen ihrer Widersacher warfen, und diese tranken aus, bevor sie erwiderten. Aber noch gelang es der kreischenden Stimme des Meister Kugelmann sich Gehör zu verschaffen, während gleichwohl in jedem Winkel des Zimmers sich ein Paar Kämpfer in den Haaren lagen, und Andre hetzten.

„Meine Herren!“ rief er, und die Ruhe war einigermaßen hergestellt. „Meine Herren! Sie sehen

aus diesem exemplarischen Beispiele, daß wir uns eigentlich, so zu sagen, auf keinem von beiden Parteien kein Verlaß nicht haben können. Denn wer sind es, die dem Mädchen getödtet haben? Es sind die Adligen und die Juden beide zusammen, meine Herren. Warum, meine Herren? (Bravo! Bravo!) Für die Adligen ist sie ins Feuer gegangen, und für die Juden — ist sie bei ihm gewesen, und dann ins Wasser, und wir sehen, daß es anders werden muß, weil es bei den Extremitäten angekommen ist, und die Adligen und die Juden, die sind gegen dem Volke verbündet, die Einen durch dem stehenden Heere, die andren durch dem Gelde, wo sie haben, und saugen uns aus (stürmisches Bravo) und unsre armen Frauen und Kinder werden mitgerissen. Meine Herren, zu den Waffen!" —

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!" riefen die heiseren Kehlen. Die Bänke wurden zertrümmert, und ihre Beine zu Schwertern. Hämmer und Aexte wurden geschwungen, und mancher Hieb dröhnte auf Schädeln und Schultern. Die Fensterscheiben klirrten, die Geräthe flogen herüber hinüber, die Nachbarschaft schrie Zeter, die Polizei rückte mit rostigen, zum Theil eingerosteten Säbeln heran. Man fluchte ihr entgegen, man bedrohte sie. Die ruhigen Bürger rissen ihre ungeladenen Flinten von der Wand, und einer, der sie

geladen hatte, schoß sie ab, um kein Unglück anzurichten.

„Man schießt auf das Volk!“ brüllte es von allen Seiten. Die ganze streitbare Stadt eilte zusammen, und es entstand eine blutige Prügelei, bei der Freund und Feind sich nicht zu unterscheiden vermochten. Der goldene Tannenbaum fing Feuer, die Lohe wurde weit sichtbar, die Umgegend schickte ihr Löschgeräth.

Auch Erich zog ein Pferd aus dem Stalle und sprengte nach Riedheim. Er fand das kleine, einsame Gebäude niedergebrannt, den Pöbel noch im Kampfe, die Polizei überwältigt, unentschlossen.

„Was geht hier vor?“ herrschte er einen Arbeiter an, dem das Blut von der Stirne floß.

„Nieder mit den Adligen!“ schrie der Kerl und hob seine Brechaxt.

Erich ritt ihn nieder. Mitten in den Schwarm trat sein Pferd, und seine Peitsche sauste um die Köpfe des Pöbels. So mächtig wirkte die Erscheinung des einen entschlossenen, stattlichen Mannes, daß der Schwarm auseinanderstob, und die Niedergerittenen dem Gelächter verfielen. Die Polizei warf sich in die Breschen und hieb ermuthigt nach. Die Krämer hatten ihre Flinten mit Hasenschrot geladen und ordneten sich in einer un=

erschütterlichen Phalanx. Die Revolution von Riedheim war unterdrückt.

Aber Einige lagen röchelnd am Boden, unter ihnen der alte Christian, der aus einer breiten, aber gefahrlosen Stirnwunde blutete. Erich ließ ihn in seine Wohnung schaffen.

XII.

Der alte Abraham hauste im Gartenhause von Rosenau wie ein Iltis im Loch, scheu, und von jedem gemieden, den er nicht bezahlte. Der Koch und die beiden Diener hatten sich nur durch bedeutende Lohnerhöhung bewegen lassen, die witzige Hauptstadt mitten im tanzfrohen Winter zu verlassen, um mit dem alten verdrießlichen Herrn in den Schnee zu gehen. Für seinen Urenkel Moritz, den man ihm nach kurzem pädagogischem Bedenken zugeschickt, hatte eigens ein Hofmeister mit Einsamkeitszulage gemiethet werden müssen. Und selbst Moritz ließ sich besser bezahlen. Es war ihm nicht immer bequem, dem alten Manne Gesellschaft zu leisten, und wenn derselbe seine Lieblingsunterhaltung von ihm verlangte, antwortete er freimüthig: „Was giebst mir, Urdede, wenn ich Gesichter schneide? Für einen halben Gulden thu' ich's nicht mehr, kostet mich selbst so viel."

Dem Alten war es ein Labsal, die schönen Fratzen seines Urenkels zu betrachten, der seine Gaben schon so frühe zu benutzen verstand. So befestigte sich für Moritz das Gewohnheitsrecht, nach jeder mimischen Darstellung einen Gulden zu empfangen, anderthalbe aber, wenn er vor seinem Spiegel oder während der Arbeitsstunden seinem Hofmeister ins Gesicht eine neue Fratze einstudirt hatte.

Weil die rauhe Witterung anhielt, woran der Waldmörder zum Theil die Schuld trug, war ihm der Aufenthalt im Freien versagt, und so bildete das Talent seines Urenkels für ihn die einzige Ergetzlichkeit. Mitunter ließ er sich von ihm kindische Geschichten vorlesen; da aber Moritz dabei schreien oder durch den Hörschlauch lesen mußte, so suchte er solche Unterhaltungen möglichst abzukürzen. Der Hofmeister wurde nur bisweilen, und dann zu seiner Qual, zur Mahlzeit befohlen, die man schweigend einnahm. Einen lebhafteren Verkehr verbot die Kluft zwischen dem Börsenfürsten und dem armen Literaten, der arbeiten mußte, um zu verdienen.

Sonst kauerte der alte Jude vom späten Morgen an halbschlummernd in feuchtkalten Polstern oder spielte in wehmüthiger Erinnerung an die gestohlene Truhe mit bunten Steinen, las durch seine große Hornbrille

im Sidur, hielt übrigens streng auf die Gebräuche, auch bei dem Urenkel, der die Gebetriemen kaum anzulegen wußte. Knabe Moritz trieb seinen Spaß damit, legte sie vor dem Spiegel an und schnitt Fratzen, oder zwang seinen Hofmeister sie anzulegen. Zu den Andachtsübungen ließ er sich von einem Diener schleppen, heulte und zappelte, wenn man ihn zu dem Alten einsperrte, und es half wenig, daß dieser ihm zuschrie, aus Judengebeten flechte der Engel Sandalfon die Krone Gottes.

Nur eine Seite der Abrahamsreligion zog den Knaben an: der Haß und die Rache. Wenn der Alte bei Kräften und gesprächig war, erzählte er ihm wohl von Judenhetzen und Morden, die durch gräßliche Züge am tiefsten in seinem Gedächtniß hafteten, und lehrte den Urenkel darüber Wuth schnauben, als wären immer nur die Juden die Verfolgten gewesen, und als hätten sie lediglich als Juden um ihrer Religion wegen zu leiden gehabt. Auch von den Mißhandlungen, denen er selbst sein Lebelang ausgesetzt gewesen, berichtete Abraham dem Knaben, der mit einem Gesicht voll verzerrten Mitleides darauf lauschte. Allmählich ward er in gewissem Grade der Vertraute des Alten, und die Geschichte, wie man ihn nach Schloß Hohenried geritten, gespornt, gepeitscht, hörte er besonders gern, weil sie den Alten so aufregte,

daß er in seinen Kissen mitunter wie eine Kröte zuckte und hüpfte.

Dann stand der Knabe neben ihm und ahmte seine zuckenden und hüpfenden Bewegungen halb wüthend halb lachend nach. „Urdede,“ sagte er wohl: „Wenn mir's einer thut, ich werf' ihn ab wie ein Hengst und zertret' ihn!“

„Sind die Zeiten nicht mehr, Junge,“ kreischte Abraham. „Sie haben Angst — Angst — Angst vor unsrem Gelde. Wir erwürgen sie mit goldenen Stricken. Wir erstechen sie mit goldenem Dolche. Wir gießen ihnen glühendes Gold in den Rachen. Wir ersäufen sie in Gold. Sie haben uns frei gemacht, daß wir sie reich machen sollen. Wir machen sie reich, wie der Teufel reich macht. Sie haben uns geschunden und gebraten, gespornt, gepeitscht und nachgeäfft. Jetzt haben wir die Macht, und wir schinden sie mit ihrem eignen Gesetz und reiten sie mit goldenen Sporen und rächen uns, bis wir kommen nach Jerusalem!“ —

In solchen Stunden und für solche Lehren war die Seele des Judenknaben empfänglicher, als sonst für Wissen oder Geschicklichkeit, und die Erbrache Jahve's, die habgierige Rache für bespieene Bärte, für Leibzoll und jene Abzeichen, die sie mit den fahrenden Fräulein gemein hatten, jener Strom des Hasses, der, aus Zions

Trümmern hervorbrechend, zahllose Quellen aus Scheiterhaufen und Blutlachen aufnahm, sich in tausend Adern durch die Jahrhunderte und die wandernden Stämme verzweigte, er erfüllte mit seiner giftigen Welle auch die Brust des Knaben, und wenn das geschah, so war's ein Festtag für ihn, war's die einzige Andacht, die seiner Seele Schwung und Feuer gab. —

Ein solcher Tag kam auch, als die Berichte von den Riedheimer Unruhen nachgelassen hatten, und die Arbeiten überall wieder aufgenommen waren. Es kam der erste sonnige Morgen im Jahre. Das regnichte, schmutzige Nebelgrau wich vor jenem Strahle, der nur durch irdische Dünste getrübt wird, es thaute mächtig, und von den waldentblößten Bergen flossen die hastigen Schneewasser.

Der Alte, der bei'm Feuer oder in seinen Kissen fröstelte, verlangte hinaus. Er hatte Moritz wieder einmal zum Morgengebete zerren lassen, aber die Gebetriemen schneller denn sonst abgelegt, als die Sonne durchdrang. Er ließ sich ankleiden, kroch in die graue, schäbige Wildschur, ließ einen Diener mit dem Wägelchen kommen und befahl dem Urenkel, den Unterricht zu versäumen und ihn zu begleiten.

Durch den Park ging's auf die Fahrstraße hinaus, längs den Vorhügeln hin, die einst lebendigen Wald,

jetzt todten Schnee trugen, und über welche das winterliche Hochgebirge herübersah.

Der Blick des Alten trug nicht so weit, aber er kannte die Gegend und sah das weite Feld seiner Judenarbeit im Geiste. Der Gedanke, daß er doch am Ende seines Lebens um den Vollgenuß der Rache kommen sollte, belastete seine Brust, und der Trost, daß seine Feinde ja nur ein geschändetes und entwerthetes Besitzthum zurückgenommen, beruhigte ihn wenig. Der Ingrimm gegen Edom schlug seine Fänge wieder in sein Gemüth, daß das Gift herausquoll.

Auf einem Nebenpfade, wo der Schnee fortgeschmolzen war und etwas Grün zum Vorschein kam, nahte der Vicar von Riedheim, der Nachfolger jenes weißhaarigen Alten von Frau Anna's Tafelrunde, nun auch selbst ein Greis. Er begab sich nach Roggenau zu einem der Unglücklichen, die bei den Unruhen verwundet waren, weil dessen Leben in Gefahr schwebte. Der begleitende Knabe hob das Kreuz und rührte die Schelle.

„Schau einmal, ein Wunder!“ höhnte Abraham. „Nicht grüßen, Moritz!“

Heftiger schellte der Knabe und sah zornig über die Schulter nach seinem Priester. Dieser flüsterte ihm zu, vorbeizugehen; aber er erblaßte, sowie der Knabe er=

röthete, als die Judengruppe mit lachenden Gesichtern vorbeizog.

„Weißt Du, was es war?“ fragte Abraham den Urenkel mit seinem pfeifenden Kichern, sodaß der Priester das Wort noch hörte.

„Das ist der Geschorene,“ lachte Moritz laut. Er gebrauchte dabei den hebräischen Ausdruck, wie ihm überhaupt die Worte seiner Vätersprache, die zur Verhöhnung christlicher Heiligthümer dienen, am geläufigsten waren. „Das ist der Geschorene mit Pesil lechem*) und Jen nesech.“

„Brav, Junge, Du kennst Dein Hebräisch. Es ist der Priester des Jeschu Nozeri. Den Namen kennst Du?“

„Gewiß, Urdede. Vater nennt mich so, wenn ich ungezogen bin.“

Der Alte kreischte vor Lachen. „Nennt Dich so? Ist Schem tuma, ist unreiner Name. Hast auch seine Geschichte gehört?“

„Wenig. Ich weiß nur, daß sie uns hassen, weil wir ihn gekreuzigt haben.“

„Oho! Der Anfang ist besser als das Ende.“ Und nun folgte die Spottgeschichte von der Charja,**)

---

*) Brotgötze, das ist Hostie. **) Koth.

der Braut des Jochanan, die von Joseph Pandira gezwungen, den Mamser*), den Ben haniddu**), den Ben charja gebar, ihn mit den fünfundzwanzig Schimpfnamen, von denen der Alte noch einen Theil wußte. Von seinem Leben erzählte er Höhnisches, von seinen Wundern, vom Talui***), den Bne parizim†) und Peter chamor††), der im Papste fortleben soll. „Alle, Moritz, Alle sind sie unsere Todfeinde, die aus dem Wasser der Vertilgung kommen und sich mit Zettel und Einschlag segnen. Wölfe sind sie und unfruchtbare Bäume, die am letzten Tage Rechenschaft ablegen müssen. Sie haben uns gemordet, geritten, gespornt und gepeitscht, und das sind wir, das ist unser Volk, das beste von allen. Da ist Weisheit in Chumesch und im Talmud, und jeder Spruch kann ausgelegt werden auf sechsmalhunderttausend Weisen. Eine jüdische Seele allein ist in Gottes Augen mehr werth, als die Seelen eines ganzen Volkes. Auch in Lumpen gehüllt und mit Aussatz ist der Jude vor dem Richter der Welten schöner und vollkommener, als der reinlichste Christ. Wir sind die Frucht, die andren Völker sind die Schalen, und einen Juden

---

*) Bastard. **) Sohn einer Unreinen. ***) Der Gehenkte. †) Durchbrecher, nämlich des Volkes: Die Apostel. ††) Erstling eines Esels.

schlagen ist eben so viel, wie der göttlichen Majestät einen Backenstreich versetzen."

So sprach er lange, in heftiger, angestrengter Rede, die ihm den Athem benahm und Husten hervorstieß.

„Was sind sie werth?" schloß er mit einem Aufschrei. „Was sind sie werth, die uns gemißhandelt haben? Steinigen werden wir sie! Mit Gold werden wir sie zu Tode steinigen!"

Er sank röchelnd in seinen Wagen zurück. Er fühlte sich angegriffen und ließ umkehren.

Moritz ging mit trotzigem Antlitz neben ihm. Die Wuth des Alten entzündete seine Seele. Als jener vom Steinigen sprach, raffte er unwillkürlich ein Steinchen auf und warf es in die Weite, und wieder eins, bis sie an eine alte Eiche kamen.

An diese war vor Jahren schon die Axt gelegt, und Abraham hatte dabei gestanden. Noch trug sie die Narbe von dem Eisen, mit dem man sie schlug, als zufällig einer von den Edlen der Umgegend hinzukam und dem Morde Einhalt gebot. Der frühere Vicar ließ ein Marienbild daran heften. Es wohnte in einem hölzernen Häuschen mit gläserner Thür und blickte durch einen vollen Rosenkranz, der jährlich erneuert wurde. Die alten Kränze aber hingen rings um den Stamm des Baumes.

„Charja!“ knirschte Moritz. Er schleuderte das Ziegelstückchen, das er in der Hand hielt. Das Glas zersplitterte mit lautem Klirren, und der Stein färbte das Bild wie mit einem Blutflecken.

Weiter gings, und wieder raffte Moritz ein Steinchen auf und spielte damit gedankenlos. Kurz vor Rosenau bogen sie in einen Seitenpfad, der in der Nähe des Gartens durch eine Hecke mit engem Eingang versperrt ist. Als der Diener im Begriff war durchzufahren, kam der Vicar mit dem Chorknaben auf diesem kürzeren Wege zurück. Das Glöckchen läutete heftig und unaufhörlich. Der Diener hielt mit dem Wagen kurz vor der Hecke, um das Allerheiligste vorbeizulassen, und wieder flüsterte Abraham: „Nicht grüßen.“

Drohend bohrte der greise Diener Gottes sein Auge in das Antlitz Abrahams, das sich in höhnische Falten legte. Der Knabe schüttelte sein Glöckchen zornig vor dem Gesichte des Goldjungen, um ihn an die Pflicht zu erinnern, daß wir die Heiligthümer unserer Mitmenschen ehren sollen, weil sie Hüllen der Wahrheit sind.

Moritz verstand die Herausforderung, und seine Wuth kochte auf. Schnell besann er sich, daß der stämmige Diener da war, und warf den Stein nach

dem Knaben. Aber der Stein verfehlte sein Ziel, und unter der goldgestickten Hülle dröhnte das heilige Geräth.

Der Priester stand stille und preßte die Sinnbilder der gepeinigten Menschheit an sich, von deren Sterbelagern er kam. Doch der Knabe, seiner nicht mächtig, schlug mit dem Kreuz auf das freche Haupt, daß das Hütchen herabfiel, und eine derbe Beule entstand. Der Bube Moritz heulte und zappelte.

„Sß!“ zischte Abraham dem Diener zu, als hetzte er eine Dogge, und der, dessen hochbezahlter Dienst auf dem Spiele stand, griff eben nach dem Kopfe des Knaben, als der Vicar gelassen hinzutrat und mit einer Kraft, die man seinem Alter nicht zugetraut hätte, den handfesten Burschen rücklings auf seinen Herrn schleuderte.

Dieser schrie kläglich auf, begann aber schnell darauf mit seinen gebräuchlichen Scheltworten, während der Priester und sein Knabe ruhig und mit triumphirendem Glöckchen vorüberschritten.

„Wir wollen sie steinigen!“ schrie der Alte hinterdrein; doch die Wuth gegen den Diener, der sich erlaubt hatte, auf den großen Baron zu fallen, ließ ihn alles Andre vergessen.

Der Vorfall hatte einige Landleute angelockt. Der

Vicar winkte sie herbei und sagte ihnen ein Wort. Sie stürzten hinter der Judengruppe her und rissen den Knaben Moritz mit sich nach Riedheim. Wie der Alte auch schrie und den Diener hetzte, nichts half. Abraham mußte seinen Weg fortsetzen und hatte kein andres Mittel, als den Hofmeister, einen luther'schen Christen, mit der Befreiung seines Urenkels zu beauftragen.

Gegen Riedheim zu aber lief ein Weib mit dem Reisigbündel und machte Zettel und Einschlag über ihrer Brust, wie das Sinnbild von Welt und Gott, und rief die Erste an, die gleichen Glaubens war: „Er hat die heilige Mutter Gottes gesteinigt, daß sie blutet!“

„Jesus Maria!“ — Und die armen Weiber, thöricht, aber festgewachsen in dem Glauben an die Königin des Himmels, die ihre Leiden und Gebete fürbittend vor den Herrn bringt, erblaßten vor dem Frevel und zeterten zehn andre an, die vorübergingen: „Die Juden haben die Mutter Gottes gesteinigt! Die heilige Jungfrau ist mit Steinen geworfen, daß sie blutet!“

„Blutet? Das ist gewiß nicht wahr!“ schreien die Gebildeten.

„Helf' mir Jesus Christus! Sie blutet!“

Und in den Gassen begann es zu gähren. Wieder lief man zusammen, umdrängte die Botin, forschte, schrie vor Entrüstung, und in Minuten wimmelte der Marktplatz von Pöbel, den heute eine bessere Empfindung zum Volke erhob. Zu ihm fanden sich sogar die verständigeren Bürger, die ehrbaren Frauen, und die Aufregung der vergangenen Tage, ohnehin kaum gedämpft, zuckte unter der Asche auf.

„Die Mutter Gottes gesteinigt! Die heilige Jungfrau blutet! Die Juden haben es gethan! Nach der Eiche! Fort! Nach der Eiche!“

Der Vicar geleitete Moritz auf Umwegen nach dem Polizeiamte, um ihn der Wuth der Menge zu entziehen, dann trat er unter die Schwärme des Marktes und ließ sich von der Augenzeugin Bericht erstatten. Noch trug er Bedenken, seine Worte zu sprechen.

„Folgt mir, Kinder!“ rief er und ging voran. Die Massen setzten sich in Bewegung, die Beamten, die Bürger, die besten Frauen. Kaum gab es hier einen Pöbel; denn in den Fabriken war Arbeitszeit. Man hastete nach der Eiche, und die Menge umwogte sie unter Klagerufen, bis Alle das rothe Mal an dem Bilde gesehen. Jeder wandte sich mit einem Rufe der Entrüstung, welcher hundertfachen Widerhall fand.

Der greise Vicar stieg auf eine der mosigen Wur-

zeln, und sein entblößtes Haupt stand neben dem Bilde. Er hob seine Hand, machte Zettel und Einschlag über das Volk, und wie durch einen Zauber entstand Stille.

„Meine Kinder!" begann der Priester. „Wir sind Augenzeugen einer Frevelthat, die wir für unmöglich gehalten haben in unserer Zeit, die jedem Gottesdienste seine Freistatt gewährt, und sogar lästerlichem Treiben, sofern es nur die Maske des Gottesdienstes trägt, den Schutz der Obrigkeit sichert. Wir sehen ein Wundmal, das an unsres Heilandes Wundmale erinnert, wir sehen eine That, welche beweist, daß jenes Volk, das mit seinen Händen das Heil der Menschheit gekreuzigt hat, es mit den befreiten Händen seiner Nachkommen eben so zu thun fähig ist. Es ist durch die Züchtigungen seines zornigen Gottes, den der Heiland seinen Bekennern zu ihrem liebevollen Vater gemacht hat, nicht gebessert, nicht zur Einsicht gebracht; sondern befreit von dem Zwange, den weisere Zeitalter ihm auferlegten, wagt es, nachdem es die Grundlagen unsres Wohlbefindens unterwühlt, selbst unsere Heiligthümer anzutasten. Die Befreiten sind frech geworden durch die Befreiung, die unser Zeitalter, unbesonnen vorgreifend, gewährt hat, und sie mißbrauchen die Freiheit, die das geschriebene Recht ihnen sichert, zu unsrem Verderben. Ihr Alten, die ich vor mir sehe, ihr seid

Zeugen, daß sie unsre Wälder frevelhaft niedergeschlagen und unserem Thale den günstigen Himmel und die fruchtbare Erde gefälscht haben. Sie sind es, welche den Regen durch Teufelskünste, das sind ihre bösen Pläne, abgelenkt, den kalten Stürmen Einlaß geöffnet und den Bergwassern die abschüssige Bahn geebnet haben. Sie schwemmten unsre Saatfelder fort und schufen Schmutz und Lärm, wo sonst Thaufrische und Waldfriede war. Sie verwandelten die rothwangigen, ehrlichen Menschen des Thales zu blassen, gierigen Geldknechten, und mehr als eine Seele, sonst rechtschaffen und gottergeben, gerieth durch sie in die Krallen des Satans, dessen Diener sie sind. Das Alles haben sie gethan, ihr wißt es wohl, und Gott ließ zu, daß sie es ungestraft gethan haben. Der Name des Herrn sei gelobt! Es handelte sich dort nur um zeitlich Gut, um weltlichen Sonnenstrahl und die Wasser der Erde. Sie sind werthvoll, wenn der Herr sie giebt, und werden wichtig, sobald er seinen Willen kund thut, sie zu nehmen. Wir sahen mit Ergebung die Felder unseres Wohlstandes verwüstet, und murrten nicht, und der Priester des Herrn mahnte euch, dem Herrn zu vertrauen, der sie nahm, und euch im Gebete zu trösten. Und um die Seelen, die gierig und frevelhaft geworden waren, rang der Gesalbte des Herrn

mit dem Satan, und einige entriß er ihm, andere mußte er ihm lassen. Denn Gott prüfte die Seinen, und Einige bestanden wohl vor ihm, Andre wurden verloren. Ich aber sah sie mit Hoffnung auf die Gnade des Herrn hingehen und rüstete sie mit Allem aus was zur Erbarmung führet. Da galt es sich ergeben. Denn Alles was wir haben ist des Herrn, und wir können unsre Seelen nicht lösen aus der Gewalt des Satans, wenn er nicht will und seinen Priester nicht mit Kraft rüstet gegen die Uebermächtigen der Erde. Sie aber, die den Herrn kreuzigten und ihn in seinen Bekennern noch heute unter dem Schutze des Gesetzes kreuzigen, sie sind die Uebermächtigen, deß seid ihr Zeugen. Und da sie uns um unser Gut gebracht und unsre Seelen befleckt haben, nun wagen sie ihre Hand auch gegen die Heiligthümer zu erheben, die uns allein noch verbleiben, um das Verderben aufzuhalten, das sie über uns zu bringen entschlossen sind. Und wisset, sie verübten nicht allein diese That, die ihr vor Augen sehet. Ich klage sie noch einer andern an, dessen Zeuge ich gewesen bin. Denn als euer Priester heute von den Unglücklichen kam, die für euer Aller Unklugheit gebüßt haben und sich zum Heimwege rüsten, siehe da begegnete ihm der Alte, den ihr kennt, und der einst die Axt an die Wurzel auch dieses Baumes legte, und mit ihm sein Urenkel, ein

Knabe, und ein starker Diener. Und als sie nahe an den Priester kamen, der mit seinem Knaben hinschritt — höret und erkennet! — da erhob der Urenkel des Alten die Hand und warf einen Stein und traf das köstliche Gut, das der Priester des Herrn in seinen Händen trug, und zürnend ertönte der heilige Leib des Herrn in seiner Hülle. Aber mein Knabe schlug den Frechen mit dem Kreuz, und euer Priester erlangte Kraft, den starken Diener ihm abzuwehren!"

Und Beifall riefen Hunderte von Stimmen, aber der Priester hob die Hand und fuhr fort:

„Meine Kinder! Ich schwieg ob des Frevels, weil ich nicht kämpfen und hadern durfte, während ich unsren Gott in den Händen trug. Aber den Frevler ließ ich fangen durch gottesfürchtige Leute, die des Weges kamen, und ihn vor die Obrigkeit bringen. Und ich dachte in meinem Herzen: Siehe, das ist eine Prüfung des Herrn, ob wir ihn selbst und seine heiligen Satzungen uns werden nehmen lassen, wie wir uns nehmen ließen das irdische Gut und viele von den unsterblichen Seelen in unserer Gemeinde! Da ihr nun aber geschwiegen habt zu dem Einen und zu dem Andren, so schweigt ihr nun wohl auch zu dem Dritten, und sehet gelassenen Muthes den Herrn selber entweiht und seine jungfräuliche Mutter gemißhandelt. Dann aber —" hier ballte er die Hände

über den Häuptern des Volkes — „dann aber haben jene vollendet, was sie erstrebt, und was sie durch die Kreuzigung des Gottmenschen angedeutet und begonnen haben: Die Vernichtung der Menschheit!“ —

Der Vicar verließ seinen Ort. Die Menge erbrauste in gewaltigem Zorne. „Nieder mit ihnen, die den Herrn und die Menschheit kreuzigen!“ rief der Lehrer von Riedheim mit seiner gewaltigen Stimme, und während die Entschlossensten in lärmender Berathung zusammentraten, zerstreuten sich die Uebrigen auf verschiedenen Wegen, um die empörende Mähr im Thale zu verbreiten. —

XIII.

Der Sturm war losgebrochen, und welchen Verlauf er nehmen werde, war nicht abzusehen. Die Bewegung hatte anfangs etwas Feierliches, wie denn auch die Ursache ihr eine sittliche, wenngleich nicht die Berechtigung der Selbsthilfe verlieh. Die Gemüther waren durch einen großen Gegenstand, den ihre Ueberzeugung heiligte, zur That gedrängt worden, und dieser Gegenstand strahlte anfangs durch alle Gewalt, die man mit besonnenem Zürnen verübte. Je weiter aber die Bewegung um sich griff, und je mehr unreine Bestandtheile sie in sich aufnahm, desto widerwärtiger und rechtloser wurde sie gestaltet. Als die Arbeiter aus den Fabriken sich einmischten, vollends als sich mit einbrechendem Abende ihre Menge aus den schwarzen Thoren ergoß, wurden alle Mächte entfesselt, die der Alkohol, die Noth, der Klassenhaß und die Glaubenswuth zu erzeugen fähig sind.

Der Vicar erkannte, nachdem seine Entrüstung der Besonnenheit gewichen war, mit Schrecken, daß er die Gewalten, die er durch seine Rede beschworen hatte, nicht in der Hand behalten werde, und daß sie, einmal losgelassen, seines priesterlichen Ansehens spotten, vielleicht sich gegen ihn selber kehren würden. Er blieb nun zwar dem bedrohlichsten Knäul auf den Fersen und versuchte auf's Neue zu Worte zu kommen, doch gelang ihm das nur gegen Einzelne, die ihn zwar, weil sie noch nüchtern waren, geduldig anhörten, dann aber mit den Worten abfertigten: „Nun ist's gut, Herr Vicar, Sie haben geredet, und nun ist's unsre Sache, etwas zu thun.“ Damit ließen sie ihn stehen und gesellten sich zu dem Haufen, der allmählich anwuchs und sich bereits durch Geschrei zu begeistern anfing. Er nahm die Richtung nach Hohenried, wo die Schornsteine sich drängten, und wo der größte und gewaltthätigste Zuwachs zu erwarten stand.

Unterdessen hatten einige besonnene Bürger von Riedheim, wiewohl durch das Geschehene gleichfalls empört, sich zusammengefunden, und bemühten sich, die Polizei in ihren erfahrungsmäßig fruchtlosen Bemühungen zu ersetzen. Es war von derselben um so weniger zu erwarten, als ihre Mitglieder durch ihren Zusammenhang mit den Juden und ihre erwiesene Be-

stechlichkeit alles Vertrauen bei der Bevölkerung eingebüßt hatten. Daher überließ man ihr, einzuschreiten wie sie vermöchte, und beschloß ohne sie zu handeln.

Vor Allem schien es nothwendig, dem Volke die Hauptgegenstände seiner Wuth und seines eigenen Verderbens zu entrücken, also die Judenbarone zu warnen und, wenn möglich, in Sicherheit zu bringen. Zu diesem Zwecke eilten Einige nach Roggenau zu Baron Isaac, Andre, dem Schwarme voraus, nach Hohenried, Andre, unter denen der Druckereibesitzer Traugott Kälbermann, nach dem Gartenhause von Rosenau. Die letztere Abtheilung verstärkte sich durch eine Anzahl von rüstigen, ordentlichen Leuten, weil man dort die heftigsten Ausschreitungen befürchtete.

Man fand indessen Thüren und Fenster des Gartenhauses verschlossen, und dem heftigsten Pochen antwortete kein Lebenszeichen. Auf die erste Nachricht von den Unruhen, die ihn bei seiner Mahlzeit traf, hatte sich Baron Abraham in einem geheimen Schranke versteckt und seinen Dienern befohlen, mit Einbruch der Dunkelheit sein Wägelchen bereit zu halten, um ihn nach dem Bahnhofe oder nach Hohenried zu schaffen. Dem Hofmeister hatte er zugemuthet, mit ihm in den Schrank zu kriechen, damit er in seinen Aengsten nicht allein wäre; der aber eilte pflichtgemäß nach Riedheim,

um mit den Behörden, oder in wessen Gewalt sich sein Zögling sonst befände, über dessen Freilassung und gelindere Strafe zu unterhandeln.

Da kauerte denn Abraham in dem engen Raume, der mit seinen Kissen vollgestopft war, und schlotterte an allen Gliedmaßen, während es draußen pochte. Daß man nicht kürzeres Verfahren beliebte und Fenster und Thüren einstieß, beruhigte ihn endlich, und als draußen Alles ruhig wurde, kroch er hervor, spielte den Muthigen und setzte sein Mahl, das unterdessen abgekühlt war, zitternd und lauschend fort. Unterdessen mußten die Diener in der Umgebung des Gartenhauses umherstreifen und alle fünf Minuten Bericht erstatten.

Herr Kälbermann, der Führer des Trupps, drang mit seiner Ansicht durch, daß hier nichts zu thun wäre. Entweder befände sich der alte Baron bereits auf der Flucht; dann wäre wenig Gefahr. Oder er hätte sich mit seinem bösen Gewissen versteckt, so werde man ihn schwerlich anders als durch Gewalt hervorlocken. Da überdies der Schwarm die breite Straße eingeschlagen hatte, um sich zu verstärken, und das Gartenhaus vergessen zu haben schien, vielleicht auch über den Aufenthalt der Hauptperson schlecht unterrichtet war, so schien es angemessen, sich an einen mehr bedrohten Ort zu stellen. Sie nahmen zuerst den Weg nach Roggenau.

Hier war unterdessen der Schwarm in das Schloß eingedrungen und hatte arg gehaust. Baron Isaac war bereits gewarnt worden und hatte sich fortbegeben, allein die Empörer glaubten, daß er von der Dienerschaft nur verleugnet werde. Sie tobten durch die Räume des Wohnhauses und brauchten Gewalt, wo etwas ihren Nachforschungen widerstand. Wenigstens aber herrschte hier noch so viel Besinnung, daß man sich auf jenen Zweck beschränkte, also nur Thüren, Schränke und Kisten erbrach, deren Inhalt aber unberührt, sowie das werthvolle Hausgeräth unbeschädigt ließ. Als man erkannte, daß die Dienerschaft die Wahrheit gesagt, gab man dem Vicar Gehör, welcher bewies, daß Baron Isaac den Zorn des Volkes am wenigsten verdiene, und daß man den Hauptschuldigen, Abraham, dem Gerichte des Herrn überlassen dürfe, welchem der fast Hundertjährige so nahe wäre.

Diese Schaar verließ also Schloß Roggenau. Die Sanftmüthigen und die noch nicht gespeist hatten, kehrten nach Hause zurück; Viele aber, in heiligem Eifer oder profaner Rauflust, auch wohl platter Neugier, suchten ein andres Feld der Gewaltthätigkeit und brachen in das Dorf ein.

Hier war bereits die Schenke des Jonas Gurwitz und der Kaufladen, der früher dem Joseph Sternberger

gehört hatte, von Trunkenen belagert. Denn auch bei dieser Bewegung, wie bei jeder ähnlichen, waren die Branntweinhäuser, als die wichtigsten Stellungen, zuerst genommen worden, da eine echte große oder kleine Revolution nur im Geiste Alkohol zu Stande kommen kann. Auch einzelne Polizeileute ließen sich hier blicken; aber sie befanden sich in so entmuthigender Minderzahl und standen in dieser heiligen Sache so entschieden auf Seiten des Volkes, daß sie es bei dem wohlmeinenden Rath, nach Hause zu gehen, bewenden ließen und gerne ein Glas gegen die feuchte Luft einnahmen.

Der Hausherr hatte bei der Annäherung des Trupps seinen Kaufladen verrammelt und seine Frau und Magd angewiesen, die werthvollsten Waaren nach dem Keller zu schaffen, dann aber mit dem baaren Gelde zu verschwinden, während er sich der Menge an der bedrängtesten Stelle, dem Schenktisch, gegenüber stellte. „Nur immer heran, schöne Gäste!“ schrie er. „Das ist heut' ein Tag zum Trinken! Heute nehm' ich's nicht genau. Die Menge muß es bringen. Fort mit Schaden! Wohl bekomm's! Nun, Alter, was für ein grausiges Gesicht machst Du?“ So redete er den Bruder Bacher an, der in seinem Rausche über großen Thaten brütete. „Hier trink'! Still nur, es ist für Alle genug! Was reißt ihr mich? Hab' ich hundert

Hände? Da nehmt das Faß, da nehmt die Gläser! Klirrr — fort mit Schaden! Kommt heute nicht drauf an. Willst mir helfen, Gottlieb? Komm, schenk' den Saufbrüdern ein —"

So gab er seine Vorräthe preis und suchte durch starke Spenden seines Fusels, durch gute und schlechte Späße, bei denen ihm der Angstschweiß von der Stirne troff, die Menge aufzuhalten und zu beschäftigen. Er war dabei weniger auf seine Rettung, als auf die Flucht seiner Frau und seines Geldes bedacht, und als ein schielender Blick durch Nebenthür und Kammerfenster ihn belehrt hatte, daß Beide durch die Hinterthür entschlüpft wären, ließ er in seinem Eifer nach und trocknete das triefende Gesicht. Das war sein Verderben; denn da er dem berauschten Haufen seine einzige Pflicht zu versäumen schien, und die Quellen spärlicher flossen, so war die Langmuth des Pöbels erschöpft.

Bruder Bacher war unterdessen in's Klare gekommen, zu welcher That er hier berufen wäre. „Du bist ja doch nur ein Jud'!" Mit diesem Rufe trat er auf den Ermatteten zu und schlug ihn, daß er umsank. Ein Arbeiter aus der nahen Glashütte sprang herbei und setzte die Mißhandlung fort. Ein zweiter, ein dritter machten ihre Werkzeuge zu Mordwaffen,

traten den Weherufenden mit Füßen und ließen ihn für todt liegen. Dann zertrümmerten sie die Thüren nach dem Waarenlager, und wuthentbrannt über die List des Juden, der das Werthvollste verborgen hatte, plünderten sie den Rest, zerschlugen Fässer und Geräth, eigneten sich an was brauchbar blieb und verließen, die Polizei in ihrer Mitte, auch diesen zweiten Schauplatz des Verbrechens.

Während kleinere Trupps unter Meister Kugelmann und Christian in andre Judenhäuser, so auch in die abgelegene Wohnung des Chasidäers einbrachen und ähnlich wie in Roggenau verfuhren, erreichte gegen das Ende des Tages das Getümmel um Schloß Hohenried seine Höhe. Hier sammelten sich die kleinen Haufen, welche die Umgegend ausgetrunken hatten, und brachten in Flaschen oder Fäßchen alle Reste gleichsam als Kriegsbedarf heran.

Von den Arbeitern hielten nur wenige in dem Judenschlosse Stand. Die Weiber stoben bei der Annäherung der ersten Trupps kreischend auseinander, und als sie den Grund der Bewegung erfuhren, mischten sie sich unter die empörte Bande, um an Branntwein und Begeisterung theilzunehmen. Die Männer, die während der jüngsten Kämpfe größtentheils zur Partei der Juden gehört hatten, verließen gleichfalls ihre Arbeit,

schüttelten die Fäuste gegen ihre jüdischen Vögte und verwandelten die religiöse Frage in eine erhöhte Lohnforderung. Die rathlosen Aufseher mußten sie gewähren lassen, verschanzten sich mit dem Reste ihres Anhangs, der durch Geld gewonnen wurde oder üblen Ausgang voraussah, so gut es anging, und ließen einiges alte Schießgeräth zusammenraffen, mehr um damit zu drohen, als sich zu vertheidigen. Da die Angreifer viel zu berathen hatten, wie man der Schätze, die das Judenschloß barg, habhaft werden sollte, so gewannen die Vertheidiger einige Zeit.

Baron Isaac brachte die Nachricht von den Unruhen nach Eschenheim, bevor noch die ordnungsliebenden Bürger auf unscheinbarem Wagen und ungewöhnlichem Wege eintrafen. Sofort war es den Männern klar, daß eine große Gefahr drohe, und Erich sandte auf verschiedenen Wegen Reiter nach dem Bahnhofe Riedheim, um durch den Drath Hilfe aus der nächsten Garnisonstadt herbeizurufen.

Sodann berieth Erich mit Isaac, in welcher Weise vor Allem Baron Abraham zu schützen, dann dem bedrohten Hauptpunkte zu helfen wäre. Für den ersten konnte vorläufig, weil alle Wege durch herumschweifenden Pöbel unsicher waren, wenig geschehen. Man schickte einige Flintenmänner unter Anführung eines

Jägers ab, um auf Umwegen nach dem Gartenhause zu gelangen und den Alten zu vertheidigen, so gut es ging. Dieselben erfüllten ihren Auftrag pflichtgetreu und verscheuchten einen Haufen, der bereits den Park umstellt hatte. Gegen Einbruch der Dunkelheit aber wurden sie durch den lärmenden Unfug vor dem Haupthause von Rosenau abgerufen und lange beschäftigt, sodaß das Gartenhaus für eine Zeitlang ohne Schutz blieb.

Vor Hohenried war der Herren persönliche Gegenwart nöthig. Erich trug Anfangs Bedenken, Vater und Mutter ohne andren Schutz als die Dienerschaft und einige ländliche Tagelöhner zurückzulassen; auch Baron Isaac, unerschrocken, wie es dem durchgebildeten Geiste ziemt, bestand darauf, allein zu gehen, obschon der Erfolg seiner Bemühungen zweifelhaft schien. Da aber Jedermann der Ansicht war, daß diese Erhebung lediglich gegen die Juden gerichtet, Schloß Eschenheim also vorläufig nicht bedroht wäre, so folgte Erich zuletzt der Aufforderung seiner Mutter und gab dem Baron Isaac das Geleit. Joseph Sternberger fand sich vom neuen Schlosse her mit der Nachricht ein, daß Rudolph vom Ried nebst Gemahlin sich zu rücksichtsloser Vertheidigung vorbereitet und eine zahlreiche Besatzung bewaffnet hätten. Durch ihn und drei Revolver ver-

stärkt, bestieg man den Wagen, eilte nach Hohenried und stieg in der Nähe ab.

Der Rausch hatte nunmehr den Oberbefehl bei der Belagerung des Judenschlosses, und unter seiner Anführung kannten die von Natur rohen und von Trunk wilden Arbeiter keine Mäßigung mehr. Man verstümmelte Bäume, zündete große Feuer an, und die Art, wie man dabei zu Werke ging, bewies, daß man zu einem größeren Brande Lust hatte.

Es war nun die Aufgabe für Erich und seine Begleiter, mit der mindesten Gefahr, da es unbemerkt nicht möglich schien, in das Schloß zu dringen und dort die Anordnungen zur Bergung der Gelder, der Werthe, Bücher und Urkunden, die zwar unter Leitung des Baron Joseph, doch von unzureichenden, vielleicht unzuverlässigen Händen vorgenommen wurde, zu überwachen. Aber alle Eingänge waren besetzt, und durch eins der Kellerfenster einzudringen, verhinderte die Helle des Tages. Bis zur Dunkelheit aber konnte Verhängnißvolles geschehen, und militairische Hilfe war vor Abend nicht zu erwarten. Für seine Person war Erich entschlossen, gerade auf eine Thür loszugehen und sich mit den Gefahren, auf die er träfe, abzufinden. Baron Isaac lächelte darüber wie über einen tollkühnen Plan, war aber bereit, Erich zu begleiten.

„Und Joseph Sternberger? Sie fürchten sich doch nicht?“

„Fürchten, Herr vom Ried! Sie glauben, ein Jude muß Furcht haben. Er hat auch Furcht, aber nicht für sein Leben, sondern weil er vielleicht ein andres Leben treffen soll.“ Dabei handhabte er verlegen die Waffe, mit der er nichts anzufangen wußte, obschon Erich ihn vor dem Aufbruch unterwiesen. Derselbe spannte sie nun und übergab sie ihm mit der Weisung, sie in die Rocktasche zu tauchen, sie nur auf sein Commandowort „eins“ zu erheben und auf „zwei“ abzudrücken.

„Und nun, meine Herren, gehen wir mit Freimuth und Gelassenheit; denn wir sind hier die Herren, und der roheste Deutsche kann sich der Achtung gegen seine Herren nicht erwehren. Eine ängstliche, nicht herrenhafte Miene, und wir sind verloren. Ich verspreche Ihnen, daß ich mein Schicksal von dem Ihrigen nicht trennen werde.“

So ging Erich auf das hintere Hauptportal zu und richtete kaum einen Seitenblick auf den Trupp, der in der Nähe stand. Er überzeugte sich vielmehr, daß Baron Joseph, der sich den Posten an dem Fenster über diesem Eingange gewählt hatte, die Nahenden

bemerkte, und legte den Finger an die Wange, um Schießen zu befehlen.

In diesem Augenblicke wurden die Aufrührer inne, daß die kühnen Männer nicht zu ihnen gehörten, und mit dem Ruf: „Juden! Juden!“ umringten sie Erich und seine Begleiter.

„Was beliebt euch?“ fragte Erich gelassen, faßte aber seine Waffe in der Tasche fester.

Viele aus der Schaar kannten ihn. „Sie sollten sich schämen, Herr vom Ried, mit den Juden Gemeinschaft zu machen,“ sagte Meister Kugelmann, der eben erst erfahren hatte, daß Gefängnißstrafe nicht lebensgefährlich sei.

„Was kümmert euch was ich thue?“ fragte Erich.

„Wissen Sie denn, was geschehen ist?“ schrien Mehrere durcheinander. „Die Jungfrau Maria ist blutig geschlagen, und der heilige Leib des Herrn von den Juden gesteinigt.“ Zugleich riefen Andre: „Er ist ein Ketzer! Was geht's den an?“

„Die Sache ist schrecklich genug,“ sagte Erich. „Aber was wollt ihr nun?“

„Schlagt die Juden todt!“ brüllte es aus den hintersten Reihen her. Baron Isaac stand stille, fast lächelnd da. Joseph Sternberger war ein wenig blaß,

nahm aber den Revolver fest in die Hand und sah ängstlich auf Erich, ob er etwa „eins“ sagen werde.

„Ich frag' euch was ihr wollt!“ rief Erich lauter als die Menge und flüsterte gleich darauf: „Halten Sie sich bereit zum Sprunge nach dem Portal.“

„Wir wollen Rache!“ rief Einer. „Wir wollen Religion!“ ein Andrer. „Und höheren Lohn wollen wir für unsre Arbeit!“

„So? Ihr wißt also selbst nicht, ob ihr euch für die Mutter Gottes oder für euren Bauch in's Gefängniß liefert? Wenn ihr's für eure Religion thätet, seht ihr, so wollt' ich mich auf eure Seite stellen —“

„Er ist ein Ketzer!“ tönte es wieder.

„Ketzer und Juden! Nieder mit ihnen!“ Und der Haufe drängte heran.

Da war's die höchste Zeit. „Platz da!“ rief Erich, riß die Waffe hervor, feuerte sie in die Luft, und mit kräftigem Elbogen rechts und links stoßend, daß die Trunkenen taumelten, erreichte er die Schwelle des Portals. Die plötzliche Verwirrung half dem alten Baron, hart an Erich zu bleiben, und auch Joseph Sternberger hatte Fassung genug, sich, wiewohl blutend, unter das Portal zu retten.

Schon hörte man drinnen den Riegel rasseln, da erhob ein russiger Gesell den Hammer. Baron Isaac

schoß ihn nieder, auch von dem Fenster über dem Portal her fiel ein Schuß, aber der Schwarm drang wuthbrüllend nach. „Eins!“ rief Erich, schoß selbst; Joseph Sternberger, jetzt kaltblütig, that wie ihm befohlen war, auch Baron Isaac feuerte nochmals. Einer der Anstürmenden sank. Da wich dieses Thor den anstemmenden Schultern, Erich zog Joseph Sternberger, der sprachlos dastand, am Rock nach — das Thor schlug krachend zu, die Stürmer prallten ab, und die Drei waren geborgen.

Sogleich wurden Anordnungen getroffen, die Werthe besser zu verwahren, als es in der ersten Verwirrung bereits geschehen war. Sie wurden aus den feuersicheren Schränken, die einem Brande des ganzen Schlosses nicht getrotzt hätten, in die Gewölbe geschafft, und diese Arbeit nahm die Zeit bis zum Abende in Anspruch. So lange es hell blieb, wagte sich keiner in die Nähe der Thore, weil über jedem ein Flintenlauf sichtbar blieb. Aber mit dem Dunkel wuchs die Gefahr. Schon tauchten hier und dort in der Umgebung des Schlosses Brände auf, und der Wuth des gereizten Pöbels war zuzutrauen, daß er das Schloß in Brand steckte, um die Juden zu verbrennen.

Sehnsüchtig warteten die Umringten auf Hilfe; denn das mit der Mutter verabredete Feuerzeichen, das

die glückliche Beförderung der Depesche andeutete, und das aus einer Dachstube des Judenschlosses zu bemerken war, blieb nicht aus. Aber das Volk draußen argwöhnte offenbar, daß Hilfe in der Nähe sei; denn es beeilte sich, sein Vorhaben auszuführen. Unter dem Schutze der Dämmerung gelang es einer Anzahl der Tollkühnsten, durch eines der Fenster im Erdgeschoß, die man nicht sämmtlich überwachen konnte, einzusteigen, und die auserwählten Arbeiter bewiesen ihre Kunst an einer verschlossenen inneren Thür so geräuschlos, daß die Bande plötzlich mitten im Schlosse stand, bevor man ihr Eindringen bemerkt hatte.

Erichs Stimme und der Knall seines Revolvers berief zwar die Besatzung des Judenschlosses schnell an den bedrohten Punkt, und von den Treppen aus beschossen, wurden die Eindringlinge bald überwältigt und auf ihren Schleichweg zurückgetrieben, einer getödtet, ein andrer schwer verwundet, mehrere im Schlosse zerstreut. Aber eben diese erreichten den Zweck, und einige Minuten später zuckten in verschiedenen Räumen des Schlosses Flammen auf. Da man hier abhelfen mußte, blieben die Thore unbewacht, und schon dröhnten die Axtschläge, als Erichs Ohr den langersehnten Laut erfaßte.

„Gewehr auf! Escadron Trab!“ so klang der

ruhige, scharfe Laut, und eine Schwadron Husaren brach rasselnd in den dichten Schwarm, der nach dem Hauptportal drängte.

„Alle Mann hier!“ rief Erich durch das brennende Schloß, stellte die Flinten und Revolver vorn, riß das Portal auf — „Feuer!“ und auch von dieser Seite angegriffen, gab der Pöbel Raum.

Die Husaren hieben zuerst flach ein. Als sie aber auf grimmigen Widerstand trafen, und einer aus der Schwadron durch einen Hammerwurf vom Rosse sank, da vergaßen sie den Befehl, ritten nieder was im Wege war und ließen ihren Säbeln den Willen.

Die Flammen aber im Schlosse griffen um sich, und ehe ihnen Einhalt geboten wurde, hatten sie die Webstühle ergriffen und sahen aus den Fenstern auf das häßliche Blutbad nieder. —

XIV.

Die Judenschlacht erfüllte das ganze Riedheimer Thal, und hatte man es, so lange der Tag hell war, bei vereinzelten Ausschreitungen, Lärm und Drohungen bewenden lassen, so gab man mit Einbruch der Dunkelheit den Gewaltthaten überall, wie vor dem Judenschlosse, eine weitere Ausdehnung. Die Schreibstube und die Druckerei des Riedheimer Boten wurden gestürmt, die halbfertigen Nummern des Blattes, welches schon den Bericht über erneuerte Unruhen nebst vielen geistreichen Angriffen gegen die Jungfrau Maria und das Kreuz enthielt, in die Winde gestreut, die Formen und Maschinen beschädigt und das Personal der Druckerei für die Theilnahme an der Judenhetze frei gemacht. Die Herren Schreiber, ihr Häuptling an der Spitze, hatten sich bei der ersten Gefahr in Sicherheit gebracht, und Doctor Camillo Judassohn war nach Berlin abgereist, um dort an Baron Jacob persönlichen Bericht

zu erstatten. Der Riedheimer Bote hatte für einige Zeit zu erscheinen aufgehört.

Auch das verführerische Schaufenster des Juweliers wurde dem lüsternen Pöbel, oder vielmehr den Liebchen darunter, zur Beute. Auch andre Kaufläden der Juden wurden geplündert, von den Eigenthümern mancher gemißhandet, nicht wenige hart verwundet. Den Meisten gelang es allerdings, ihr Leben und den werthvollsten Theil ihrer Habe auf der Flucht zu bergen, wobei sie von der Dunkelheit zuletzt eben so wie ihre Feinde bei ihrem Werke begünstigt wurden. Allein es folgten für sie noch Tage des Elends und der Gefahr, bevor alle Straßen durch die Wachsamkeit der Behörden oder durch die Ermüdung des Pöbels gesichert waren.

Dieser war einmüthig in Trunk und Plünderung. Die Besseren aus dem Volke, die sich der Bewegung aus religiösem Eifer angeschlossen hatten, fühlten sich vor dem Treiben der Mehrzahl, die jeden Vorwand zur Gewaltthat willkommen hieß, bald abgestoßen und zogen sich zurück, sodaß der Unfug von seinem ursprünglichen Antriebe, der ihn hätte entschuldigen können, nichts mehr übrig behielt. Vergessen war Gott und seine Mutter, und die beiden Parteien, die noch wenige Tage vorher aus socialen Rücksichten gegen einander erbittert, dann durch religiösen Eifer versöhnt waren, blieben durch

Roheit und Raubsucht enge verbündet. Von Rechtfertigung oder Weihe keine Spur. Die Thierheit war entfesselt, das Element kam zur Geltung und durchbrach die Dämme des Gesetzes und aller menschlichen Vereinbarung.

Der Vicar erkannte zu spät und zu seiner großen Betrübniß, daß er das Volk falsch beurtheilt habe, wenn er gehofft, heiliger Antrieb werde seine That, seinen Kampf heiligen. Viele wußten augenscheinlich kaum, wodurch die Aufregung entstanden war. Sie freuten sich auch dieses Scandals wie jeder Gelegenheit, den jahrelang gesammelten Ingrimm auszulassen. Der alte Mann hatte eine schwere Verantwortung auf sich geladen.

In dieser Stimmung wurde er geneigt, an dem Knaben Moritz, den er auf Wunsch der Behörde in der Pfarrei geborgen hatte, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Dessen Frevel erschien ihm in etwas milderem Lichte dadurch, daß die Heiligthümer dem Volke offenbar nicht so viel werth waren, um ihre Beleidigung mit höherer Buße als nöthig zu belegen. Er gab daher den Bitten des luther'schen Hofmeisters nach, den Knaben, der hinlänglich gezüchtigt war, freizugeben.

„Siehe, mein Knabe,“ sagte der Vicar, als er ihn entließ, „welche Wellen Du mit einem Steinchen er=

regt hast. Es liegt eine entsetzliche Gewalt im Volke und in seinen altehrwürdigen Vorstellungen, und sie ist zur Rache oder Vergeltung immer bereit, wenn wir Gott spotten oder reizen wollen. Gehe hin und bedenke, welch' ein Gott es sei, den Du mit Deinem Steine geworfen, und der Dich durch seinen Priester nach mäßiger Züchtigung freiläßt."

Der Hofmeister führte den mißhandelten Knaben auf Umwegen und mit großer Vorsicht nach dem Gartenhause zurück, wo sie bei vorgerückter Dämmerung ankamen. Daß das Häuschen so friedlich lag, nannte der luther'sche Candidat der Philosophie ein Wunder, ob dasselbe schon aus dem Umstande, daß es keinen Branntwein in der Nähe gab, leicht zu erklären war. Auch hatte Christian, der mit einer Anzahl seiner Verehrer im Park auf der Lauer gelegen, dann durch die Eschenheimer Mannschaften verscheucht war, in dieser Stunde vor dem Haupthause in Rosenau vollauf zu thun, weil dort die Kellervorräthe schwer zu bewältigen waren.

Dennoch war nicht anzunehmen, daß man den Aufenthalt des verhaßten Barons lange ungestört lassen werde, und Abraham saß denn auch bereits in seinem Wägelchen, Koch und Knechte mit Bündeln neben ihm, während die zwei unerschrockenen Weiber, die zum Haus-

halte gehörten, sich zum Schutze des Hauses erboten. Sobald der Baron mit Begleitung abgerückt war, durchsuchten sie die Gemächer und Schränke, rafften in Bündel was ihnen anstand und nahmen sich vor, mit diesem Raube zu entlaufen, sobald ein Angriff auf das Gartenhaus ihnen einen Schein der Rechtfertigung gab.

Den Flüchtigen wurde der Hofmeister, dem die Noth soldatische Eigenschaften verlieh, zum Führer. Er selbst ging einige hundert Schritte weit mit Moritz voran und suchte die verborgensten Pfade auf, die ihm durch seine Spaziergänge bekannt geworden waren. Moritz mußte im Dunkeln die Verbindung zwischen ihm und dem Baron Abraham herstellen, der mit seinem Wägelchen, einem Diener und dem meisten Gepäck den Haupttrupp bildete. In der Nachhut war dem zweiten Diener die Pflicht der Abwehr, dem Koch der Botendienst im Falle der Gefahr zugewiesen worden. Eine alte Flinte, ein halbgefülltes Pulverhorn und etwas Schrot, womit die Diener gelegentlich Spatzen schossen, bildete nebst einem scheidelosen Säbel, den der Hofmeister führte, die einzige Bewaffnung der Flüchtigen.

So rückte man langsam vor, hielt oft hinter den spärlichen Sträuchen, um der Aufmerksamkeit schwärmender Banden zu entgehen, und legte einen mühseligen Marsch von fast zwei Stunden zurück, selten auf

gangbarem Wege, meistens über Oedland und Waldreste, wo der Fahrstuhl des Alten gegen die Stümpfe der Bäume stieß, daß er aufschrie und des herrlichen Waldes gedachte, den er schlagen ließ, und der ihm heute Schutz in der Gefahr hätte gewähren können.

Baron Abraham hatte gehofft, auf dem Judenschlosse Unterkunft zu finden, weil er glaubte, die Banden würden demselben, weil dort die kräftigste Abwehr zu erwarten stand, ferne geblieben sein. Aber schon weit vom Schlosse drang das Getöse herüber und schimmerte das Feuer durch den Nebel. Ein kurzer Streifzug des Hofmeisters und des Kochs genügte, um festzustellen, daß man sich nicht näher heranwagen dürfte. Ob der Feuerschein von einem großen Wacht- oder Freudenfeuer oder von einem Brande im Schloß herrührte, war für das Auge des Hofmeisters nicht zu entscheiden.

Man setzte seinen Weg fort, und die schärferen Ohren, die um Abraham lauschten, vernahmen bald darauf das Getümmel der einhauenden Schwadron und der überraschten Mordbrenner. Vermochte sie das für den Augenblick zu ermuthigen, so erwuchs doch gerade aus diesem tröstlichen Umstande eine neue Gefahr; denn versprengte Banden, von wüthenden Reitern verfolgt, breiteten sich nach allen Seiten aus, und ihr wildes

Geschrei wurde oft in geringer Entfernung hörbar. Indessen getrauten sich die Flüchtlinge nun wenigstens auf gangbarer Straße zu bleiben und sich dadurch schneller fortzuhelfen.

Plötzlich aber kamen ihnen in wüstem Gespräch zwei Männer entgegen, die mit Gepäck, wahrscheinlich Raubgut, belastet waren. „Nun? Wer sind die?" sagte der Eine rauh, und Beide blieben stehen. Da sie aber den Flintenhahn knacken hörten, ließen sie den Zug, der sich schnell gesammelt hatte, vorüber.

„Wenn das nicht der ewige Jude ist, will ich hängen," sagte derselbe, der vorher gesprochen, und der Andre antwortete etwas, wie: „Ich wußt es gleich, mit dem Stuhlwagen kann's kein Andrer sein." Sie blieben stehen und schienen unschlüssig, ob sie folgen sollten. Jedenfalls stand zu befürchten, daß sie nachkommen würden, sobald sie Verstärkung fänden. Es galt daher, die Eile zu verdoppeln und sich bald wieder von der Fahrstraße abzuwenden. Man setzte den Marsch auf's Gerathewohl fort und nahm endlich eine Gruppe von Gebäuden zum Ziel, die der Hofmeister, weit voreilend, erkundschaftet.

Niemand von den Flüchtigen wußte, wo sie sich befanden, keiner von ihnen war in der Umgegend so weit vorgedrungen. Baron Abraham bebte in seinem

Pelze vor Frost und Furcht und wußte kaum was vorging.

„In irgend ein Haus!“ schrie er. „Tausend Gulden dem, der mich sicher zu Bette bringt!“

Als man sich dem Gebäude näherte, ging der Hofmeister abermals voran und trat in einen dunklen Gang.

„Wer da?“ rief's ihm entgegen.

„Gut Freund! Kein Räuber!“ gab er zurück und schritt bis zu einer niedrigen Thür vor, über welcher ein Flintenlauf lag. Er erklärte dem Posten schnell die Sachlage und bat ihn zu öffnen. Der Posten rief hinter sich Einem zu, er möchte im Hause ansagen, der alte Baron wäre da, und antwortete dann dem Hofmeister, er müsse erst Erlaubniß zum Oeffnen einholen.

Der Hofmeister hielt diese für selbstverständlich und ging den Flüchtlingen entgegen, um die Rettung zu verkündigen. Es war hohe Zeit, denn rohe Stimmen und Stampfen von Füßen verkündigten, daß etwa ein Dutzend der Mordbrenner in vollem Laufe hinter ihnen her sein mochte, und in der That wurden sie sichtbar, als der Baron in den engen Gang einfuhr.

„Er ist's! Wahrhaftig er ist's!“ klang es selbst in Abrahams hartes Ohr.

„Der soll wenigstens nicht lebend davonkommen!“ schrie ein Andrer, und brüllend stürzte der Schwarm in die Gasse.

Aber hinter Abraham und seinen Begleitern hatte sich die Pforte bereits geschlossen. „Zurück!“ donnerte der verdoppelte Posten, und ein Paar Flintenläufe gaben dem Worte Nachdruck.

Die Stürmenden wichen, beriethen aber, wie sie die Gebäude umschleichen und in den Hof eindringen könnten. Denn an einer Stelle besiegt, hoffte der Pöbel an einer andern seine Wuth desto besser zu kühlen.

Unterdessen gelangte Abraham und sein Trupp zur Hofthür des Hauptgebäudes. Die beiden Flügel wurden aufgethan, und das Wägelchen rasselte auf den steingepflasterten Flur.

Der Alte drehte den Kopf. „Wo sind wir?“ fragte er.

„In Eschenheim,“ war die Antwort, und eben trat die Hausfrau ihm zum Empfange entgegen.

Der Baron kniff die Augen. Er hatte die Hausfrau von Eschenheim lange nicht gesehen, und hätte er nicht eben erfahren, wo er wäre, er hätte sie nicht erkannt. Ungeachtet seiner Bestürzung war er doch schlau

genug, sich unwissend anzustellen, um so am besten über die erste Verlegenheit hinaus zu kommen.

„Wir sind verfolgt," keuchte er.

„Sie sind in Sicherheit," antwortete Frau Hedwig in dem Tone, mit dem man Fremde empfängt. „Das Haus wird vertheidigt, und wir haben bald Hilfe zu erwarten. Sie können sich getrost der Ruhe überlassen, wenn Sie deren bedürfen."

„Danke — danke!" sagte Baron Abraham. Er erstickte fast an dem Wort. Frau Hedwig gab der Dienerschaft Befehl, den Baron in ein Fremdenzimmer hinaufzuschaffen, und schnell war der Alte auf das Lager gebettet, wo der Edle Bernhard vom Ried entschlafen war. Der Knabe Moritz, der vor Schmerz und Kälte winselte, erfuhr erst jetzt Theilnahme für seine Beulen und Schrammen. Frau Hedwig selbst wusch ihm das Blut aus den Haaren und sagte dabei: „Möge Ihnen das eine Lehre sein, die Heiligthümer Ihrer Mitmenschen nicht mehr anzutasten, wo Sie solche auch finden mögen."

Die Sorgfalt, mit der Frau Hedwig zu Werke ging, that dem Knaben wohl. Er gelangte zum Weinen. Da er in allen Gliedern Schmerz empfand, so ließ ihn die Hausfrau von dem ersten Wirthschaftsbeamten, der sich ein wenig auf menschliche Knochen ver-

stand, in Gemeinschaft mit dem Hofmeister untersuchen, als sich aber nichts Gefährliches zeigte, mit Speise und heißem Getränk erquicken und zu Bette bringen.

Die Dienerschaft des Barons wurde zur Vertheidigung des Gutes herangezogen; denn allerdings waren jetzt mehr Kräfte nöthig als vorhanden. Die Angreifer hatten nämlich, auf die Schultern eines riesigen Menschen steigend, ein Dach an der Feldseite erklommen und waren unbemerkt an der Hofseite herabgeglitten. Es waren drei Wagehälse, welche in der Dunkelheit den Posten an der kleinen Pforte überrumpelten und die Gasse dem Schwarme öffneten. Dieser warf sich mit lautem Siegesgebrüll auf die Hofthür, die man kaum zu schließen Zeit hatte. Die Männer im Hause verloren für den Augenblick den Kopf, und Frau Hedwig nebst einem jungen Mädchen, das dem Hauswesen vorstand, mußte die Leitung übernehmen, bis jene sich gesammelt hatten. Sie mußte sich freilich begnügen, jedermann auf seinen Posten zu schicken und zur Geduld zu mahnen. Für den Fall, daß es den Stürmenden gelingen sollte, irgendwo durch die festen Thüren und Fensterläden zu brechen, wies sie die Mannschaften an, sich da zu sammeln, woher sie den Ruf „Hier!“ vernehmen würden. Sie selbst eilte bald hierhin, bald dorthin, wo sich die Arbeit der Aexte und Brechstangen vernehmen ließ.

Am hartnäckigsten machten die Angreifer sich am Hofthore zu schaffen, und es war nicht zu erwarten, daß dieses ihren wuchtigen Schlägen lange widerstehen sollte. Das Wuthgeheul der Berauschten hätte jede andre Frau außer Fassung gebracht; denn das Haus war von Wölfen umringt, die keine Schonung kannten, wenn es ihnen gelang, durchzubrechen. Die Edelfrau von Eschenheim aber verlor die Fassung nicht für einen Augenblick. Mit Sicherheit, selbst einer Art von Heiterkeit, traf sie ihre Anordnungen und zauberte selbst auf die Gesichter ihrer halbverzweifelten Flintenmänner, welche der Oberst in Ordnung hielt, einige Zuversicht.

Sie kannte ihre Pflicht. Ihr trautes Eschenheim, das Eschenheim ihres Sohnes, hatte sie zu halten, hatte es an seiner Statt wie ein ächter Edelmann gegen jede Gewalt bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Und was beinahe noch mehr war: Sie barg unter dem Dache einen Feind, den Todfeind ihres Sohnes, den Vernichter des Riedheimer Thales und so vieler Seelen, ihn, der auch dieser unseligen Zerrüttungen geistiger Anstifter schien. Dieser war, wennschon nicht nach seinem ehrlichen Willen, unter ihren Schutz gestellt worden; also hatte sie ihn vor einer rohen Vergeltung zu bewahren und für eine bessere Sühne, sei es Versöhnung, sei es Ge-

richt, vielleicht für das Gericht Gottes, zu erhalten. Diese Pflicht verstärkte ihre Standhaftigkeit.

Draußen heulte der Pöbel, dröhnten die Axtschläge. Da begann das Thor zu weichen. Ein gewaltiger Rücken stemmte sich von außen dagegen, und die Riegel krachten. Dabei lallte eine trunkene Stimme: „Aufgemacht! Wir wollen den Alten haben, sonst nichts! Aufgemacht!“

Frau Hedwig kannte die Stimme, es war die des alten Christian, und sofort war ihr Entschluß gefaßt. Das Thor konnte keine Minute mehr Widerstand leisten. Sie befahl zu öffnen und überhörte die ängstlichen Vorstellungen des Obersten. In dem Augenblicke, als die Thür aufflog, und eine Anzahl rußiger Bursche in den Flur prallte, entriß sie einem Diener die Büchse und stand vor den blinkenden Aexten.

„Zurück!“ rief sie. „Der Erste, der näher tritt, ist des Todes!“

Die Hoheit der Frau und die Ueberraschung, so empfangen zu werden, verfehlte ihre Wirkung selbst auf diese Halbmenschen nicht. Sie traten zurück, und Christian, in welchem jetzt die alte Anhänglichkeit den Rausch und den Wahnsinn überwand, vermochte sich vorzudrängen.

„Gnädige Frau,“ schrie er ziemlich ernüchtert.

„Wir wollen Ihnen nichts zu Leide thun — nichts, mein' Seel! Aber der alte Schurke ist hier — und wir wollen ihm seinen Lohn geben. Denn Sie wissen, wie er uns Alle hat unglücklich gemacht, und mich und mein Kind — und des Unglücks wird kein Ende sein, so lang' er lebt. Darum wollen wir ihn haben und ihn ins Feuer werfen."

„Heraus mit ihm! Heraus mit dem Schurken Abraham!" heulte der Troß, und die Vordersten, von ihren Hintermännern gedrängt, prallten wieder vor. Frau Hedwig hob das Gewehr und stand im Anschlage. Da wurden die Vorderen alsbald wieder stärker als ihre Hintermänner.

„Christian, dieser Schuß ist für Dich, wenn Du noch ein Wort sagst! Du hast es gut gehabt in dem Hause, in das Du einbrichst, Du solltest mir helfen."

„Ich thu's, gnädige Frau," rief Christian und stemmte sich mit Rücken und Arme gegen seine Gesellen, die draußen bereits Brände zündeten. „Ich thu's; aber den Alten wollen wir haben, und wenn das Haus drüber brennt!"

Während Christian so redete, trat ein Stalljunge, den man auf einer Bodenkammer zur Beobachtung aufgestellt hatte, athemlos ein und flüsterte ein Wort herum. Im Nu schlossen sich die Männer zusammen,

warfen sich unversehens vor die Hausfrau und schoben die Einbrecher mit mächtigem Andrang hinaus. Aus dem Hofe aber scholl es angstvoll: „Sie sind da! Die Husaren! Die Husaren!“

Der Schwarm stob auseinander; aber hart vor dem Thore bäumte sich ein Pferd und stampfte auf die Köpfe des Pöbels wie auf Pflastersteine nieder. Ueber einen Knäuel von Leibern trat das schnaubende Roß, und durch das Thor, einen Säbel in der Faust, brach Erich, der Vertheidiger seines Hauses.

Sein erster Blick fiel auf die Mutter, die noch mit dem Gewehr in den Händen dastand und mit einer Miene, in der Entsetzen und Entzücken mit einander stritten, nach dem herrlichen Sohne hinübersah. Der sprang vom Roß, und warf sich, die Hand entwaffnet, an die Brust seiner Mutter. Erst jetzt versagte der Frau die Kraft. Sie ruhte lange besinnungslos in den Armen des starken Sohnes.

Dieser hatte, sobald vor Hohenried die Hauptarbeit gethan, und die Löschanstalten möglichst vollständig getroffen waren, von dem Rittmeister Mannschaften zum Schutze von Eschenheim erbeten, und dieselben, indem er das Pferd des verwundeten Husaren bestieg, selbst durch das Dunkel geleitet. Den Husaren gelang es, freilich erst nach blutigem Widerstande, den Hof zu

säubern und einige von den Stürmenden, namentlich Christian und die mit Feuerbränden betroffen wurden, festzuschließen.

Als der Offizier, der mit Erich die Mannschaften geführt, in den Saal trat und der Herrin des Hauses meldete, daß die Gefahr vorüber sei, dankte sie ihm, bereits wieder die stolze Schloßfrau von Eschenheim, mit herzlichem Händedruck und bat ihn, sich und seinen Mannschaften Rast und Erquickung zu gönnen.

Jener aber, um den sich draußen die Brände zündeten, das Blut floß, und werthvolles Leben in Gefahr schwebte, er zitterte oben in seinen Kissen, und erst als der Hofmeister eintrat und Meldung brachte, stöhnte er erleichtert: „Noch einmal heil abgekommen.“ —

XV.

Baron Abraham mußte einige Tage auf Eschen-
heim verweilen. Angst und Anstrengung hatten an seinem
morschen Körper heftig gerüttelt und dem Arzte zu
schaffen gemacht. Doch seine Katzennatur blieb unüber-
windlich. Der Volksmund behielt recht, der ihn als
den ewigen Juden bezeichnete, der nicht sterben kann,
weil Gott ihn für sein Weltgericht aufbewahren will.
Dieser Abraham war durch die Wanderungen und Ent-
behrungen seiner Jugend, durch die Verbrechen seines
Mannesalters, die Selbstsucht seiner Greisenzeit so ab-
gehärtet und durch die Empfindungslosigkeit seines letzten
Jahrzehntes so versteint, daß ein Unwetter mehr viel-
leicht seinen Rissen einen hinzufügen konnte, ihn zu
vernichten aber ohnmächtig war.

So lange der kränkliche Zustand des Alten dauerte,
fragte er nicht viel danach, unter wessen Dache er sich
geborgen habe. Sobald er sich aber zu erholen begann,

ward dieser Aufenthalt ihm zur Pein. Nicht daß ein Rest von Gewissen ihm geboten hätte, die Milde derer zu meiden, deren Verderben fast die einzige Aufgabe seines Lebens gewesen war, sondern er argwöhnte, seine Feinde möchten an ihm, da sie ihn in ihrer Gewalt hätten, Vergeltung üben. Dieser Gedanke verscheuchte ihm den Schlaf, und seine beiden Bulldoggen mußten Tag und Nacht an seinem Lager lauern, um die Dolche und Giftflaschen, die er im Fieber sah, von ihm abzuwehren. Erich und seine Mutter gelangten zur Kenntniß dieses Argwohns und setzten ihre Fürsorge fort, ohne Abrahams Namen jemals auszusprechen.

Kaum war die alte Schlange warm geworden, als sie zu stechen begehrte. Wären ihr nicht die Giftzähne ausgerissen oder ausgefallen gewesen, sie hätte Unheil angerichtet. So aber mußte sie sich begnügen, den äußersten Abscheu gegen ihren Aufenthalt kundzugeben und ihn, selbst wider den Rath des Arztes, zu verlassen. Und so stark war sein Widerwille, daß er selbst die Bedenken überwand, in das halbzertrümmerte, kaum nothdürftig ausgebesserte Gartenhaus zurückzukehren und der Gefahr zu trotzen, die ihm von einer kaum zur Ruhe gezwungenen Bevölkerung drohte. Ohne Gruß und Dank für seine Retter und Wirthe ließ er sich in seinen Fahrstuhl tragen, und als die Dienerschaft von

Eschenheim die Handvoll Gold, mit der er sie belohnen wollte, zurückschickte, stieß er nur einen hebräischen Fluch hervor und warf das Gold *seinen* Dienern vor, die es begierig aufrafften.

Frau Hedwig war von ihrem Fenster aus Zeuge dieses widerwärtigen Auftrittes, wandte sich und sagte zu Erich: „Wer bewahrt heutzutage sein Haus unentweiht!“

Baron Abraham brachte einige Tage in einer verborgenen Dachstube des Wohnhauses in Rosenau zu, das übrigens fast eben so unbewohnbar geworden war, wie das Gartenhaus. Dieses ließ er unterdessen für schweres Geld in eine kleine Burg verwandeln, spickte es mit Flinten und erlangte von seinem Sohne, der ihm die Rückkehr nach Berlin widerrathen hatte, wenigstens eine starke Leibwache, die aus zuverlässigen Leuten unter Aufsicht eines Polizeidieners bestand und mehrmals am Tage aufzog. Erst als alle Fenster mit Gittern versehen, alle Thüren mit Stangen verwahrt waren, gab er der Mittheilung Gehör, daß die Unruhen unterdrückt, die Ordnung im Thale wiederhergestellt wäre.

„Er baut sich auf seine alten Tage selbst sein Zuchthaus,“ sagte der eine Schlosser.

„Wär' nur der Koch nicht," sagte der andre, „Wasser und Brot wollt' ich ihm selber bringen."

„Nein, er sollt' mir Silber beißen und geschmolzenes Gold trinken," kreischte ein dritter, der bei der Judenhetze verhaftet, und obwohl schuldig, mit einigen Andren vorläufig auf freien Fuß gesetzt war. Denn überall gab es dringende Arbeit, doch Arbeiter wenige. —

Die Folgen der Judenschlacht, die in dem Zeitalter der Emancipation Aufsehen machte und die Männer der Freiheit zur Entrüstung, die Männer des Gedankens zur Erwägung rief, waren betrübend, die Verluste beträchtlich. Menschenleben waren wiederum mehrere geopfert, andre schwebten in Gefahr. Eine große Zahl von Arbeitern war durch Wunden oder Gefängniß dem Unterhalt ihrer Familien entzogen. Auch Weiber hatten sich trunken unter die Mordbrenner gemischt und theilten deren Loos.

Der Verlust an geraubtem, vergeudetem und zerstörtem Gut war beträchtlich. Die verhaßtesten Fabriken waren so zerrüttet, daß man ihren Betrieb, der ohnehin durch die Verträge mit Erich in Frage gestellt war, sofort einstellte. Selbst die Schutzanlagen gegen die Gebirgswasser, die gerade in dieser Zeit des Thauwetters von erhöhter Wichtigkeit waren, fanden sich an einigen Stellen beschädigt. Vielleicht hatte man, ohne

im Rausch die eigne Gefahr zu bedenken, oder vielleicht hatten Anhänger des todten Ferdinand Kaschauer, ohne Besitz, ohne Heimat, Weib und Kind, dem Wasser überlassen wollen was man durch Feuer nicht vermocht, waren aber bei dem Werke der Zerstörung noch rechtzeitig unterbrochen worden.

Die Ausbesserung dieses Schadens war vor Allem dringend. Denn die Gebirgswasser brausten bereits mächtig herab, und gewann beim Kampfe des Frühlings mit dem Winter jener zu schnell den Sieg, so war das Schlimmste zu befürchten. Leider waren auch hier die Arbeitskräfte spärlich, und man ging nicht mit der erforderlichen Thatkraft zu Werke.

Uebrigens war der Zweck, den die aufgeregte Menge verfolgt hatte, keineswegs erreicht. Sobald die Ruhe durch die öffentliche Gewalt hergestellt war, schlichen die Fremden, die man von den Heiligthümern und aus Handel und Wandel hatte vertreiben wollen, vorsichtig heran, drehten die Köpfe, erforschten den Schaden, lächelten bei dem Gedanken, wie bald sie ihn aus den Taschen Andrer ersetzen würden, holten ihre Bündel nach und nisteten sich unter den Trümmern ihres Haushalts ein. Schnell erschienen die Schilder mit alttestamentlichen Namen, oder wo man dieselben zertrümmert hatte, erglänzten sie neu und in prahlerischer Verherr=

lichung über den Thüren, und auf den Schwellen standen sie, die vor Kurzem, Schreck im Antlitz, geflohen waren, mit freundlichen Gesichtern; denn vermehrtes Bedürfniß schuf vermehrte Nachfrage, und augenblickliche Theuerung erhöhte die Preise.

Die Fenster des Juweliers wurden mit einer einzigen Spiegelscheibe ausgefüllt, und der schwarze Kopf dahinter grinste höhnischer denn jemals, als die großen goldenen Dinge und die falschen Steine dahinter prangten, als hätte der Händler einen großen Gewinn statt Verlust gehabt. Die Wucherer und Rückkäufer warfen sich wie vordem an die erweiterten Wunden der Arbeiter, die vor einigen Tagen den verwüstenden Hammer geschwungen hatten, und sogen gieriger. Der Hausirer, dem der Kram in tausend Fetzen zerrissen war, ging wie neugeboren von Dorf zu Dorf und führte nun auch breite seidene Schärpen, und das Haupt des lustigen Hauses ordnete ein Ballfest in einem neuen Spiegelsaale. Alles was rund war rollte wieder den hebräischen Truhen zu, und wo saure Arbeit einen Gulden erwarb, hackten fünf Judenfinger danach und brachten ihn durch Luxus und Laster an sich, oder merkten sich seinen Versteck, um ihn über kurz oder lang durch Waarenfälschung, Schwindel und Wucher hervorzulocken.

Die zähe Lebenskraft des schwarzen Stammes, die ihre Hauptquellen in dessen Feigheit und Fuchslist hat, bewies sich auch in diesem Falle; denn auf etwa dreißig Opfer unter den Verfolgern kam, von etlichen Verwundeten abgesehen, ein einziges unter den Verfolgten. Wäre der blonde Stamm der verfolgte, sei es auch ebenso in der Minderzahl gewesen, das Ergebniß hätte sich anders gestaltet. Mehr als ein Hausvater hätte Haus und Habe mit der Axt oder dem Gewehr vertheidigt, anstatt sich von seinen Nachbarn der Flucht und Feigheit bezichtigen zu lassen. Er hätte sich mit so dummer Tapferkeit benommen, daß der intelligente Hebräer darüber gelacht hätte: „Gerechter Gott! Warum soll ich mir machen die Unannehmlichkeit, wenn ich's kann besser haben?"

Zwar um die Sicherheit war es im Riedheimer Thal noch für lange Zeit übel bestellt. Wochen lang wallfahrteten die Schaaren der Gläubigen und Wahngläubigen zu der blutenden Gottesmutter, und hätte nicht die bewaffnete Macht, in allen Ortschaften gelagert, Ordnung aufrecht gehalten, so hätte es an Gelegenheit, die Unruhen zu erneuern, nicht gefehlt.

Von dauernder, zum Theil wohlthätiger Wirkung war die Judenverfolgung nur an drei Stellen.

Durch den Tod des Jonas Gurwitz, des einzigen

Opfers aufseiten der Verfolgten, war der kleine Kaufladen hinter den Nußbäumen ohne Besitzer, und Joseph Sternberger beschloß auf Erichs Bitten, sich wieder um den Ankauf zu bewerben. Zwar schauderte er vor der Blutlache, die sich dort mit den Pfützen des Branntweins vereinigte. Allein er dachte an seinen Dob. Ihn zurückkehren zu lassen, von diesem Gedanken war er weit entfernt. Er verhehlte sich nicht, daß Dob seine Straflosigkeit lediglich den Verhältnissen verdankte, die ihn zu seinen Verbrechen ermuthigt. Vor Allem war es die Scheu des Hauses Eschenheim, auch wohl des Hauses Kaschauer, vor der Oeffentlichkeit, die durch gerichtliche Untersuchung zur Theilnahme gelockt worden wäre. Es war dem wackeren Alten ein geringer Trost, daß sein Dob auf diese Weise einer schweren Strafe entzogen wurde; denn redlich wie er war, wollte er auch das Unrecht seines Sohnes gesühnt wissen, da es nicht gut zu machen war. Er war entschlossen, ihn nur als einen besseren Menschen wiederzusehen, der das Böse in sich überwunden und dadurch den eigentlichen Zweck einer Strafe erfüllt hätte. Da er nun um seiner Freunde willen den Sohn nicht an die Gerechtigkeit ausliefern durfte, so beschloß er, demselben und seinem eignen Gewissen einen Ersatz für diese Gerechtigkeit zu verschaffen. Er schickte ihn nach Melbourne an einen

Freund, dessen armes, karges Haus einen Gast beinahe nur wie einen Sträfling halten konnte und nach des Vaters Willen ihn auch bei verbesserter Lage so hielt. Er setzte einen Zeitraum von fünf Jahren für die Besserung seines Sohnes fest. Wenn er diesen ohne einen Tadel überwunden, so sollte er im Vaterhause willkommen sein; wo nicht, so sollte seine Rückkehr sich um weitere fünf Jahre verzögern. Kam er endlich, hoffentlich gebessert, zu den Nußbäumen zurück, so hatte er vielleicht noch ein langes Leben vor sich, und seine Seele konnte nur da gerettet werden, wo ein sicherer, von der Welt möglichst entfernter, den Freunden möglichst naher Wirkungskreis ihn empfing.

In dieser Erwartung stand Joseph Sternberger der jungen Wittwe des Erschlagenen, die von ihren Verwandten wegen der gefahrvollen Zeit im Stiche gelassen war, nach Kräften bei, Waarenlager und Haushalt zu ordnen. Die Schenke schloß er, nahm sich aber mit seiner Frau des andren Geschäftes an, das nicht wesentlich gelitten hatte. Dann erwarb er ohne Schwierigkeit sein früheres Eigenthum von der Wittwe zurück, die zu ihren Eltern zurückzukehren begehrte, ordnete die Häuslichkeit ähnlich wie seine frühere, nahm an einem Freitage Besitz, heftete, als drei Sterne aufgestiegen waren, bei seinem Eintritt die Mesusah auf ihre un=

verwischte Spur und zündete die alte Sabbathlampe, in deren Flammen auch Thora geblickt hatte. Von seinem Kinde Channa sprach er nicht, und als Täubele über die Einsamkeit weinte, sagte er: „Sie wird kommen, wenn sie ihr jüdisch Herz wieder hat.“ —

Eine zweite, für das öffentliche Leben wichtige Veränderung ging mit dem Riedheimer Boten vor. Herr Kälbermann hatte seine Stäbe so weit gesammelt und seine Maschinen so weit geordnet, daß man mit dem Druck wieder hätte beginnen können. Obwohl nun der damalige Corrector, früher Apothekerlehrling, also ein gebildeter Mann, eine Zeitung von dem täglich erneuerten Werthe des Riedheimer Boten mit Hilfe eines intelligenten Druckerjungen füglich hätte selbst zuschneiden und zusammenkleben können, so trug doch der frühere Redacteur und Journalist, Herr Traugott Kälbermann, Bedenken, ein ebenso einflußreiches wie beeinflußtes Blatt unstudirten Händen anzuvertrauen, und wandte sich an Baron Isaac um eine schriftstellerische Kraft. Sobald dieser in Erfahrung gebracht, daß Herr Doctor Judassohn nicht die Absicht habe, seine Thätigkeit an eine so mittelalterlich-hierarchisch-feudale Gegend wie das Riedheimer Thal zu verschwenden, so bat er den Schulmeister von Roggenau, einen intelligenten jungen Präparanden, die Redaction

so lange zu übernehmen, bis er einen Schriftsteller von Fach gefunden haben werde. Da man es aber im Drange wichtiger Geschäfte verabsäumte, eine hervorragende Kraft zu suchen, und später die Nothwendigkeit, auch hier ordnend einzutreten, dringend wurde, so machte man aus der Nebenstellung des jungen Schulmannes, der sich für das Zeitungsfach als sehr befähigt erwies, seine Hauptstellung, und berief einen tüchtigen Schulmeister nach Roggenau, der sich fortan, zu etwelcher Vermehrung seiner Einkünfte, unter dem Strich zu schaffen machte. Zwar schrumpfte unter dieser Leitung der Riedheimer Bote von einem Blatte ersten Ranges, als welches es sich nur unter intelligenten Scheeren behaupten konnte, zu einem gewöhnlichen Boten zusammen, und dem Riedheimer Thale ging ein Bildungsmittel ersten Ranges, oder vielleicht das einzige, eine freie Presse, mit der goldenen Brille des Doctor Judassohn verloren. Allein die seit jenem Tage verflossene Zeit ist noch zu kurz, um den Nachtheil, welcher der Entwickelung deutschen Geistes durch jene Einbuße verloren ging, schon heute zu ermessen, und es ist daher vorläufig noch für kein offenbares Unheil anzusehen, wenn Fräulein Pickenbach, die Tochter des Einnehmers, ihre seit langer Zeit druckfertige und mit Sehnsucht erwartete Novelle „Das Bergprinzeßchen“ endlich zum Abdruck brachte. —

Auf einem andren Gebiete waren die wohlthätigen Folgen der ungesetzlichen Erhebung so mächtig und nachhaltig, wie sie es durch gesetzliche Umbildung vielleicht nie geworden wären, nämlich auf dem Gebiete der Religion in ihrer mosaischen Erscheinung.

Die chasidäische Gemeinde war zersprengt. Mordche Gurwitz, schwer mißhandelt, hatte sich zu einem seiner Anhänger in ein entferntes Dorf geflüchtet, und bezeugte, als er wiederhergestellt war, keine Lust, seine religiösen Tabaks- und Branntweinsorgien in Riedheim fortzusetzen. Er wußte, daß nach dem Falle Abrahams auch die Tage seiner Gemeinde gezählt seien und beschloß, mit seiner ganzen Familie in das gelobte Rußland überzusiedeln, wo seine Secte noch nach Tausenden zählt. Mit dem Haupte schwanden die Glieder der Gemeinde. Sein Haus mit dem Betsaal war verwüstet. Seine Anhänger, insoweit sie nach Riedheim zurückkehrten, hüteten sich, ohne Führer zu einer Gemeinde zusammenzutreten, oder sich auch nur zu der verjagten Secte zu bekennen, und als man Anstalten zu einer würdigen Vertretung der jüdischen Religion traf, gaben sie sich denselben eben so willenlos hin, wie früher den ungeheuerlichen Lästerungen des Mordche Gurwitz.

Die Einrichtung eines ächten und rechten jüdischen

Gottesdienstes war eine der Hauptsorgen des Baron Isaac, und Erich vom Ried beeiferte sich, sobald ihm jene Sorge kund ward, sie auch zu der seinigen zu machen. Obwohl in einer Zeit, da man die Fratze des Judenthums verfolgte, für die Versöhnung auch mit dem ächten Judenthum wenig Aussicht war, Baron Isaac also auf Schwierigkeiten bei den Behörden, zumal denen von Riedheim, stieß, so trat Erich doch mit vollem Eifer für dessen Bestrebungen ein, und es gelang ihm, die Stadt Riedheim zur Abtretung des Bodens für eine demnächst zu bauende Synagoge, sowie für ein Schochet*) und einen Begräbnißplatz zu bewegen. Die Gemeinde wurde sofort unter den Oberlandesrabbiner gestellt und die Mittel zu ihrer Ausstattung durch Beiträge, die reichlich flossen, aufgebracht. Sie vereinigte sich bis zur Vollendung der Synagoge in dem Saale eines Hauses, welches Eigenthum der Herren vom Ried war, und als man die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie Bestand haben werde, zog man, zu großer Zufriedenheit des Fräulein Anna Wodianer, Emanuel Oswald als Rabbiner herbei, welcher glücklich war, fortan in der Nähe verständnißvoller Freunde zu wirken. Vor seiner Abreise überreichte ihm Erichs

---

*) Schlachthaus.

Braut in dessen Auftrage eine Sepher-Thora, um welche sich forthin die Andacht der jüdischen Gemeinde sammelte. Diese stellte sich, gemäß dem Willen ihrer Stifter und den Ansichten ihres Rabbiners, die Aufgabe, alle unreinen Geister und Hände, die sich anfangs allerdings zu ihr fanden, entweder zu säubern oder auszusondern, und ihrem Einflusse war es zuzuschreiben, wenn die Zahl derer, die auch in Riedheim Thorheit und Laster ihrer Mitmenschen zu Erwerbsquellen machten, zum Theil durch Auswanderung, zum größeren Theile aber auf erfreulichere Weise zusammenschmolz.

Es waren nämlich die Bemühungen des Baron Isaac und seiner Freunde, ihre jüdischen Glaubensgenossen für die eigentliche Arbeit zu gewinnen, nicht ohne Erfolg. Je mehr das müßige Lauern auf Gewinn, das bloße Abwarten und Ausnutzen günstiger Umstände, welche durch die Arbeit Anderer herbeigeführt werden, der Geringschätzung verfiel, je mehr ein weiser, maßvoller Lebensgenuß, wie Emanuel Oswald ihn an Stelle der gottseligen Lustigkeit des Chasidäers lehrte, auch das Genügen an mäßigem, redlichem Gewinne zuließ, desto häufiger wandten sich die jungen Juden einer Arbeit zu, die nicht blos einen unruhigen Kopf zum Speculiren, rüstige Beine zum Laufen und eine geschwätzige Zunge zum Uebervortheilen erforderte,

sondern tüchtige, geschickte Arme für den Schmiedehammer, das Winkelmaß und die Maurerkelle, und vor Allem jene rein sittliche Kraft der Ausdauer beim Werke, welche durch Gier und Eifer im Geschäft nicht anzuerziehen ist. Die Mühwaltung Erichs und des Barons erstrebte auch, den Widerwillen der Handwerksmeister gegen schwarzhaarige Lehrlinge durch ihre Fürsprache und Unterstützung, besonders aber dadurch zu überwinden, daß sie ihnen fähige Knaben zuwiesen, in denen auch der Ehrgeiz geweckt war, und die des Meisters Mühe durch schnellentwickelte Fertigkeit belohnten. Auch im Feldbau und der Waldwirthschaft, denen die Herrschaft Hohenried allmählich zurückgegeben werden sollte, wurden einige erfolgreiche Versuche gemacht, wiewohl auf diesem Gebicte die wenigsten.

Aber diese Erfolge gehörten einer weit späteren Zeit an, nachdem die blutigen Spuren der Judenschlacht, und gewaltigere, die der rächende Gott selber hinterließ, durch die Arbeit und Liebe eines strengbelehrten nachwachsenden Geschlechtes vertilgt und mit blumigem Rasen bedeckt waren. Unmittelbar aber nach jenen gewaltsamen Ereignissen ließ dringende Arbeit kaum eine lichte Stunde zu hoffnungsvollen Plänen.

Erich hatte viel Schutt fortzuräumen. Zwar suchten sich der Edle Rudolf, sein Sohn Achill und sein

Enkel Wolfgang, welche auf die Nachricht von den Unruhen und dem Brande des Stammschlosses herbeigeeilt waren, auf der Brandstätte als Herren zu benehmen, und Erich wich ihnen; doch wurde er bald von den Herren selbst um Beistand angegangen, weil ihnen bei Ueberwachung der Arbeit die Zeit lang geworden, die Lust völlig vergangen, der Mißgriffe aber eine verwirrende Anzahl gewesen war.

Der mächtige, durch manchen Sturm erprobte Bau hatte zwar den Flammen Widerstand geleistet und den Beistand der Umgegend noch schnell genug erhalten. Auch die feuerfesten Gewölbe mit den Werthen, die sie bargen, waren unversehrt geblieben, im übrigen aber waren Kellerräume und Erdgeschoß mit allen Webstühlen und sonstigem Fabrikwesen ausgebrannt. An dieser Stelle war der empfindlichste Schaden entstanden; aber da diese Gewerbanlage sowohl im Thale wie bei den Eschenheimern verhaßt war, so sah Erich hier mehr eine Flammenläuterung seines Ahnenhauses, als einen beklagenswerthen Schaden. Der Ahnensaal stand zur Aufnahme der Bilder, die unterdessen in Eschenheim geherbergt hatten, wieder bereit; nur auf dem einen Flügel waren die Flammen aus den unteren Räumen emporgebrochen, hatten im oberen Stockwerke die Papiere der Schreiber in Verwirrung gebracht und

die Decke durchglüht, sodaß auch aus den Räumen unter dem Dache manches Stück Geräth in die Flammen herabgestürzt war.

Erich schilderte seiner Mutter diesen Augenblick. Er stand unter den Spritzenmännern, welche das Feuer auf diese Stelle zu beschränken suchten, als die Decke brach, und zuerst ein schwerer Schreibtisch in die Flammen krachte, sie für einen Augenblick theilte, wie Wachs hinschmolz. Noch richtete Erich zurücktretend das Auge darauf hin, da lag in den Flammen das Bild eines wollustglühenden Weibes. Es wollte aus dem goldenen Rahmen, den züngelnden Flammen hervorstürzen, seine Augen zuckten, seine Lippen bebten — da rollte das Bild sich auf und verschwand in der Glut.

„Nun werden die Bilder Deiner Ahnen besser im Schlosse herbergen,“ sagte Frau Hedwig. —

XVI.

Der Palast Kaschauer verödete. Im Erdgeschoß raschelte das Papier wie Herbstlaub, und die schweigsame Thätigkeit der Buchhalter wurde zur Grabesstille. An der Kasse klirrte noch das gelbe Metall, die neuen spröden und rissigen Münzen, und knisterten die bunten Bankscheine und raschelten die Wechsel; aber es war überall nicht mehr die frühere Behendigkeit, nicht mehr das quecksilbrige Rennen und Gebahren; denn der Geist des Abraham Kaschauer war aus dem Hause geschwunden, und nicht mehr unumwölkt wie früher stand über dem Hauptbuche das millionenschaffende Lächeln des Baron Jacob.

Die Zuversicht war aus den schwarzen Gesichtern entschwunden. Die bedeutenden Opfer, die Baron Isaac brachte, um die Gegenwart seines Hauses mit dessen Vergangenheit auszusöhnen, waren den Unternehmungen entzogen, mit denen man eben damals

ungeheure Summen hätte machen können, und die Aufträge, die Baron Isaac unterzeichnete, bewiesen, daß das Haus Kaschauer dem Schwindel entsagen sollte, durch den es gewachsen war, und in welchem seine Rechner und Schreiber sich bisher so behaglich gefühlt hatten.

Wenn das Haus, wie es den Anschein hat, fortan mehr die Arbeit fördern als die Börse ausnutzen will — wird es so mächtig bleiben? Wird es weiterhin noch so viele Beamten besolden können? Und wenn nicht, welche werden die Erwählten sein, die ihre Stellung behalten in einer Zeit, da mit dem Einsturz der Schwindelgründungen Tausende von Rechnern und Schreibern brodlos werden? Die Zukunft steht vor ihnen wie ein ungeheurer Rechenfehler, der die Arbeit einer Woche vergeblich macht und sie neu zu beginnen zwingt.

Daher das düstre, unheimliche Rascheln im Erdgeschoß des Palastes Kaschauer, und die vergessenen Buttersemmeln in den Arbeitsröcken der Rechenknechte. Unten aber an den Marmorstufen stand wie ein Gespenst von Sackleinwand die nubische Sklavin, in strohgestopfter Hülle wie in einem riesigen Fausthandschuh, der ihr Haupt und ihre Fackel verhüllte. Huschte ein Diener im schlechten Arbeitskittel oder ein hüstelndes Waschweib die Marmorstufen hinauf, so trugen sie eine

Laterne, wo sonst Dutzende von Gasflammen geflackert hatten, und ihre Schattenrisse schwärzten die ganze Marmorwand, an der vor Kurzem die Rabenschatten so lustig auf und ab getänzelt waren.

Im oberen Stockwerk aber, in dem Königreiche semitischer Grazie und Allwissenheit, standen die Polster und hingen die Gaskronen in unheimlichen Hüllen, waren die Teppiche aufgerollt und breitete sich feiner Staub überall wo keine Decke lag. Die dunkelbunten Fenster nach den Kehrichthöfen füllten die Gemächer mit Nacht, und im Speisesaal wehte ein Duft, als wäre darin seit Anbeginn nur kalte Küche gewesen.

Auch der Salon der Baronin erschien seelenlos und abgeschmackt. Das Piano, das die Baronin selbst nicht schlagen konnte, und kein Andrer jemals schlug, stand wie eine schöne Taubstumme, und das Bild der verwichenen Jugend war mit grüner Seide verhängt. Im Grünhause lag Staub auf den Blättern der Palme, die sanften Wellen des Bodens waren mit fahlen Gräschen statt des saftgrünen Rasens bedeckt, und einige Bastbündel lagen neben der durstigen Gießkanne am Boden. In der Schale des Springbrunnens lagerte Kehricht, und der Tisch, wo sonst wichtige Gespräche geführt und Zahlen von vielen Nullen durch das Kaffeegewölk geflüstert worden waren,

trug verstäubte Blumentöpfe und die Scherben einer Tasse.

Denn sie waren entflohen, die orientalischen Satyre und Nymphen, über denen sich jene Palmblätter geschaukelt, denen der mannshohe Springquell Unverständliches zugeflüstert, die geräumigen Polster sich unterbreitet hatten. Fort waren Frack-Adonis und Höcker-Aphrodite, fort die faunfratzige und bockbeinige Heiterkeit tanzender Sabbathe, fort der ganze haarwulstige, brustnackte, moschusduftige, gebauschte und gebändelte Firlefanz, der dieses todte Haus einst beseelt, fort, woher er gekommen, und wo er hingehörte, nach Paris — nach Paris! —

Baron Jacob vermochte die Zustände, zu denen Haus Kaschauer übergegangen war, nicht zu ertragen. Er ging zu seiner Erfrischung, zunächst allein, nach Paris, oder vielmehr an die dortige Schwindelbörse. Dann schrieb er seiner Gemahlin, er gedenke nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren, das in Geschäft und Toleranz so weit hinter Paris, also Frankreich, zurückstände, ließ die Baronin mit den jüngeren Kindern, und als Nachricht von Moritz eingetroffen war, auch diesen nebst Hofmeister nachkommen, und erst nachdem er dort einen Hausstand eingerichtet hatte, erklärte

er seinem Vater zu dessen Erleichterung, daß er mit seiner Familie in Paris bleiben wollte. Er forderte seinen Vermögensantheil, um ein Bankgeschäft einzurichten.

Bereitwillig ordnete Baron Isaac diese Angelegenheit, löste seinen Sohn Jacob vom Hause Kaschauer ab und machte ihn selbständig, und dieser abgetrennte Zweig bekannte sich nun mit Genugthuung als französisch und zierte seine Pensions- und Commisvoyageur-Sprache mit allen Feinheiten des Pariser Dialectes. Mit derselben Beflissenheit, mit welcher Baron Jacob und die Seinen sich früher wie Deutsche geberdet hatten, spielten sie mit Leichtigkeit die Franzosen und nahmen es übel, wenn die Patrioten sie hier eben so wenig wie in Deutschland für volksangehörig gelten ließen. Außerdem befleißigten sie sich, jeden andren als geschäftlichen Zusammenhang mit dem Stammhause in Vergessenheit zu bringen, und man hat nicht erfahren, daß sie seither an Freude oder Leid ihrer Verwandten Antheil genommen hätten. Für Jacobstalente bot sich vollauf Gelegenheit zur Bethätigung, und le Baron wucherte im wahren Sinne des Wortes mit seinem Pfunde. Bald wurde er und die Seinen wahre Musterbilder jener Mischung von Jude und Franzose, welche auch unter deutscher Signatur und

Firma den Menschen zum Zerrbilde macht und in Leben und Literatur gleich widerwärtig ist.

Die Führung des Hauses Kaschauer, abgesehen vom Industriebezirk Riedheim, wurde dem zweiten Sohne Isaacs, dem Baron Moses, Thora's Vater, übertragen, dessen leichtlebige Frivolität, nicht verbittert durch einen Ingrimm wie der seines Bruders Jacob, sich leichter in die neuen Verhältnisse zu fügen wußte. Da er in seiner Familie nach seiner Weise glücklich war, durch Widerstand aber eine Kluft zwischen sich und den Seinen aufzureißen fürchtete, so schlug er Jacobs Anerbieten aus, mit diesem in Paris als finanzielles Zwiegestirn zu glänzen, söhnte sich mit den Anordnungen seines Vaters aus und dachte im Stillen, daß die Verbindung seines Hauses mit Denen vom Ried kein übler Eintausch für die augenblickliche Einbuße, besonders aber für die Zukunft verheißungsvoll wäre. Nie hat er bessere Witze gemacht, als während der Vorbereitungen zu Thora's Vermählung, die nebst der Taufe für Ostern festgesetzt war, und als sich die Annäherung an die Eschenheimer nicht mehr aufschieben ließ, reiste er eines Tages, als er guter Laune war, nach Riedheim, wo er auch mit seinem Vater ein gewisses Geschäft zu besprechen hatte, und wiewohl er nicht mit eben so guter Laune ankam, schrieb er an Erich doch

sofort: „Sie haben meine Tochter, aber Sie werden sie doch wohl nachträglich von mir fordern! Kommen Sie nur. Wir werden uns eben so gut vertragen wie andre Leute."

Erich suchte ihn denn auch alsbald auf. Die beiden Männer lächelten sich an, sprachen aber kein Wort über die Angelegenheit. Die Sache war abgemacht, und wenn sie berührt wurde, so geschah es in einem Tone, als wäre die Verständigung darüber bereits ein Jahr alt.

Das gewisse Geschäft, das Baron Moses außerdem noch mit seinem Vater zu verhandeln hatte, betraf das Haus Salomon Kaschauer, aus dem Ferdinand und die große Künstlerin entsprossen waren.

Clara hatte in ihrer neuen Stellung nicht den Beifall erfahren, den ihre frühern Verehrer und Beurtheiler ihr für alle Ewigkeit verheißen hatten. Sie gefiel fast nur noch in den Rollen, wo sie zu fluchen oder das Unglück der Frauen zu beweinen hatte. Dieser Mangel an Erfolg war zu gleichen Theilen dem Publicum wie dem Theaterreferenten einer gewissen Zeitung zuzuschreiben, die für gut redigirt galt, einen großen Leserkreis hatte und sich in ihren Selbstanpreisungen ein Weltblatt nannte. Dieser Referent, oder, wie er sich nannte, Feuilletonist und Kritiker, war blond an Geist

und Haar, und was verhängnißvoll war, er hatte ein Drama geschrieben, das von dem schwarzen Recensenten eines Nebenbuhlerblattes mit großem Aufwande von Witz und Scharfsinn zerzaust worden war. Dadurch hatte die alte Feindschaft zwischen Blond und Braun auch hier Wurzel geschlagen, und die Künstler, welche zwischen die beiden Federn geriethen, hätten ihre Leistungen aus lauter Gegensätzen zusammenagiren müssen, um Beiden zu genügen.

Als nun die arme Clara Sonnenburg — eigentlich eine Baronin Ried-Kaschauer, wie Jedermann wußte, und dennoch täglich verrathen wurde — nach ihrem ersten Auftreten von dem befreundeten Berichterstatter dermaßen gepriesen wurde, daß die Kräfte eines kritischen Riesen nicht ausreichen sollten, ihren Ruhm zu entwurzeln, fühlte sich der feindliche Feuilletonist und Kritiker herausgefordert und bemühte sich fortan, den stattlichen Baum allmählich durch kleine Stiche und Schnitte, gleichsam mit dem Federmesser, zu fällen, und weil er dabei viel glücklichen Witz aufzuwenden hatte und die Zuschauer stets nach ihren eigenen Augen und Ohren urtheilen ließ, so brachte er nicht allein seinen kritischen Gegner zum Schweigen, sondern, was anfangs unmöglich schien, die Künstlerin zur Selbsterkenntniß. Sie suchte derselben anfangs durch kleine Aufmerksam-

keiten, wie Havannas, Lorbeerkränze und Flaschen vielbesungenen Rheinweins entgegenzuwirken, doch umsonst. Der blonde Kritiker genoß die stofflichen und freute sich der ideellen Huldigungen, versuchte vor dem Spiegel, inwieweit er unter dem Lorbeer Aehnlichkeit mit Tasso habe, und blieb unbestechlich. „Wollen Sie nichts andres sein als eine schöne Frau, die sich zum Ueberfluß noch vortrefflich anzieht, so wird Ihnen meine Huldigung niemals fehlen. Schließlich ist ja das auch vollauf genug, und schön sein können bei Weitem nicht so viel Frauen wie Komödie spielen, was beinahe jede versteht.“ So witzelte er bei einer Champagnergelegenheit, und Clara konnte nicht umhin zu lächeln, weil der Kritiker ihre Befähigung ja in der That der Hauptsache nach zugab.

„Nichts weiter als ein schönes Weib!“ — Wie, wenn sie versuchte, nichts weiter zu sein? Wenn sie die Selbsttäuschung überwände, als stellte sie sich aus reiner Begeisterung für eine der entwürdigten Schwesterkünste mit schönen Armen und noch schönerem Busen vor die Gucker und Zweiäugler, und als setzte sie nur aus dem Drange, die menschliche Leidenschaft in ihrer Schönheit darzustellen, die Jünglinge der Modemagazine für ihre kostspielige Toilette in Bewegung? Wenn sie sich zugeben wollte, daß nur der Trotz gegen jenes

gewichtige Urtheil sie zu den Brettern geführt, gegen jenes Urtheil, das den Juden die Befähigung zur Kunst abspricht, daß sie glänzen und durch Glanz erobern, durch Schönheit und Reichthum mehr als durch Befähigung und Eifer siegen wollte: — wenn sie sich das Alles gestände?

Ja, dann war sie ja an dem Ziele, nach dem sie ausgeschaut. Sie hatte erobert, wenn eben nicht die Anerkennung der Welt, so doch ein Herz. Ein herzlich unbedeutendes Herz, sagte sie sich leider; aber hatte sie mit der Schönheit des Körpers und seiner Gewänder etwas andres fangen können? Und wenn die böse Zeit vorüber, der Bund mit ihrem Gemahl erneuert und durch leichtfertiges Bühnenleben nicht mehr zerstört war, konnte sie dann nicht als Baronin Clara in einem Salon, wie Baronin Jacob ihn auch in Paris wieder besaß, mehr sein als diese: Eine schöne Frau, die sich zum Ueberflusse schön anzog?

Diese Gedanken, einmal angemeldet und eingelassen, wurden bald tägliche vertraute Gäste, wurden Freunde, denen man zuletzt manche Unart gestattete und die mit ihrem aufdringlichen Rath bald den Beschluß durchsetzten, zu ihrem Gemahl zurückzukehren. Ihre Briefe nahmen dieses Ziel, und bald gab es kein Hinderniß, den guten Vorsatz auszuführen, als ein sehr bedeutendes.

Vater Kaschauer, obzwar keineswegs zu Grunde gerichtet, hatte sich doch nicht so weit aufraffen können, um seiner Tochter die ausbedungene Mitgift herauszuzahlen. Ohne dieselbe vermochte aber das Ehepaar in dieser Zeit der Geldklemme keinen standesmäßigen Haushalt zu führen, und Clara mußte auf der Bühne, die nach gefaßtem Entschluß unter ihren Füßen brannte, verbleiben, wenn nicht irgendwie Rath geschafft wurde.

Nachdem Clara durch ihren Vater die Sachlage erfahren hatte und auf bessere Zeiten vertröstet worden war, wandte sie sich an Baron Moses, der von den Gebrüdern Kaschauer ihr am meisten zugethan, auch bereits an der Spitze der Geschäfte war, und fragte bei den Geldschränken des starken Hauses an. Moses antwortete, er glaube schwerlich, daß eine anschauliche Summe zur Verfügung stände, wolle aber mit dem Vater reden, und da er für die Baronin Ried wirklich Theilnahme empfand, so verhandelte er mit einiger Wärme.

Baron Isaac gab zwar zu bedenken, wie bedeutende Summen gerade jetzt außer Arbeit gesetzt würden, wie viel Bruder Jacob beanspruchte, wie viel zur Ausbesserung der Brandschäden nothwendig wäre. Doch von Natur hilfreich gesonnen und auf geschäftsmäßigem Wege zu helfen gewohnt, wo immer nur Erfolg zu

hoffen war, schlug er das Gesuch nicht ab, ließ Moses wiederholt davon sprechen und fand zuletzt die Möglichkeit, dem fernverwandten Hause schneller aufzuhelfen, als es demselben durch eigne Kraft möglich gewesen wäre. Denn außer dem bedeutenden Vermögen, das Salomon Kaschauer für sich und die Seinigen zurücklegen mußte, hatte er zu wenig übrig, um seine Zahlungen wieder aufzunehmen. Es waren auch hier namhafte Summen, die Baron Isaac anlegen mußte; aber der alte Salomon verstand das Geschäft, und Baron Isaac wußte, was er that. „Ich stehe Dir bei," schrieb er, „nicht um Dich zu den gebräuchlichen Schwindelgeschäften zu ermuthigen, deren Lockung auch Dich heimgesucht hat, sondern um Dich, der noch ziemlich rüstig schwimmt, wieder festen Grund finden zu lassen. Du sollst darauf ausruhen und Kräfte sammeln zu gemeinnützlicher Wirksamkeit, die Dir vor diesen Schwindeljahren nicht fremd war."

Baronin Clara fühlte sich wahrhaft zufrieden, als der Vater ihr die günstige Wendung mittheilte, vollends als Wolfgang sie nach Wien abholte, wo ein hübscher Haushalt eingerichtet war. Im Hinblick auf gewisse Lebensbeschreibungen berühmter Künstlerinnen und auf gewisse Aeußerungen berufener Feuilletonisten befürchtete Wolfgang anfangs, daß seine Gemahlin, die ihren

Ueberdruß gegen die Bühne offen eingestand, über einige Zeit ihrem Künstlerdrange dennoch nicht werde zu widerstehen vermögen. Clara indessen versicherte, daß es in der Macht ihres Gemahls stehen werde, sie an ihr Hauswesen, oder, wie sie sich ausdrückte, an ihren Salon, zu fesseln, und daß nur die Verzweiflung an Allem, was das Herz dem Menschen verspräche, sie zum Rücktritt in die Scheinwelt bewegen werde.

Neben diesem Ehepaar fühlte sich noch eine dritte Person zufrieden, aus der mühevollen Flitterwelt, in der sie waltete, erlöst und ihrer weniger glänzenden, desto behaglicheren Heimat wiedergegeben zu werden. Es war Channa. Sie hatte bis jetzt zwar mit immer schwerem Herzen und immer müden Händen an der Seite ihrer Herrin gestanden und mit Nadel und Bügeleisen deren Erfolge vorbereitet; jetzt aber lehnte sie das Anerbieten ab, auch unter günstigeren Aussichten bei der Baronin zu bleiben. Sie hatte sich zu häufig nach Vater, Mutter und ihrer blauen Arbeitsschürze gesehnt, für die sie mit Freuden alle verschlissenen schönen Kleider, die Geschenke ihrer Herrin, hingegeben hätte, und vollends als sie hörte, daß ihr Vater wieder in Roggenau hinter den Nußbäumen wohnte, war sie in der Hoffnung auf dereinstige Rückkehr zu glücklich, um derselben jetzt, selbst unter lockenden Bedingungen, zu entsagen. Sie schrieb

an den Vater, schüttete ihm ihr reuig jüdisch Herz aus und bat ihn um die Erlaubniß, zu ihm kommen und bei ihm bleiben zu dürfen. Doch der strenge Mann antwortete nicht. Schon verzweifelte Channa ihn zu versöhnen, schon schwankte sie in ihrem Entschlusse und nahm sich vor: Wenn meine Herrin mir noch ein Mal zuredet, so will ich bei ihr bleiben.

Aber Clara schwieg, wiewohl nicht aus Mißstimmung gegen Channa's Eigensinn. Sie hatte vielmehr einen Brief von Thora, worin ihr zur Pflicht gemacht wurde, Channa bei ihrem Abschiede von der Bühne zu entlassen, weil ihrem Vater nur dadurch ein Theil der Lebensfreude zurückgegeben werden könnte, die er durch den Verlust seines Sohnes eingebüßt.

Channa begleitete das Ehepaar bis Wien und setzte reich beschenkt ihre Reise allein fort. Ohne Zuversicht, ohne Hoffnung, weil ihr Gewissen belastet war, näherte sie sich der Heimat. Kein Wort des Vaters hatte sie gerufen. Sie hätte selbst ein zürnendes für Ermuthigung nehmen dürfen, und wenn irgend eine Aussicht auf Verzeihung vorhanden gewesen wäre, so hätte die Mutter ihr wohl einen Wink gegeben. Aber auch der war ausgeblieben, und so blieb denn nur mit vieler Bangigkeit zu fürchten, daß der Vater sie an der Thür abweisen

und sagen werde: „Geh in deine Welt zurück, wo die feinen Menschen und die schönen Kleider sind!“

Das waren schlimme Aussichten für die arme Channa, die jetzt so feine Hände hatte, und die doch entschlossen war, ihre feinen Hände in das kälteste Wasser zu tauchen, wenn es nur für das Elternhaus geschehen durfte. Wies der Vater sie fort, so wußte sie nicht, was sie thun würde. Sie dachte wohl, was sie dann im Stande wäre zu thun, aber sie mochte bei diesem Gedanken nicht verweilen. Für jetzt konnte sie nicht anders, sie mußte nach Hause, mußte aus des Vaters eigenem Munde hören, was er über sie beschlossen habe.

Sie ließ ihr Gepäck auf dem Bahnhofe Riedheim und legte den Weg zu Fuß zurück. Wohl fand sie Manches verändert. Die Spuren der Brände schwärzten noch hier und dort die trübselige Landschaft und vergegenwärtigten ihr, wie viel Noth und Qual über ihre Heimat fortgegangen wäre. Und gewiß auch über das Herz ihres Vaters. Sollte das so wenig trostbedürftig sein?

Sie nahm ihren Muth zusammen und schritt lebhaft auf die Schwelle los. Ihr Vater stand im Kaufladen und maß einem Käufer die Waare zu. Er hielt inne und warf einen scharfen Blick nach der Schwelle, einen Blick von der Stirn ab über die ganze Gestalt

seines Kindes. Dann wies er mit der Elle langsam nach der Glasthür zum Wohnzimmer und fuhr fort, den Käufer zu bedienen.

Die Mutter empfing ihr Kind unter Thränen, aber der Vater kam nicht vor der altgewohnten Zeit, als das Geschäft still wurde. Und als er dann zum Essen eintrat, war es nicht, als ob Channa da wäre. Sie weinte still. Endlich fiel sie dem Vater um den Hals und fragte: „Ich darf doch bleiben?"

„Schon gut," sagte Joseph Sternberger, „aber geredet wird davon nichts."

XVII.

Der Frühling wandte sich zürnend ab, weil sein Thron, der schöne Hochwald, zerschlagen war, und erst wenn alles Gelände rings um das Thal von Riedheim grün schimmerte, und darin die Hügel und Hütten bereits in Blumenkränzen prangten, warf er einen kargen, erbarmenden Blick durch die fröstelnden Bergschatten Riedheims, wie auf einen vergessenen, verstäubten Winkel, den aufzuräumen und zu schmücken es sich der Mühe nicht verlohnte.

Träger, grauer Regen lag nach einigen kurzen Sonnenblicken über Berg und Thal. Die Wolken zogen schwer und rauchig über die Schornsteine hin, und ihre Ströme peitschten den Qualm nieder, daß die Rinnsale sich schwarz färbten. Von den Bergen, deren Waldmoos und Erdrinde schon seit Jahren fortgespült war, glitten die vereinigten Tropfen und Wasserfäden hurtig über geebnete Bahnen, in die tausend

Furchen des Felsens, in die hundert Gießbäche, und so zu Thal, wo sie, zu mächtigem Schwall gewachsen, das Bette des Riedflusses füllten und dessen Dämme bebedrängten.

Heftiger rann der Regen, ließ dann für einige Tage nach, sodaß der Schnee der Vorberge sich allmählich löste, und die Wassermassen zwischen den beschädigten, aber wohlbewachten Dämmen gefahrlos abflossen. Man hielt sich für geborgen, weil so mancher Gewittersturm, mancher Thauwind durch Wachsamkeit und Ausdauer überwunden war; denn die Schutzwehren galten für tüchtig, und die Schäden waren so weit ausgebessert, daß die abnehmende Gefahr nicht mehr schreckte.

Am Abende des Gründonnerstages verbreiteten die Aufseher, von ihren Rundgängen heimkehrend, überall Sorglosigkeit, und die Wächter an den wichtigsten Posten hofften zum Fest auf bequemen Dienst. Die Glocken von Roggenau und Riedheim predigten wetteifernd durch den schwarzgrauen Himmel, und die gottesfürchtigen Weiber besorgten ihr Kirchengewand, während die Männer in den Schenken tobten. —

Erichs Mutter hörte das Abendläuten gerne und versäumte selten, es im Freien oder bei geöffneten Fenstern anzuhören. Sie empfand in solchen Stunden,

wie der Friede Gottes, der allen Menschen bestimmt ist, in ihre Brust einzog, das Weh, daß sich ihm oft widersetzen wollte, überwand und dem Herzen für das Fest die Weihe gab. Ihre bittersten Stunden waren es gewesen, wenn dies sabbathliche Läuten ihr ohne Wirkung verhallt war. Aber Gottlob! So übermächtige Leiden waren ihr nur selten auferlegt worden.

„Hörst Du die Glocken?“ fragte Frau Hedwig ihren Sohn, der gedankenvoll auf und nieder wandelte.

„Ich höre sie längst,“ antwortete Erich.

„Sie klingen mir heute nicht als läuteten sie das Fest ein. Sie läuten Sturm, sie rufen mit schrecklichen Stimmen ins Thal hinaus.“

„Mutter, es ist morgen Charfreitag, das ist der Jom kippur der Christen.“ Mit diesen Worten setzte Erich seine Wanderung fort. Er sah im Geiste eine holde Gestalt, die sich in der fernen Stadt zur Reise anschickte, um am Ostermorgen ihm in lebenswarmer Wirklichkeit entgegen zu kommen und fortan für das erkaltete Thal die belebende Sonne zu werden. Beschlossen und vorbereitet war, daß Thora am ersten Ostertage der religiösen Gemeinschaft zugeführt werden sollte, der ihr Verlobter angehörte, und das war ohne peinliches Erwägen und quälende Zweifel beschlossen

worden. Denn für die reine Religion der That und der Menschenliebe erscheint die Form oder der Name als unwesentlich; vorläufig aber darf der Anspruch, die Kräfte und Bedingungen für eine solche Religion zu gewähren, am meisten noch vom Christenthum erhoben werden.

Ein gleich wichtiger Grund zu Thora's Uebertritt war auch, daß sie ebensowenig wie Erich einen weihelosen Bund schließen mochte, zur Weihe aber das gleiche Bekenntniß der Ehegatten nothwendig ist. Sie beide hatten ihren Glaubensstolz in der Liebe versöhnt, und es galt, diese Versöhnung zum Ausdruck zu bringen. Daß der Sohn des alten Adelsgeschlechtes, dessen Religion einen Fortschritt des Menschengeschlechtes über das Judenthum hinaus — wenn nicht vollendet, so doch vorbereitet hat, daß der Sprößling des christlichen Hauses, dessen Blut in den Kämpfen gegen Ungläubige geflossen, zu der Glaubensgemeinschaft Thora's hätte übertreten sollen, kam als unmöglich nicht in Frage, und Thora wußte, daß sie die wesentlichen Eigenschaften einer Jüdin durch Uebertritt zum Christenthum nicht aufgab, sondern bekräftigte, ja daß sie dieselben bewahren mußte, um eine rechte Christin zu werden. Es hatte ihr nur das Bewußtsein dieser Wahrheit gefehlt, und bei Beurtheilung des entgegenstehenden, zum Theil

feindlichen Glaubens hatte sie unwesentliche Mängel desselben zu stark in Betracht gezogen. Jetzt aber wußte sie, daß sie durch den Uebertritt zu Erichs Religion nichts einbüßte, vielmehr das Gottesbewußtsein, das sie bis dahin auf Israel beschränkt gewähnt, über die Menschheit ausdehnte. Diese findet gegenwärtig im Christenthume ihren Namen und ihre Gemeinsamkeit, sodaß nicht mehr Israel allein unter dem Schutze des Gottes steht, den es erkannte, sondern die ganze christgetaufte Menschheit.

Da solche Betrachtung dem menschenfreundlichen Herzen Thora's mehr zusagte, als der israelitische Hochmuth, der in einem Baron Abraham sogar die Gestalt des Verbrechens annahm, so wurde sie, obwohl — oder vielmehr weil — eine religiöse Natur, durch innige Ueberzeugung des Kampfes überhoben, der ihr allerdings nicht völlig fern blieb. Wäre ihr Vater nicht religionslos, ihre Mutter in Glaubenssachen nicht wenigstens gleichgiltig gewesen, vielleicht wäre jener Kampf ihr schwerer geworden. So aber wurde ihr durch die Erwägung, daß sie aus einem sabbathlosen Hause in ihr eignes, das sie weihevoll gestalten wollte, überging, jeder Vorwurf zur Rechtfertigung.

Durch die Unterredungen mit Erich, besonders während der Seereise, hinlänglich vorbereitet, hatte Thora

nur die Anschauungen, die in ihrer Seele, als einer menschlichen, längst vorhanden waren, in Zusammenhang zu bringen, um zur Aufnahme in die christliche Gemeinschaft auch nach dem Urtheile von deren Priestern heranzureifen. Der Geistliche, dem das Glück ihrer gründlichen Unterweisung zugefallen war, gewann seinen Zögling überaus lieb, und war bewegt, als man beschloß, daß Thora nicht in der weihelosen Stadt am schmutzigen Wasser, sondern in dem fernen Thale, für dessen Glück sie bestimmt war, ihre Weihen zum Christenthum, und demnächst zu einem ächten Ehebunde empfangen sollte. Als Thora dem Prediger diesen Beschluß Erichs und der Seinen mittheilte, dem ihre Mutter sich, schon um das Aufsehen einer öffentlichen Taufe zu vermeiden, und der Vater auch ohne jeden Beweggrund anschlossen, bewies der wackere Mann schmerzliche Ueberraschung. Nicht weil er eine ehrgeizige Hoffnung, der frevelhaften Großstadt einen Triumph der Kirche vorzuspielen, getäuscht sah, sondern weil seinem priesterlichen Amte, das sich so vielfach mit der Form zu begnügen und seine Segnungen an Verdienstlose oder Gleichgiltige zu vertheilen hat, hier eine liebliche Palme verloren gehen sollte.

Thora erfaßte sogleich die Bewegung des Predigers, theilte ihm die Gründe mit, die er billigen mußte, und lud ihn ein, ihrer Taufe in Roggenau beizuwohnen.

„Ein trauriges Glück, dabei zu stehen und Sie nicht selbst vor das Antlitz des Gottmenschen stellen, Sie nicht in die Menschheit einführen zu dürfen, die ich Sie kennen gelehrt habe und lieben wie Gott sie liebt.“ So nahm der Prediger Abschied, lehnte indessen Thora's Einladung nicht ab. Thora setzte sich sofort mit Erich und durch ihn mit dem alten Pastor von Roggenau in Verbindung und fragte an, ob ihr Lehrer die Predigt vor der Taufe halten dürfte. Der alte Pastor gestattete solches gerne. „Ich glaube,“ sagte er lächelnd, „daß im Himmel die Guten ebenso um den Besitz der Seelen wetteifern, um ihnen wohlzuthun, wie in der Hölle die Teufel, um sie zu schädigen.“ —

So war Alles hergegangen, seit Erich seine Thora zurückgelassen. Nun war es vollendet, und Ostern sollte für das Leben Erichs und Thora's, wie für das ganze Riedheimer Thal ein verheißungsvolles Fest werden. Ein besserer Frühling sollte mit der jungen Edelfrau seinen Einzug halten, und mit den Arbeiten in Feld und Wald sollte eine glücklichere Zeit auch für das heimatliche Gelände beginnen.

So dachte, so hoffte Erich, und die Glocken klangen in seine Gedanken und Hoffnungen hinein. Er hörte nur beglückendes Festgeläute, feierliche Rufe zur Weihe mit heiligem Wasser und liebliche Hochzeitsklänge; denn

seine Seele war voll von Glück und von seliger Erwartung.

„Ich kann mich von einer Angst nicht befreien, mit der die Glockentöne mich heute erfüllen,“ so unterbrach die Mutter seine Gedanken. Auch sie hatte sich in das Glück und die Hoffnung ihres Sohnes versenkt und sah dessen Bahn nach seinem Ziele geebnet. Aber die Sorge, es müsse noch etwas Schreckliches vorhergehen, und der Altar wäre noch nicht besprengt und geschmückt für die hohe Feier — eine Sorge, für die sie gleichwohl keinen genügenden Grund fand, ängstigte die ahnungsvolle Frau.

„Die Osterglocken werden freudiger klingen,“ sagte Erich.

„Es ist vielleicht eine Musik, die in mir durch die gewaltigen Tonschwingungen entsteht,“ erwiderte Frau Hedwig. „Mir ist, als riefen die Glocken viel lauter denn sonst. Mein Gehör begleitet ihren Ruf bis über die Berge hinaus und vernimmt von dorther furchtbare Stimmen, die auf den Anruf antworten. Es ist vielleicht nichts als der Wiederhall, den ich heute deutlicher als jemals vernehme. Aber warum empfinde ich ihn nicht als Wiederhall, sondern als einen Chor von Geistern, die auf klingendem Fittich heranziehen —?

Und dies Jammern und Wehklagen, das die Luft erfüllt!" —

Die Glocke von Riedheim schwieg, schlug noch ein Mal an — noch einmal — und verstummte. Die Glocke von Roggenau rief noch eine Minute lang mit klarer Stimme durch das Thal und verstummte gleichfalls. Aus der Ferne, von außerhalb des Thales her, drangen noch abgerissene Klänge nachbarlichen Festgeläutes herüber, dann war Alles stille. Nur noch ein Hammer schlug auf, als wollte er das letzte Wort. Dann hörte man ein Sausen hoch in der Luft.

Frau Hedwig schloß das Fenster, während Erich aufmerksam zu lauschen begann. „Hör' auf meinen Rath, Erich," sagte sie. „Warne die Wächter am Hakendamme und an der Otternschleuse. Laß die Boote bereit halten. Wir werden eine schlimme Nacht haben."

„Du hast Recht, Mutter, Du hast das Sausen und Rufen in der Luft gehört, das sich mit den Glockenklängen vereinigte. Wir werden Sturm haben." Er sah nach dem Wetterglase am Fenster, es zeigte sehr tief. „Es wird schnell und gefährlich thauen." Erich ergriff den Hut und eilte hinaus.

„Gott erbarme sich unser!" murmelte Frau Hed-

wig. „Warum ist jener Abraham noch im Thal? Gott sucht ihn.“ — —

Alle Glocken auf der Menschenerde waren verhallt, und die gequälte, verrathene Menschheit bebte und betete vor dem Angesichte Gottes, welcher ihr zu leiden vorbestimmt und anbefohlen. Herein brachen die Schauer des Charfreitags, des Jom kippur der Christen, da Gott sich mit den Menschen durch ihre Leiden versöhnen will und ihnen durch Priester, Symbole und Geschichte zuruft: „Wer nicht am Kreuze stirbt, gehört der Menschheit nicht an! Wer nicht arbeitet, nicht duldet, wer für Arbeit und Duldung nicht mit dem Hohne der Judenwelt und der Geißel der Kriegsknechte vorlieb nimmt, wer sein Haupt der Dornenkrone entzieht, der ist nicht der Mensch, für den ich, Sinnbild und Vertreter der Menschheit, am Kreuze hing!“

Die schreckliche Nacht vor dem schrecklichen Tage war da, und ein Engel erquickte die todtgeweihte Menschheit zu dem Leiden, das nicht sollte von ihr genommen werden.

In den Lüften klang und klagte es, und tiefer senkten sich die stöhnenden Rufe, vernehmlicher durch das Thal ächzten die Klagen —

Plötzlich brach es über den Bergen los, und den Jammertönen folgte wildes Jauchzen wie von siegreichen Horden, die wehrloses Volk vor sich her treiben und

seine Herzen mit ihrem Jammergeschrei unter die Hufe ihrer Pferde stampfen.

Ein Unwetter brach los, worüber die Greise staunten, und wie es vielleicht, so lange noch Wald auf den Bergen stand, niemals entfesselt worden. Die einsamen Bäume ächzten, einer alten Esche bei Erichs Hause ward die Wurzel gelöst, daß sie sich auf eine wankende Schwester lehnte; die Balken der Hütten knarrten, von den festeren Gebäuden flogen die schirmenden Schindeln, und einer von den schwarzen Judenthürmen, an dem der Leichtsinn Bauherr gewesen, stürzte mit Krachen und erschlug die Häuser rings umher. Die schweren Glocken am Kirchthurme von Roggenau wurden vom Sturm erschüttert und stammelten mit der ehernen Zunge durch das Geheul der Luft, und als ob eine See ihre Molen zertrümmert, ergossen sich die Fluten des Himmels. Um die Berggipfel lagerten sich die Wolken wie schwarze Schwämme. Sie drückten ihren Inhalt an den Felswänden aus und stürzten ihn hinunter auf die Schneemassen, die noch in den Schluchten und zwischen den Abhängen lagerten. Wie ein Mantel von Wasser wallte es von jeder Höhe nieder, die Senkungen füllten sich mit überhastigen Gießbächen, und zu breiten Strömen vereinigt, schossen all' diese Gewässer über die kahlen Berglehnen, rissen Gras, Geröll und Baumwurzeln mit

sich, fraßen hier im Schneefeld, unterwühlten dort eine schneegefüllte Schlucht zum Gewölbe, das endlich einstürzte und das vermehrte Wildwasser aus dem Steinbette drängte. In solchem Reigen tanzten die verheerenden Wasserdämonen vom Hochgebirge nieder und peitschten Felstrümmer vor sich her. Auf glatt gewaschenen Bahnen glitten sie von Abhang zu Abhang, sprudelten sie von Stufe zu Stufe, umschäumten mit getheilter Woge die Wurzeln der Vorhügel und ergossen sich mit breitem, unendlichem Schwall in das regengefüllte Thal. Vor den Augen der rathlosen Wächter wuchs der Riedfluß und bemühte sich, mit reißender Uebereilung alle die zufließenden Gewässer in den großen Strom zu leiten, der waldbeschattet hinter den Bergen zum Meere wandert.

Die Nothzeichen der Wächter verhallten. Aber die Bewohner des Thales vernahmen die Signale des Dämonenheers, die Sturmposaunen und Wogenwirbel, und eilten herbei. Der Regen schlug ihnen wie eine Woge entgegen, wenn sie ihre Thüren öffneten. Er beschwerte ihren angstvollen Lauf, daß sie athemlos wateten und sich schweißtriefend ihrer Kleider wie einer Last entledigten. Gelang es ihnen, den bedrohten Punkt zu erreichen, so erkannten sie, daß Menschenarbeit vergeblich wäre, und die einzige Hoffnung auf dem Er-

barmen oder der Erschöpfung des Unwetters beruhte. Der Regen blendete mehr noch als das Dunkel. Die Nothlichter, mühsam gezündet, erloschen sofort vor der alldurchdringenden Nässe oder entflogen im Sturme. Eine tüchtige Hand tappte wohl aus dem Dunkel und dem Wasser nach einem Werkzeuge und suchte das Erdreich in Säcke zu schließen, aber die Gewässer spülten es aus der Schaufel, und die schlechtgefüllten Säcke flossen mit den Wellen dahin.

Noch widerstanden die Dämme, aber das Thal war bereits ein See von Schlamm, und durch Schlamm und Nacht schäumte sichtbar wie ein Strom von Schnee der verzweifelnde Riedfluß.

„Heran!“ rief Erich in Verzweiflung und warf die Schaufel fort. Platt an der Brüstung des Dammes warf er sich nieder, wo die Wellen anspritzten, und hemmte das weiße Rinnsal, das schon durchbrach, mit der Wucht seines stattlichen Leibes. „Wir sind Hunderte!“ rief er in die sinnlosen Schwärme hinein. Einige folgten seinem Beispiele schnell, Andre erkannten, daß sie, wohin sie sich auch wendeten, nur Wasser fanden, und wählten gleichfalls den Damm als einen festeren Halt. So war bald Scheitel und Böschung des gefährdeten Dammes auf eine weite Strecke hin mit Menschenleibern bedeckt, um die wankende Scholle zu

belasten. Wohl tobten die Wasserriesen mit entwurzelten Stämmen und Felsblöcken gegen diesen Wall von Fleisch und Bein; der aber trotzte den kalten, wüthenden Dämonen mit seiner lebenswarmen, herzschlagenden Schutzwehr.

Und gewaltiger brauste der Sturm, rauschte der Regen, ergoß sich der geschmolzene Schnee über die steinernen Schalen des Gebirges, und der Wall von Menschenleibern hielt zusammen. Er war hoch und fest, und gelang es nur die Nacht hindurch, die vom Rausch und vom Wahnwitz geschädigten Stellen mit den büßenden, lebenden Leibern festzuhalten, so brachte das Morgenlicht Rettung. Immer größere Schwärme fanden sich hinzu, durch den sickernden Regen in den Häusern beunruhigt, von der Angst um den Vater, die Mutter, den Sohn hinausgegeißelt. Immer dichter sanken die Schichten der Leiber auf einander. Die ausgeglichenen Menschen ermuthigten sich zitternd, nicht zu zittern, und wo einer vom Regen halbtodt gepeitscht, von den scharfen Steinen des überspülten Dammes zerrissen, sich ächzend erhob, da warfen sich zwei Andre an seine Stelle, und mit jeder Aufopferung wuchs die Zuversicht.

Der Fluß trat nun jenseits über sein unbefestigtes Ufer und wälzte sich in weitgedehnter Fläche und mit gemäßigter Wuth nach den Wurzeln des Gebirges

hinüber. Der Damm aber ragte noch schuhhoch über diese Fläche fort, und die froststarren Finger von Hunderten der Menschenhände griffen wie Anker in seine Seite und drückten Steine und Letten dem Ansturm der Gewässer entgegen.

Die Stunden gingen, die Wasser rannen, die Fluten stiegen, und der schuhbreite Rand des Dammes über der sprudelnden Fläche schwand Zoll für Zoll. Klagende Laute der Frostgequälten, der Wundgerissenen, der Regengepeitschten brachen aus und vermehrten sich, und der Nachbar bemerkte nicht, daß das Gesicht des schönen Weibes neben ihm blau wurde, und der Tod ihre Finger im Boden festkrallte.

Mitternacht kam, und der Jom kippur der Christen, der schrecklichste aller Tage, brach an. Die Wasser stiegen und stiegen, und jetzt —

Eine Ulme, längst unterwaschen, neigte sich über den Fluß, und wie eine ungeheure Ruthe des großen Richters schlug sie durch den Damm von Menschenleibern. Grausig klang der Aufschrei der Zerschlagenen durch die Nacht, und über ihre Leichname schäumte eine blutige Woge, riß sich breitere Bahn durch den Wall, daß er unter den bergenden Leibern entwich, und eine Schaumwelle schoß ungestüm ins Feld, wie ein weißes Raubthier, das seine Beute sucht.

Der Wall war durchbrochen und bald in seiner ganzen Ausdehnung überflutet. Die Menschenleiber erhoben sich aus den überspülenden Wellen, ruderten, versanken. Die ungehemmten Wasser spülten sie auseinander, und wer zu seiner Behausung kam, der fand die Thür von der andringenden Welle aufgestoßen, und das Bettstroh, auf dem seine kranke Mutter gelegen, oder die Wiege seines Kindes schwamm ihm entgegen. —

XVIII.

Die Vergeltung war hereingebrochen, die Vernichtung war nahe. Das tückische Wildwasser, das einst unter der Moosdecke des Waldes sachte verschlüpft und in tausend zahmen Rinnsalen verrieselt war, das erwuchs, nachdem der Wald gemordet und seine Teppiche fortgerissen waren, auf dem nackten Felsboden schnell zur Uebermacht und sandte weiße, schäumende Wasserwölfe nach allen Seiten. Sie warfen sich in Schaaren über die Schutzwehren, ergriffen die flüchtigen Bewohner und erwürgten so manchen, der vom vergeblichen Werke der Nacht ermattet, sein Leben nicht schnell genug zu bergen vermochte. An die Fenster der Hütten sprangen sie, schreckten die Kinder aus dem Schlafe und lauerten ihnen, wenn sie entfliehen wollten, an der Schwelle auf. Selbst wo eine Hütte auf einer Anhöhe stand, klommen sie hinan, und sicher schienen fast nur die

Thürmer, die mit angstverzerrten Gesichtern in die Nacht starrend, in den Sturm hineinläuteten.

Das gewaltige, weiße Raubthier aber, das zuerst über den Damm und die Leiber der Erschlagenen gesprungen war, schoß blutschäumend nach einem Ziele, das die Vorsehung ihm gewiesen. Auf seine Spur drängte sich eine Horde andrer, gleich wüthender, und vorwärts durch die Senkungen brausten sie und bahnten sich über die Felder ihren Weg bis zum Gartenhause von Rosenau.

Hier hatte der tausendhändige Regensturm das Dach abgeworfen und plätschernde Ströme in die Daunenkissen des Waldmörders gesandt, der den reißenden Wildwassern ihre Bahnen selbst eröffnet. Das Gesinde lief mit großen Schalen, dann mit Fässern umher und setzte sie an den bedrohten Stellen nieder; doch über ihren Rand quoll das einbrechende Naß, durch Fenstergitter und Eisenriegel nicht ausgesperrt, und bald gebrachs an Gefäßen, um die Ströme des rächenden Himmels von dem Lager des ewigen Juden fernzuhalten.

„Hinaus!“ schrie er endlich, strebte mit erlahmten Gliedern vorwärts und zerrte, vor Kälte schlotternd, an den durchnäßten Gewändern. „Hinaus! Nach dem Schloß!“

Das Gesinde, längst auf Flucht bedacht, raffte zusammen was sich in einer Minute zusammenraffen ließ, brachte den Herrn in wasserdichter Hülle nach seinem Fahrstuhl und schob ihn über die Schwelle.

Da sprangen sie herbei, die wölfischen Wasser, die das Haus bereits umstellt hatten, und warfen sich, mächtiger und muthiger als vor Kurzem der empörte Pöbel, auf den Alten und seine Knechte. Einige Schritte weit drangen sie vor. Der Sturm peitschte sie mit nasser Geißel nach einer andren Seite, das Wasser wuchs an den Rädern des Gefährtes empor, über die Knie der Knechte. Die geißelnden Wasser, das Getöse des Sturmes betäubte die mühsam Watenden. Sie geriethen in eine Senkung, wo das Wasser ihnen schnell bis zum Gürtel stieg und dem ewigen Juden am Halse zusammenschlug.

Ein krächzender Aufschrei, und erschrocken ließ zuerst der eine Knecht vom Wagen ab und strebte, ruderte einem nahen Baume zu.

„Teufel! Wollt ihr mich verlassen? Fünftausend Mark, wenn ihr mich durchbringt!“ gurgelte der ewige Jude und hob das Gesicht aus dem erwürgenden Wasser. „Zehntausend Mark! Hunderttausend Mark! —“

Der Sturm überschrie das erstickende Krächzen des Alten. Das Gefährt stand stille. Auch der zweite

Knecht verschwand, und verlassen stand der Gründer von Millionen unter den rächenden Stürmen des Himmels und mitten in der Sündfluth, die er selber geschaffen. An der Lehne seines Stuhles emporgestemmt, sandte er aus verathmender Brust heisere Hilferufe, dann Wehgeschrei. Stürzende Fluten füllten ihm den heulenden Mund, daß er nur gurgelnde Laute aus dem Wasser stieß. Die weißen Wölfe aus den waldentblößten Schluchten sprangen heran, stießen den Wagen um, und die Nacht war über der Stätte. —

Das Morgengrauen brachte trostlosen Anblick. Erich trieb in einem Nachen, den er sich noch zu rechter Zeit gesichert hatte, auf der wirbelnden Wasserwüste, die den Raum von Berge zu Bergen erfüllte. Zu seinen Füßen lag, vor Kälte zitternd, ein halbwüchsiger Knabe, den sein Retter mit den eignen regendichten Kleidern vergeblich zu schirmen versucht hatte.

Die Wuth des Regensturmes ließ mit steigendem Lichte ein wenig nach, und der siegende Tag beschwor das Unwetter. Von den tiefliegenden Hütten ragten nur die Dächer aus dem Wasser, und aus den Giebeln streckten die geängstigten Bewohner flehende Hände herüber. Zu den höher gelegenen Häusern und auf die Hügelrücken, die nun Inseln waren, hatten sich die Schwärme der Flüchtigen gerettet und erfüllten die Luft

mit dem Jammer über das eigene Weh und den Hilferufen für die Angehörigen, deren Schicksal ihnen unbekannt war. Fast keiner dachte daran, seine durchnäßte Habe, wenn er sie auf wassergefülltem Kahne geborgen hatte, nun auch unter Dach zu schaffen. Man ließ sie in der Nässe verderben und schaute nach den Seinen aus, ohne welche die Habe keinen Werth hatte. War es der Sohn, der dort windgeschüttelt in den Zweigen des Baumes hing und mit dem nassen Tuch Hilfe herbeiwinkte? Befand sich die Tochter auf einem der Boote oder Baumstämme, die auf dem Wasser trieben? Und wenn sie dort war, lag sie als Leiche auf dem Boden des Fahrzeuges, oder rang sie die Hände noch unter den Wehklagenden, die durch ihre eigne Ueberlast zu sinken fürchteten? Die beiden Kleinen, nach denen die geängstigte Mutter sich das Haar raufte, drängten sie sich dort auf der Spitze des Schlackenhaufens zusammen, den die Flut eben überspülte, oder klammerten sie sich an den Sparren, der dem reißenden Riedflusse zutrieb? Und wenn der geängstigte Vater, erschöpft von der Nachtarbeit, sich nun in das schneekalte Wasser warf, wird er seine Kinder erreichen, bevor er erstarrt, oder die Welle sie fortgerissen hat?

Die Verzweiflung trieb auf den Fluten. Die Führer der Kähne, ohne deren Bereitschaft die Zahl

der Menschenopfer noch viel größer gewesen wäre, hatten wegen der Dunkelheit und des Regensturmes das ihnen anvertraute Seelengut nur vor den rasenden Wirbeln des Riedflusses zu bewahren vermocht; die meisten von ihnen hatten es aufgegeben, einen sicheren Platz vor Tagesanbruch zu erreichen. Sobald die Fernen zu dämmern begannen, verfuhr man planmäßiger, und Erich, obwohl erschöpft und unwohl, ruhte nicht, bevor er Ordnung in das Werk der Rettung, soweit es nun noch übrig blieb, gebracht hatte.

Der Knabe war vorläufig geborgen. Auf dem Dachboden eines Fabrikgebäudes lag er unter Stroh, von einem Trunke erwärmt, und während das Wasser durch die Maschinen unter ihm plätscherte, erwartete er mit klopfendem Herzen Erichs Rückkehr, der ihn nach dem sicheren Eschenheim zu bringen versprochen hatte.

Denn sein Haus stand sicher auf dem Abhange des Berges, und mochten die Fluten an seiner Schwelle züngeln, Sturm und Wolkenbruch das Dach beschädigt haben, er durfte doch um seine Mutter unbesorgt sein und sandte ihr Kunde von sich selber.

Zur Pflicht also! Hinaus auf die grauen, strudelnden Wasser, um nun auch ihnen, wie einst den feindseligen Menschen, die Herrschaft über sein Eigen und Erbe abzugewinnen! Durch nichts erquickt, als

durch den Rest des Trunkes, den der Knabe ihm gelassen, ergriff er das Ruder und lenkte seinen Nachen einem Steinhaufen zu, auf dessen Gipfel eine Arbeiterfamilie zitterte. Er schaffte sie nach dem Schlosse, das nach dem Brande nicht mehr Judenschloß war. Er fuhr mit dem Nachen durch das Portal und landete die Geretteten an der Treppe.

Die oberen Räume waren bereits von Bedrängten und ihrer Habe voll. Hier befand sich auch Baron Isaac und sein Sohn Joseph, in Sorgen um den Aeltesten des Hauses. Sie waren auf den ersten Ruf der Gefahr mit einem Wagen von Roggenau nach Rosenau geeilt, aber durch das Unwetter nach Hohenried getrieben worden. Hier hatte Isaac wenigstens für zweckmäßige Vertheilung der Räumlichkeiten und Vorräthe, mit Tagesanbruch auch für planmäßige Verwendung der Fahrzeuge gesorgt. Eben hatte er Anstalten getroffen, durch die müßigen und nur wegen ihres Hungers lenksamen Arbeiter aus treibendem Bauholz ein Floß herstellen zu lassen, das mit einiger Sicherheit auch eine größere Anzahl von Menschen mit ihrer Habe aufnehmen könnte.

Als Erich an diesem Punkte die Sachen wohlbestellt, und für ihn nichts zu thun sah, wählte er einen festeren Nachen, als der ihn bisher getragen, und ging

unter Beistand eines rüstigen Mannes an ein Tage-werk, in welches sich nur wenige, dazu ermüdete Hände zu theilen vermochten. Erst später eilten aus der Nach-barschaft einige rüstige Männer herbei und brachten mehr Thatkraft in das Werk der Rettung. Zu diesen gehörte der Edle Rudolf vom Ried keineswegs. Er kam auf seinem hübschen Lustboote mit bunten Rudern heran, beäugelte die Verwüstung, klagte, daß es wohl mehrere Tage hindurch kein frisches Fleisch im neuen Schlosse geben werde, fragte, was nun aus der Hoch-zeit werden solle, freute sich, daß man auf Hohenried so vortreffliche Anstalten zur Verpflegung vieler Un-glücklichen getroffen, und kehrte zu seiner Gemahlin zurück, welche ungeduldig auf Nachricht und eine Ried-heimer Hammelkeule wartete.

Für Erich galt es, die Unglücklichen, die noch an gefährdeten Stellen nach Rettung ausschauten, zu bergen und so unterzubringen, daß sie die Folgen der Schreckens-nacht überwinden und den Ersatz ihrer Habe abwarten konnten. Dabei mußte nach unerschütterlichem Plan und oft unbarmherzig verfahren werden, indem oft die Nachen, um ohne Zeitverlust zu arbeiten und zuvörderst die am meisten gefährdeten Stellen zu erreichen, dicht an minder gefährdeten vorbeifahren und die Unglück-lichen, die sich schon gerettet wähnten, der Verzweiflung

noch für eine Stunde überlassen mußten. Auch war streng darauf zu achten, daß die Fahrzeuge, von denen nur wenige vollkommen zuverlässig waren, nicht überladen, und so die Rettung vereitelt wurde. Viele, die auf einem Dachfirst oder in den Sparren einer stürzenden Scheune zusammengedrängt saßen, die Füße schon in die Flut getaucht, die noch immer stieg, waren mit äußerster Gewalt von den Booten abzuwehren, an welche sie sich mit der Kraft und Wuth der Verzweiflung festklammerten. In's Wasser zurück mit dem Sinnlosen, der im Todeskampfe am Bord des Nachens festgekrallt war und durch seine zerrende Last eine große Zahl von Leben auf's Neue in Gefahr brachte!

Und wie viele Bitten waren abzuweisen von Müttern, die ihre Kinder vermißten, von armen Leuten, die nur ein einziges Stück ihrer Habe, nur einen Topf mit ihren Sparpfennigen gerettet wünschten, und ihre Behausung nicht watend oder schwimmend zu erreichen vermochten! „Heute die Menschen, morgen die Leichen, übermorgen die Sachen!“ So lautete Erichs unbeugsamer Befehl, dem die Nothbeamten, die er im Laufe der ersten Stunde selbst auserlas und anstellte, blindlings Folge leisteten. Denn Erich erwählte Keinen, der nicht wenigstens in dieser Zeit allgemeiner Noth besonnen genug war, um das einzige Heil in der

Unterordnung unter klaren und kräftigen Willen zu erkennen.

Aus der Nothwendigkeit, den am meisten Bedrängten zuerst zu helfen, entstand manche bittere Feindschaft für die Zukunft, weil jene, die länger auf ihre Rettung hatten warten müssen, solche Säumniß der persönlichen Mißgunst zuschrieben, die, lange verborgen, eine Gelegenheit zur Vergeltung hätte wahrnehmen wollen.

Es gab den ganzen Tag hindurch eine hastige, erschöpfende Arbeit. Noch schwoll die Flut, obwohl langsamer als während der Nacht; denn die Regenströme waren endlich versiegt, und in den Bergen war kaum noch Schnee übrig. Sobald nur abzusehen war, daß Alles was über der grauwirbelnden Fläche noch lebte, zu retten wäre, drängte sich eine andre Sorge auf: Die Menge zu speisen, die Kranken von den Gesunden zu sondern, diese vor Krankheit zu schützen, für Alle dauerndes Obdach zu finden.

Stadt Riedheim hatte nur durch Sturm und Wolkenbrüche gelitten, war aber, hoch gelegen, wenigstens nicht von der Ueberschwemmung bedroht. Sie konnte helfen. Sie überließ den Kranken einige Säle, brachte eine Anzahl von Familien in öffentlichen Gebäuden unter, wies gutgeartete Leute an warme, gast-

liche Herdfeuer, stellte sofort Sammlungen an und half dem Hunger und der Blöße für die ersten Tage ab. Eine der schleunigsten Maßregeln war, an der Spitze angesehener Männer einen Hilferuf an das deutsche Volk zu erlassen, dessen Wirkung schon in der nächsten Zeit bemerkbar wurde. Für sein Eschenheim, für die beiden Schlösser Hohenried und die Landgüter sonst im Thale erwuchsen auch außerdem Opfer und Mühsale genug. Ihnen allen war ein Haufe unbeschreiblichen Elends an die Schwelle gespült worden, und war nicht abzuweisen. Die Hausfrau von Eschenheim räumte das Geräth aus ihren traulichen Gemächern und legte Streu auf den Boden. Es kamen Viele, die das Elend frech machte, und die aus ihren Leiden eine Berechtigung — mehr auf das Besitzthum als das Mitleiden der Begüterten entnahmen. Es waren meistens die leichtsinnigsten und verderbtesten unter den Arbeitern, Feinde des Besitzes und besonders der Besitzer, gewohnt, jede Arbeit als eine übergroße, und jeden Lohn als einen überkargen zu verschreien, Leute ohne Ehre und ohne Habe, die sich von Schrecken und Ermattung schnell aufrafften und das allgemeine Elend auszubeuten hofften. Sie forderten gebieterisch, zum Theil drohend, und es bedurfte einer fortwährenden starken Wache für das Haus Eschenheim, um jene Verworfenen, die keine

andere Erziehung als die der Maschine genossen hatten, im Zaume zu halten.

Daneben gingen die Vorbereitungen für die Hochzeitsfeier Erichs und Thora's. Bereits waren einzelne Gäste, die nächsten Verwandten, in Riedheim angelangt. Sie blieben angesichts des Unheils in der Stadt zurück, auch wurde in den Gasthöfen Unterkunft für die übrigen Gäste geschafft. Glücklicherweise war bereits nach Roggenau, wo im Kreise von Thora's Verwandten die Hochzeit, und nach Eschenheim, wo ein Schlußfest stattfinden sollte, alles Erforderliche zusammengebracht worden, und die Gäste, die bereits unterweges sein mochten, waren kaum mehr aufzuhalten. Auch blieb Erichs Mutter der hausfräulichen Ansicht, daß eine aufgeschobene Hochzeit noch viel trübseliger und ärmlicher verlaufen würde, als man jetzt zu befürchten hätte, und so beschloß man, die Doppelfeier zu begehen, so gut der Himmel es zuließe. —

Erich hatte am ersten Tage nach dem Unglück, dem Charfreitage, zur Unterstützung seiner Mutter keine Hand frei, und als er am Abende, auf den Tod ermüdet, im Garten von Eschenheim landete, fand er einen Streit zwischen Arbeitern zu schlichten, die sich gegenseitig bestohlen hatten. Kaum besaß er nach einer Mühsal von vierundzwanzig Stunden noch die Kraft, seine durch=

näßten Kleider abzuwerfen und aus den Händen der Mutter einen Trank zur Abwehr von Krankheit anzunehmen. Dann sank er in einen todähnlichen Schlaf, aus dem ihn erst der hohe Morgen erweckte.

Der zweite Tag gehörte den Leichen. Schon hoben sie die blassen Gesichter aus den beruhigten Wassern, oder eine Hand gegen das Morgenlicht. Immer mehr tauchten auf oder wurden in den Häusern hinter der wasserversperrten Thür gefunden, und neuer Jammer klagte über die mörderischen Fluten hin. Im Ahnensaale von Schloß Hohenried, das in dem weiten See die mächtigste Insel war, wurden die Leichen neben einander gereiht. Es war eine große Zahl. Die Nachen mit den Botschaften und den Verzeichnissen der Geretteten flogen von Insel zu Insel. Aus der Ferne grüßten und fanden sich Kinder zu Eltern, Mann zur Frau; aber Viele waren weder unter den Lebenden noch unter den Todten zu finden.

Auch Baron Abraham wurde noch vermißt. Daß er umgekommen, war nach der Aussage der beiden Diener nicht zweifelhaft. Baron Isaac fuhr, sobald er einen Nachen zu diesem Zwecke erlangen konnte, in Person nach dem Gartenhause. Das Wasser stand darin mehr als mannshoch, und das

Dach war durch den Regen und durch angetriebene Hölzer zertrümmert. So schwach die Hoffnung war, den Alten hier noch in den letzten Zuckungen des Lebens anzutreffen, so nahm man doch an, die Diener hätten in bösem Gewissen unwahren Bericht gegeben und durchforschte die Dachkammern und den Bodenraum, suchte dann in jedem der wasserdurchrauschten Räume nach dem Leichnam, dann im Garten, in der Umgegend — aber die Fluten verbargen ihn, den Gott durch die Folgen seiner That gerichtet. Auch Erich fuhr heran. Aber wie eifrig er seine Mühen mit denen des Freundes vereinigte, es war vergebens. —

Am Schlusse dieses Tages war so viel gethan, daß Erich seinen Gedanken an Thora nachhängen durfte. Es war der Vorabend des Osterfestes, an welchem er seine Braut erwartete. Von dem Augenblicke, da sie die Flur von Riedheim betrat, wollte er den Anbeginn erneuten Glückes für sich und die Seinen berechnen — und nun! Seine Hoffnungen waren abermals vernichtet, alle Opfer, die man ihm gerecht und wohlwollend gebracht hatte, schienen vergeblich. Sein Erbe war eine Wasserwüste, und wenn die Wasser verrannen, ward es eine Wüste andrer Art. Die Verbrechen und Flüche, die jener Unselige, nun Gerichtete

gesät, hatten wie Unkraut den entweihten Boden zu mächtig durchwuchert, um anders, als durch eine Sündfluth getilgt zu werden. War es möglich, die Zerstörung, die der rächende Gott über Schloß und Thal verhängt hatte, zu überwinden, so verlangte das ein Menschenalter voll unsäglicher Arbeit, also mehr Muth, als die Ereignisse dem sonst so thatkräftigen Manne übrig ließen.

Alles schwankte. Sogar der Grund und Boden der Väter war unsicher und schwankte, in Wasser verwandelt, zwischen den Bergen. Die Gerechtigkeit und das Erbarmen Gottes schienen ebenso unzuverlässig, und von Allem was Erich Stütze und Hoffnung genannt, blieb nur Eines: Thora.

Wie wird Thora dieses neue Unglück ertragen? —

Auf Anrathen der Mutter unterließ Erich, seine Braut durch eine vorbereitende Nachricht zu beunruhigen, die ihr nur wenige Stunden vor ihrer Abreise zugegangen wäre. Sie sollte in den Aufregungen des Abschieds nicht durch die Post erschreckt werden, welche ihr die Stunden der Reise mit Folterqualen angefüllt hätte. Sie sollte eintreffen, sollte das Unglück ansehen, sollte die Hände regen und es ertragen helfen. So war's Frau Hedwigs Wille und Erichs.

Freilich war anzunehmen, daß die Reisenden von

der Wassersnoth, die das ganze Land in Schrecken setzte und zur Abhilfe rief, unterwegs erfuhren; doch befanden sie sich dann ihrem Ziele näher, und das Uebel schien gemildert.

Sie kam also, Thora kam. Diese Nacht vorbei, und der Ostermorgen brachte sie an jene Stelle jenseits Riedheim, von wo aus sie das Uebermaß des Unheils erschauen konnte. Wege von Riedheim nach Eschenheim gab es nur weite, beschwerliche durch die Berge. Thora, die Verwandten, die Gäste mußten durch Boote befördert werden. Da der Bahnzug ziemlich früh eintraf, so waren die Fahrzeuge für Personen und Gepäck schon während der Nacht zu rüsten, um mit steigender Sonne bereit zu sein.

Dabei hörte dennoch die Berathung nicht auf, ob die Feierlichkeiten, Thora's Taufe und die Einsegnung des Brautpaars, nicht aufzuschieben wären. Endlich wurde die Entscheidung dem Pfarrer von Roggenau überlassen, der noch spät Abends in Eschenheim landete.

„Ich lasse zum Gottesdienste läuten," sagte der, „und da die Taufe der Braut und die Einsegnung eines Ehebundes Gottesdienst ist, so wird der Altar auch für diese Feier bereitet sein."

Uebrigens war der Pfarrer mit seinem katholischen Amtsgenossen übereingekommen, daß an beiden Oster-

tagen Frühgottesdienst in der evangelischen Kirche zu Roggenau für diejenigen Mitglieder der Gemeinde Riedheim stattfinden sollte, welche ihre eigne Kirche in der Stadt nicht zu erreichen vermöchten. Dann sollte evangelischer Gottesdienst zu gewohnter Zeit stattfinden, die seltene Feier aber, mit welcher der Name des Herrn zu verherrlichen war, konnte mitten in allem Unheil keine bessere Stunde und Gelegenheit haben, als jene, wenn eine zerknirschte Gemeinde neuem Segen des Herrn entgegenharrte. —

XIX.

Das Fest der Auferstehung kam, der Wiedergeburt und Erneuerung alles durch das Wort Geschaffenen, des aufsteigenden Lichtes, des siegreichen Frühlings, das Fest, dessen Namen und Sinnbilder älter sind als seine christliche Deutung, das Fest der freundlichen Lichtgöttin Ostara.

Und als Lichtgöttin trat sie auf. Im strahlenden Festgewande stand sie auf den Bergen im Osten und sah mit göttlicher Gelassenheit auf die Wasseröde, als wäre die Verwüstung ein Geringes gegen ihre göttliche Kraft, aufzuerwecken und zu erneuern. Ihr Abglanz verklärte mit zitternden Lichtern die Fluten, die in weiten Strudeln Trümmer einschlangen und auswarfen, und die trauernden Gesichter der Menschen mit einem Schimmer von Lebenswärme nach so vielen Stunden der Angst und der kalten Verzweiflung.

Keine Buchenkätzchen und Weidenknospen, von kraus-blonden Köpfchen umdrängt, blühten diesmal der guten

Ostara hinter den Fenstern der Hütten, noch tummelten sich die Kinder, die Erneuerer des Menschengeschlechtes, im Garten nach den farbigen Eiern. Kein Duft festlicher Brote, zur Erinnerung an ihre unblutigen Heiligthümer, stieg zu ihr hinauf, und ihre Feuer waren von den Fluten der Berge und den Thränen der Menschen ausgelöscht. Dennoch blickte sie gütig, die vergessene Tochter Gottes, die leibliche Offenbarung seines Willens, der Alles neu macht, und ließ gottbewußte Herzen empfinden, daß der schaffende Geist auch über den zerstörenden Wasser waltete.

Von dieser Empfindung war Erich beseelt, als er in den Morgen hinaustrat und die Ostersonne über der Sündflut glänzen sah. Wie schrecklich diese auch mit ihren Wellen an den Rosenstämmen von Eschenheim züngelte, über ihr strahlte doch die Verheißung und Versöhnung, die in der ganzen Zukunft liegt, und durch redliches Bestreben und tüchtige Hände, wenn auch freilich nicht in einem Menschenalter und nicht zum Lohne der Lebenden, herbeizuführen ist.

Die Boote waren sauber hergestellt, mit Teppichen erwärmt, aber die Kränze aus Eschenheimer Blumen, die für die Rosse des Brautwagens bestimmt gewesen, schmückten ihn nicht. Ein Freudenfest durfte nicht ge-

feiert werden über den Wassern, die alle sprießenden Frühlingsblumen von Riedheim begraben hatten. —

Die Ruderer lenkten die Boote zunächst gegen Hohenried, um Baron Isaac aufzunehmen, der für die Zeit der Noth seine Wohnung dort genommen hatte. Er setzte sich zu Erich, und so ging es weiter gegen Riedheim zu. Auf den Wassern trieben noch Trümmer von Gebäuden und allerlei verdorbener Hausrat. Auf Kähnen und Flößen kreuzten die Bewohner, um ein armseliges Stück, das keiner Mühe mehr lohnte, aufzufischen. Der Zustand der Habe, die auf solche Weise zusammengebracht wurde, erhöhte die Verzweiflung derer, die bisher den Besitz zu ihrem Gotte gemacht hatten.

In der Nähe von Rosenau stieg Baron Isaac in einen andern Nachen und nahm einen Umweg, um die Nachforschungen nach der Leiche seines Vaters, die in der Nähe des Gartenhauses fortgesetzt wurden, durch persönliche Theilnahme zu ermuntern. Auch Erich riß den fernspähenden Blick von seinem Ziele los, das er bis dahin am Eingange des Thales auf einem sonnigen, in spärlichem Grün schimmernden Hügel gesucht hatte, und wandte seine Aufmerksamkeit den vorüberrauschenden Fluten zu.

Diese waren im Laufe der Nacht noch gestiegen, indessen so allmählich, daß überall Vorkehrungen zu ihrer Abwehr getroffen, oder doch in den Häusern,

die sie erreichten, die Schäden durch rechtzeitige Flucht vermindert waren. Als die Sonne höher stieg, wurde eine geringe Abnahme der Ueberschwemmung bemerkbar, und zugleich begannen die Gewässer von den Bergen zurück, ihrer gemeinsamen Ableitung, dem Riedflusse, zuzuströmen. Der Damm hemmte diese Rückströmung mit seinen nacktgewaschenen Steinmassen, und es wurden dadurch Baumstämme, Nutzholz, Strauchwerk und was von zerschelltem Geräth hinschwamm, zu großen Massen aufgestaut, und der schmutzige Schlamm, der aus der Tiefe aufgährte, drängte sich überall in die Fugen.

Durch solche Hindernisse hatte Erichs Nachen sich eine Strecke weit hindurchzuwinden, um freiere Bahn zu gewinnen, und als die Ruderer ihre Augen den schwimmenden Habseligkeiten zuwandten, welche sie hier und dort als das Eigenthum eines Freundes erkannten, da erschien einem scharfen Blick unter einem wüsten Haufen von Stroh und Strauchwerk etwas, das näherer Untersuchung werth schien. Die Ruderer winkten einander mit Blicken und arbeiteten sich eine Strecke weit in die Trümmer hinein. Als Erich auf ihr Treiben aufmerksam wurde, gewahrte er den Fahrstuhl des Baron Abraham. Die schwankenden Bewegungen des Gefährtes verriethen, daß eine Last an ihm zerrte. Man räumte eine Menge Gestrüpp fort. Da fuhr, in

ein Rad geflochten, eine Todtenfaust aus dem Wasser und ballte sich gegen Erich. Sobald man den Fahrstuhl mit einem Haken heranzog, tauchte ein geschälter Schädel auf, und dann hob der alte Abraham, dessen Geist zu seinen Vätern versammelt war, das gedunsene Leichengesicht aus dem Schlamme und sah mit halbgeöffnetem Auge nach seinem Grabe aus —

Erich ließ den Leichnam durch einen vorbeitreibenden Kahn bergen und Baron Isaac benachrichtigen. Dann setzte er erschüttert seine Brautfahrt fort.

Und als wäre es nicht der elende Körper des Frevlers, sondern die ungeheure Last seiner Verbrechen, die den Wassern entnommen worden, schienen diese schneller zu sinken, schienen dem Raume, den er leer gelassen, zuzufließen und sich da hinein wie in einen mächtigen Krater zu stürzen. Kurze Zeit, und sie mußten gewichen sein und den Boden wieder für die schaffenden Gewalten freigelassen haben.

Baron Isaac traf auf den Kahn, der seines Vaters Leiche trug, hob die Hülle vom Todtengesicht und senkte sie. Dann befahl er sie ohne Aufsehen in das verlassene Wohnhaus von Rosenau zu schaffen und ließ Joseph Sternberger mit den letzten Ehren nach jüdischem Brauche beauftragen. Da des verblichenen Mannes Grab in dem Thale nicht sicher, gegenwärtig auch kein Fleckchen

Erde zur Bestattung vorhanden war, so mußte die Leiche zur Spree und in das große Grab der Familie Kaschauer geschafft werden. Das geschah auf Baron Isaacs Anordnung ohne Zeitverlust und Umständlichkeit. Jüdische Männer legten den gesäuberten Leichnam in den bereit gehaltenen Sarg, senkten diesen in eine Kiste und schafften sie wie ein Frachtgut nach dem Bahnhofe von Riedheim. Die Sündflut, die der Lebende ins Land gerufen, verhinderte jede Feierlichkeit an dem Todten, die von ihrem Gegenstande selbst entweiht worden wäre. —

Erich aber strebte seinem Ziele mit beschleunigten Ruderschlägen zu. Auf dem Hügel, an dessen Fuße er landen sollte, war es hell, und als sein spähendes Auge durchdrang, stand dort die Ostara seines Muthes und seiner Hoffnungen, Thora.

Er schwang ihr den Hut entgegen, sie winkte mit dem Tuch und führte es an die Augen. Die Mutter, die Geschwister, die versammelten Gäste, die Diener und die Frauen winkten und weinten.

Die Boote landeten, wo die Flut der Zerstörung den abschüssigen Fahrweg unterbrach, und wiederum war es herzwendende Qual, welche die beiden verbündeten Herzen zu einander zwang. Von bräutlicher Seligkeit war ihnen wenig beschieden.

„Wir werden viel zu thun haben,“ sagte Erich, als Thora's Arme ihn entließen.

„Wohl uns, daß wir jung und kräftig sind,“ sagte Thora und warf einen fast trotzigen Blick über die Wasseröde, die sich von dem hochgelegenen Orte aus mit all' ihren Buchten und Fernen ausdehnte.

Während die Verwandten und die Gäste Erich umgaben und ihm die Hände reichten, als gäben sie ihm jeder einen Theil seiner Kraft, da landete auch Baron Isaac und grüßte die Enkelin. Sein Gesicht war verstört, aber seine Rede fest und feierlich. „Nehmt es nicht zu schwer,“ sagte er. „Zwar ist es die Arbeit eines Halbgottes oder eines halben Jahrhunderts, zu bauen, was zwei Tage zerstörten; aber ich denke, diese Gewässer haben auch den Fluch fortgespült, der auf jenen überschwemmten Feldern lag, und der wird nicht mehr hindern, daß wir mit Freuden ernten, was wir mit Thränen säen werden.“

Man bestieg die Kähne. Für die Unpäßlichen und solche, die das Wasser fürchteten, standen einige Wagen bereit, um sie auf unbequemer Fahrt durch die Berge nach einem Punkte zu schaffen, von wo aus nach Roggenau kurze und leichte Ueberfahrt möglich war. Baron Moses hielt sich zu diesen. Das Brautpaar mit dem Geistlichen, der Thora vorbereitet hatte, nahm

das erste Boot ein, Isaac und Thora's Eltern folgten, die muthigen Gäste, die Dienerschaft und das Gepäck füllten die übrigen Fahrzeuge.

Im Schlosse Roggenau fanden sich sämmtliche Festbetheiligte zusammen, und nachdem eine Erfrischung eingenommen und die Festgewänder angelegt waren, begannen die Boote zwischen dem Herrenhause und der Kirche hin und her zu fahren, und mitten in den umwirbelnden Fluten füllte sich das heilige Haus mit reichen, anmuthigen Gestalten.

Erich fuhr seiner Braut voraus. Diese nahm mit dem Prediger und den drei Taufzeugen aus Erichs Verwandtschaft das letzte Boot ein. So hoch stand das Wasser, daß der Raum zwischen der Schwelle des Tempels und dem Landungsplatze von den Festgenossen und Zuschauern ganz ausgefüllt war. Vor dem Portale standen die beiden priesterlichen Greise, der Pfarrer von Roggenau und der Vicar von Riedheim, und als Thora sich in ihrem Boote näherte, trat jener zum Rande der Flut, schöpfte mit geweihter Schale aus dem Wasser der Vernichtung und sandte sie durch den Küster zum Altar. Dann begrüßte er die Gelandeten, und ging Allen voran in den Tempel, der von Orgelklang erbrauste. Viele von den Kirchenbesuchern waren in Erwartung des seltenen Festes zurückgeblieben, und die

kleine Dorfkirche war nicht leer, als Thora ihren Platz vor dem Altar einnahm. Freilich war das eine Gemeinde im traurigen Gewande des Elends, blaß und mit rothgeweinten Augen, aber es waren die Würdigsten, deren Augen dieses Fest nicht entweihten. Denn das Gesindel dachte nicht an Gottesdienst, lag ungebessert auf der faulen Streu, ließ sich Almosen austheilen und dachte mit Unmuth an die Zeit, wenn der Boden wieder für die Arbeit frei sein würde.

Die Taufzeugen und der Halbkreis der Festgenossen verbargen der Menge Thora's festliche Gestalt. Erich stand hinter ihr wie ein Gast unter den Gästen. Die Orgel brauste durch das Herz des Täuflings und derer, die ihn liebten, und mächtiger noch als die Orgel erschütterte ein Choral voll Gottvertrauen und Menschenmuth das Gewölbe des Gotteshauses. Dann trat der fremde Prediger vor den Altar, und nachdem die weihenden Formen erfüllt waren, sprach er:

„Als ein Fremder bin ich zu euch gekommen, ihr Hartgeprüfen, unbekannt mit den Regungen, welche das Herz eines Jeden von euch treiben, und die nur der treue Seelsorger kennt und lenkt. Aber ich bin nicht unbekannt mit den Empfindungen, freudigen wie schmerzhaften, die zur Zeit eines großen Glückes oder eines großen Unheils jedes ächte Menschenherz gleich mächtig

bewegen. Daher richte ich an euch die Rede nicht zur Führung und Lehre für eure Seelen, die ich vielmehr dem Würdigen überlasse, der dazu berufen ist, sondern vom Herrn gesendet in einem Augenblicke höchster Noth. Und da meine Seele nicht vom eigenen Leid und Verlust befangen ist, sondern für das Mitgefühl mit eurer Heimsuchung ganz frei ist, so bin ich vielleicht besser als ein Andrer gestimmt, Worte des Urtheils und des Trostes zu reden. Denn übergroß und des Trostes bedürftig ist fürwahr die Heimsuchung des Herrn, die über dieses Thal und seine Bewohner gekommen ist, und wenn die menschliche Vernunft sich an die Enträthselung seines Rathschlusses wagen darf, so muß sie aus dem furchtbaren Maße dieser Heimsuchung ein Uebermaß des Frevels erkennen, das der Herr zu vergelten nicht mehr zögern durfte. Es ist viel gesagt worden von dem Verderben, das ein fremder Stamm zuerst über den gotterschaffenen Grund und Boden dieses Thales, dann auch über die Sitten und Seelen seiner Bewohner gebracht hat; aber wir verschließen die Klagen darüber in unserer Brust, nicht weil würdige und gottgefällige Vertreter jenes fremden Stammes dieser Rede zuhören, sondern weil wir nicht zugeben, daß das Uebermaß der Gottlosigkeit, die der Herr züchtigt, hervorgegangen sei aus den bösen Plänen der Fremden, welche

über dieses Thal gekommen sind. Denn zu keiner Zeit hat euch, ihr Unglücklichen, das göttliche Wort gefehlt, um euch von den Lehren der Welt und des Mammons, welcher ist ein übel gewordenes Gut, ein abgefallener Engel Gottes, zurückzuführen zu den Lehren des Herrn und den Segnungen seines höchsten Gutes, das treu geblieben: Das ist der Mensch Christus. Ihr habt stets unermüdliche Priester gehabt, die euch sagten was zu eurem Frieden dient. Habt ihr solchen Worten eure Ohren geneigt? Es wohnten die Guten unter euch, die Gott und seinem menschenbildenden Geiste, nicht dem Mammon dienten. Seid ihr solchen Beispielen gefolgt? Lehre und Beispiel waren so vergeblich an euch, daß ihr die Rechte Gottes mit euren Leidenschaften vermengt, und unter dem Vorwande, seine beleidigten Heiligthümer zu vertheidigen oder zu rächen, eure frevelhafte Habgier unter Mord und Brand entfesselt habt. Ihr Vermessenen! Gott vertheidigt seine Heiligthümer wohl selbst, und wer seid ihr, daß ihr sie rächen wolltet! Auch war das nur die Aufwallung der wenigen Besseren, wenngleich Verblendeten. Aber als ihr das Feuer an die Häuser eurer Schirmherrn legtet, dachtet ihr da an das göttliche Bild, das kindische Thorheit verletzte? — O ich beklage, daß ich nur zu euch Wenigen rede, die ihr in diesem Tempel verweilt und dadurch beweist, daß ihr

für Gott nicht verloren seid! Ich beklage, daß nicht alle jene erschienen sind, denen meine Worte gelten, alle die Frevler, deren gesetzloses und höchst gewaltthätiges Thun kurz vorherging der Vergeltung, die nun auch über die Gerechten kommen mußte! Aber redet ihr zu jenen, wenn ihr hinausgeht, und führet ihnen zu Gemüthe, wie auf ihre Thorheit schnell die Züchtigung gefolgt ist, und wie sie irrten, wenn sie gedachten, Gott ließe sich spotten. Wo ihr einen Spötter und Frevler leiden sehet, tröstet ihn nicht, tröstet ihn jetzt noch nicht mit dem Erbarmen des Allerbarmers, sondern sprechet: Siehe, das ist die Ruthe des Starken und Eifrigen, der bisher in diesem Thale verehrt worden, und nun im vierten Gliede der Kinder zur Vergeltung geschritten ist! Aber wenn einer sich von Herzen zur besseren Einsicht bekehrt, dem redet auch von der Gnade und Versöhnung des Herrn, der seinen Regenbogen setzt über die Sündfluth, und das Kreuz über die verworfene Menschheit; der seine Kinder durch Züchtigung zur Besserung führt und beruft Alle zu der Heiligung und Vollendung, die er diesen Jahrtausenden vorgezeichnet hat in einem Messias, der fürwahr erschienen ist und die Mängel der Menschheit in seiner göttlichen Reinheit ausgelöscht hat. Ja, vernehmet ihr, die Besseren, die an dieser Stelle den Herrn verehren, und ver-

kündet es denen, die draußen sind: Der Rächer vom Himmel, der euer Thal so schrecklich heimsuchte, ist wieder zum Erbarmer geworden! Denn er sendet euch die gotterfüllte Seele, die eure frevelhafte und unheilvolle Vergangenheit mit einer gottergebenen und glückseligen Zukunft vermitteln soll. Aus dem fremden Stamme entsprossen, dessen Anlage, Geschichte und Schicksal ihn unserem Volke feindlich gestalten, ist sie dennoch durch Ereignisse und Herzensmächte, über welche nur dem Allwissenden ein Urtheil zusteht, dem Glauben zugeführt worden, daß in dem göttlichen Menschen, den wir als Gott und an Stelle Gottes verehren, erfüllt sei was sie hoffte, und daß der einzelne Mensch wie die Menschheit erst völlig und gänzlich durch die Schule dieses Glaubens und seiner kirchlichen Satzungen hindurchgehen müsse, bevor sie höhere Ziele mit Sicherheit zu erstreben vermöchte. Aber das ist nicht die Aufgabe dieses Jahrhunderts, vielleicht nicht des kommenden; sondern unsere Aufgabe ist die Vereinigung der Menschheit unter dem Kreuze, das ist der innigen und aufopfernden Liebe zu einander, der Arbeit für einander, des Leidens und des Todes für einander. — Und nun bin ich dessen Zeuge, ihr Alle, die ihr im Namen des einigen Gottes versammelt seid, daß die Seele, die ich durch meine Lehre für die Gemeinschaft der arbeitenden und

leidenden Menschheit vorbereiten durfte, dieser Gemeinschaft in keinem andern als dem Sinne des Kreuzes angehören will. Nicht was eitel ist vor dem Herrn führt sie zu uns, sondern die aufrichtige Sehnsucht nach dem Göttlichen, das in der Menschheit wohnt, und das bisher und gegenwärtig doch nirgend vollkommener als in unsrem Heilande zur Erscheinung gelangt ist. Ja, es bedurfte einer geläuterten Seele, um zwischen den feindlichen Mächten, die über euch gekommen waren, und einer besseren Zukunft, da Gott regieren soll, zu vermitteln, und ich verkünde es laut, daß euch die lauterste zu solcher Versöhnung gesendet worden ist. Trauernd, aber mit freudiger Erinnerung entlasse ich die edle Jungfrau aus meiner Lehre, die sie eifrig und verständnißvoll aufnahm, und weiche dem Ehrwürdigen, den der Herr erwählt hat, diese werthvolle Seele der christlichen Gemeinschaft zuzuführen."

Der Prediger fügte ein Gebet hinzu und verließ den Altar. Thora verneigte sich, Thränen im Auge, gegen ihren Lehrer. Dann betrat der weißhaarige Pfarrer von Roggenau die Stufe, und nach einer kurzen, treuherzigen Anrede und innigem Gebet taufte er unter den heiligen Gebräuchen Thora aus der Schale, in welche das Wasser der Vernichtung und Versöhnung geschöpft war. —

XX.

Nach vollendeter Taufe nahm Thora unter Orgelklang und dem Gesange der Gemeinde die Glückwünsche des Vicars von Riedheim, der Taufzeugen, der Eltern Erichs und der übrigen Gäste entgegen. Ihre Mutter umarmte sie, und Baron Moses reichte seiner Tochter mit einer Miene die Hand, in welcher der gewohnte Spott zwar unterdrückt war, die indessen nicht zuzugeben schien, daß mit Thora eine wesentliche Veränderung vorgegangen wäre. Dann trat die Braut in die Sacristei, wo man sie mit dem Myrthenkranze und dem Schleier schmückte.

Als Orgel und Lied ausklangen, trat wiederum der Pfarrer von Roggenau auf, um das Brautpaar feierlich zusammenzugeben, und nachdem so die Festlichkeiten beschlossen waren, begab man sich zu den Booten zurück und nach dem Herrenhause Roggenau.

Die Vermählung Erichs und Thora's wurde also ohne andren Sang und Klang als dem der Orgel und des Liedes gefeiert, und einige Gäste, die von einer Hochzeit auch Lustbarkeit beanspruchten, schilderten diese als die langweiligste und unbehaglichste, die sie mitgemacht.

„Wasser, nichts als Wasser, soweit man zu den Fenstern hinaussah, und wahre Leichenbittermienen statt der Hochzeitsgesichter. Der alte Vicar von Riedheim hielt eine Tischrede, als wollte er auch das Haus Roggenau noch überschwemmen, und als man bei gutem Wein und vortrefflicher Küche eben etwas warm wurde, ruft so ein vorwitziger Student: „Da sind die Todtenkähne!“ Die ganze Gesellschaft stürzt an die Fenster und auf die Balcons. Ein Schauspiel für Hochzeitsgäste, wahrhaftig! Fahren da, paarweise geordnet, in langer Reihe die Nachen, mit Särgen darauf, in einiger Entfernung vorüber, und alle Glocken läuten, und ein Todtenlied dringt über die Gewässer in den Hochzeitsaal. In den Bergen war ein Ort zum Friedhof für die Verunglückten geweiht, weil im Thal kein Fußbreit trocken war. Nachher kam vortrefflicher Champagner, aber er schmeckte nicht mehr. So viel weiß ich, ich gehe zu keiner überschwemmten Hochzeit mehr.“ — So schrieb Herr Bonhard, der sich nebst Fräulein

Rosa gleichfalls unter den Gästen befand, an seine Frau.

Wohl war es eine Trauerhochzeit; auch trugen die Verwandten des Hauses Ried noch äußerliche Zeichen der Trauer. Aber ein solches Fest war für Erich und seine junge Gemahlin der allein angemessene Beginn einer Zeit voll Sorge und Arbeit, einer Thränensaat, die mit freudiger Ernte belohnt werden sollte.

Die Gäste waren zufrieden, von dem „Schnupfenfest", wie Baron Moses es nannte, bei guter Zeit heimzukehren. Nur die von Hohenried schoben ihre Abreise bis zum folgenden Tage auf, um die vorbereiteten Verträge mit dem Hause Eschenheim zu vollziehen.

Das letzte Unglück, das über den uralten Grundbesitz der Familie hereingebrochen, war doch in einer Hinsicht förderlich gewesen. Es hatte bei den Herren von Hohenried das letzte Bedenken wegen Abtretung ihrer Rechte an die Eschenheimer beseitigt. Sobald Achill und sein Sohn Wolfgang den ersten Blick auf die Wasserwüste geworfen hatten, sagten sie wie aus einem Munde: „Gott! Wie wird das Alles verschlämmt sein!" und von dem Augenblicke verspürten sie keine Lust mehr, die Arbeit eines Menschenalters an die Beseitigung der Folgen und den Anbau ihres Väter=

erbes zu wagen. Es bedurfte für sie keiner Berathung mehr, um den Plänen und Vorschlägen des Baron Isaac Zustimmung zu verschaffen, und die Damen von Hohenried wurden mit der Wendung der Dinge gleichfalls ausgesöhnt, als zum Schlusse der Verhandlungen das alte Familiengeschmeide des Hauses Ried, und zwar nicht zum Vortheile Thora's, des Eindringlings, zur Vertheilung gelangte.

Auch Herr Bonhard verlor den Muth nicht und sorgte durch sein heiteres, zuversichtliches Auftreten dafür, daß niemand ihn verlor. „Unsren Spinnereien und Webereien," sagte er, „schadet das viele Wasser nichts. Die Gebäude stehen, und wenn die Maschinen ersetzt werden müssen, desto besser. Es geht zum Sommer, da wird schnell Alles trocken, auch die Thränen. Wir wollen in zwanzig bis fünfzig Jahren für das ganze Thal ein neues grünes Kleid zusammenspinnen, und am Besatz soll es auch nicht fehlen."

Sein Töchterchen Rosa war anfangs nur verlegen lustig. Sie hatte geweint und sich gesträubt, auf Erichs Hochzeit zu erscheinen. Aber als der Vater sagte: „Du wirst doch kein Narr sein und dir etwas anmerken lassen?" Da hatte sie nachgegeben, die Thränen getrocknet und das neue Kleid eingepackt. Zwar wurde sie beim Anblick des vielen Wassers sehr betrübt, aber als Erichs

Bruder, ein sehr frischer und schmucker, auch bereits von Staatswegen dreimal geprüfter junger Mann sie beim Hochzeitsfeste zur Tafel und am zweiten Ostertage auf flinkem Nachen über jenes viele Wasser führte, da wurde sie merklich heiterer. Ihre heimlichen Blicke richteten sich seltener auf das schöne Brautpaar, das immer hinter so großen Blumensträußen saß, und hingen unbefangen an den Lippen des beredten jungen Mannes, der einmal Minister werden konnte.

„Nun?“ fragte der Vater auf der Heimfahrt. „Hatte ich nicht Recht, Dich mitzunehmen? Wie hat Dir die Hochzeit gefallen?“

„Es sind doch Alles gute Menschen, diese Eschenheimer,“ antwortete sie. —

Nach Unterzeichnung der Verträge kehrten auch die Herrschaften von Hohenried, Männer und Frauen, nach Wien zurück, und Ruhe kam über das Haus Eschenheim, die erste stille Stunde für die Neuvermählten. Sie lasen mit einander die Zuschriften, die ihnen von Freunden und Verwandten für das Fest zugegangen waren, und verweilten lange bei einem Briefe der unglücklichen Silvane, die von Paris aus ihre Vermählung mit Majorescu anzeigte. Dieser war unmittelbar nach der Trauung auf seine Güter abgereist — „um dort zu sterben“, so schrieb Silvane mit

schauerlicher Kürze. „Ich gehe nach Hamburg und thue dasselbe, nur etwas langsamer.“ —

Erich sprang auf. „Wir wollen uns von diesen trübseligen Bildern endlich losreißen!“ rief er und brachte Hut und Shawl für Thora.

Draußen fielen die Fluten. Die Sonne schien mächtig, trocknete schnell das hochgelegene Erdreich und weckte junge Gräser an den Rändern der Gewässer. Erich zog sein junges Weib hinaus in die Mittagswärme, stellte sie vor die halboffenen Augen seiner Ziersträucher, küßte sie vor den Rosenbüschen, die vom Frühlinge gährten, und wandelte mit ihr über die Erdwelle, auf welcher Eschenheim liegt, nach dem östlichen Abhange, an dessen Fuße der Riedfluß vorbeirauscht. Dort steht eine Bank unter Geisblatt, Flieder und Jasmin, aus denen die ersten Blattknospen hervortraten. Eine Fernsicht öffnete sich — sonst auf die fahlen Felder und die qualmenden Schornsteine im Thal, jetzt auf die graue, strahlendurchwirkte Wasserfläche, einst, so Gott segnet, auf bessere Augenweide.

Und wie die vereinten Blicke der beiden guten Menschen wehmüthig über die strudelnde Fläche flogen, da erblickten sie etwas wie eine Tafel, die heran schwamm, und je näher sie kam, in desto lebhafteren Farben schimmerte sie. Die Strömung trug sie nach

dem Flusse zu, der sie hart am Lande vorübertreiben mußte. Erich brach einen Zweig aus den Gesträuchen, sie aufzuhalten.

Und welch' ein Wunder! Ein Bild schwebt auf dem Wasser hin, das Bild einer schönen, blonden Frau. Ihre Farben glänzen lebhafter vor Nässe und Sonnenschein, und ihre Augen blicken wie lebendige Augen zum Himmel.

Es bedurfte des rettenden Zweiges nicht; das Bild landete zu Thora's Füßen. Sie erhob es aus dem Wasser, und Erich bat, es der Mutter zu bringen.

Kaum erblickte die edle Frau das unbeschädigte Bild, so eilte sie darauf zu, als umarmte sie eine Lebende, und rief unter Freudenthränen: „Das ist die beste Frau, die jemals im Thale gewohnt hat. Ihr Bild ist gerettet, ihr Geist wird zurückkehren!“ —

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.





